

# QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Von 1918 bis 1949



Band  
4

Wydawnictwo Poznańskie

# QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Herausgegeben von Hubert Orłowski und Czesław Karolak

## Band 1 VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUM BAROCK

Herausgegeben von Katarzyna Dzikowska

## Band 2 VON DER AUFKLÄRUNG BIS ZUR WEIMARER KLASSIK

Herausgegeben von Roman Dziergwa

## Band 3 DAS LANGE NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Herausgegeben von Jerzy Kałużny und Maria Wojtczak

## Band 4 VON 1918 BIS 1949

Herausgegeben von Izabela Sellmer

## Band 5 VON 1950 BIS ZUR GEGENWART

### Teil 1

#### Deutsche Literatur

Herausgegeben von Ewa Pytel-Bartnik und Sławomir Piontek

### Teil 2

#### Deutschsprachige Literatur der Schweiz nach 1945

Herausgegeben von Barbara Rowińska-Januszewska  
unter Mitarbeit von Justyna Krauze-Pierz

## Band 6 ÖSTERREICHISCHE LITERATUR – LITERATUR AUS ÖSTERREICH

Herausgegeben von Stefan H. Kaszyński

# QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Band 4  
VON 1918 BIS 1949

Herausgegeben von Izabela Sellmer



Wydawnictwo Poznańskie  
Poznań 2010

© Copyright by Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., Poznań 2010

Koordinacja prac tomy I-VI  
*Ryszard Wryk*

Redakcja tomu  
*Barbara Grunwald-Hajdasz*

Redakcja techniczna i przygotowanie do druku  
*Barbara Adamczyk*

Korekta  
*Zespół*

Projekt okładki  
*Barbara Grunwald-Hajdasz*

Podręcznik akademicki dotowany przez Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego

Objętość tomów I-VI: 150 arkuszy wydawniczych  
Nakład tomów I-VI: po 1000 egzemplarzy

ISBN 978-83-7177-677-9 (t. I-VI)

ISBN 978-83-7177-678-6 (t. I)

ISBN 978-83-7177-679-3 (t. II)

ISBN 978-83-7177-684-7 (t. III)

ISBN 978-83-7177-685-4 (t. IV)

ISBN 978-83-7177-686-1 (t. V)

ISBN 978-83-7177-687-8 (t. VI)

Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., 61-701 Poznań, ul. Fredry 8

Dział handlowy: tel. (61) 852-38-44

Sekretariat: tel. (61) 852-66-05

faks (61) 853-80-75

e-mail: [wydawnictwo@wydawnictwo-poznanskie.pl](mailto:wydawnictwo@wydawnictwo-poznanskie.pl)

[www.wydawnictwo-poznanskie.pl](http://www.wydawnictwo-poznanskie.pl)



# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort zum Gesamtprojekt .....	9
Einführung .....	11
<b>Prosa und Drama</b>	
<b>Heinrich Mann</b>	
Der Untertan .....	23
<b>Georg Kaiser</b>	
Gas II .....	33
<b>Thomas Mann</b>	
Der Zauberberg .....	39
Mario und der Zauberer .....	55
Doktor Faustus .....	62
<b>Hermann Hesse</b>	
Der Steppenwolf .....	72
<b>Erich M. Remarque</b>	
Im Westen nichts Neues .....	78
<b>Alfred Döblin</b>	
Berlin Alexandenplatz .....	87
<b>Bertolt Brecht</b>	
Die Dreigroschenoper .....	93
<b>Werner Bergengruen</b>	
Der Großtyrann und das Gericht .....	101
<b>Stefan Paul Andres</b>	
El Greco malt den Großinquisitor .....	112
<b>Klaus Mann</b>	
Mephisto .....	118
Der Vulkan .....	129
<b>Reinhold Schneider</b>	
Las Casas vor Karl V. ....	135
<b>Ernst Jünger</b>	
Auf den Marmorklippen .....	145
<b>Lion Feuchtwanger</b>	
Exil .....	150
<b>Anna Seghers</b>	
Das siebte Kreuz .....	155
Transit .....	161
<b>Hermann Kasack</b>	
Die Stadt hinter dem Strom .....	165

<b>Wolfgang Borchert</b>	
Draußen vor der Tür .....	182
<b>Heinrich Böll</b>	
Der Zug was pünktlich .....	188
Wo warst du, Adam? .....	192
<b>Ernst von Salomon</b>	
Der Fragebogen .....	203

## Essaistik, Programmtexte

<b>Thomas Mann</b>	
Betrachtungen eines Unpolitischen .....	211
Von deutscher Republik .....	219
Deutsche Hörer! (BBC-Radioansprache vom 10.5.1945) .....	227
<b>Kurt Tucholsky</b>	
Lerne lachen ohne zu weinen .....	229
<b>Gottfried Benn</b>	
Der neue Staat und die Intellektuellen .....	236
<b>Alfred Döblin</b>	
Der historische Roman und wir .....	241
<b>Walter Benjamin</b>	
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit .....	251
<b>Klaus Mann</b>	
Gottfried Benn, die Geschichte einer Verirrung .....	259
<b>Hans Werner Richter</b>	
Warum schweigt die junge Generation? .....	265
<b>Karl Jaspers</b>	
Die Schuldfrage .....	268
<b>Theodor W. Adorno</b>	
Kulturkritik und Gesellschaft .....	272

## Poesie

<b>Oskar Loerke</b>	
Der Silberdistelwald .....	283
<b>Wilhelm Lehmann</b>	
Lied des alternden Weingott .....	284
Traumleib der Wärme .....	285
Die Signatur .....	285
Fahrt über den Plöner See .....	286
<b>Nelly Sachs</b>	
«Vielleicht aber» .....	287
Die Abenteurerin .....	288
Chor der Geretteten .....	288

<b>Stephan Hermlin</b>	
Ballade vom Land der ungesprochenen Worte .....	289
Balladen von den Geliebten in den großen Städten .....	291
<b>Peter Huchel</b>	
Oktoberlicht .....	293
Die Sternenreuse .....	294
<b>Gertrud Kolmar</b>	
Meerwunder .....	294
<b>Gottfried Benn</b>	
Ein Wort .....	296
Statische Gedichte .....	296
Nur zwei Dinge .....	297
<b>Autorenregister</b> .....	298
<b>Titelregister</b> .....	299
<b>Quellen</b> .....	301
<b>Urheberrechte</b> .....	303

## VORWORT ZUM GESAMTPROJEKT

Der Schriftsteller und Publizist der Vormärzzeit Ludwig Börne (1786-1837) schrieb in einem seiner Aphorismen, die deutsche Geschichte gleiche *einem ungebundenen Buche, so verdrießlich sei es sie zu lesen*. Der Leser, so Börne, sehe sich genötigt, *oft die Bogen umzuwenden*, verliere den Zusammenhang, und „Titel und Register“ lägen „nicht selten in der Mitte versteckt“.<sup>1</sup> Ohne dem Benutzer dieser sechsbändigen Textsammlung „Angst machen“ zu wollen, er könnte beim Studium der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte mit ähnlichen Problemen konfrontiert werden, setzt sich das vorliegende Projekt zum Ziel, originalsprachliche Quellentexte den Studierenden möglichst systematisch bereitzustellen, die bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Lehrveranstaltungen (Proseminaren, Seminaren und anderen studienbegleitenden Projekten) sowie zur Unterstützung von Zielen im Bereich des Selbststudiums, das heutzutage einen immer höheren Stellenwert hat, nützlich sein können. Zwar scheint heute ein schneller und relativ problemloser Online- oder Offline-Zugriff auf Quellentexte zur deutschen Literatur und Kultur von den Anfängen bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts zu den Selbstverständlichkeiten des „Recherchieralltags“ der Studierenden und Forscher zu gehören, doch kann dadurch eine wie auch immer geartete Basis von Primär- und/oder Sekundärtexten in gedruckter Form keineswegs ersetzt werden.

Daher wird als Ziel des Projektes angesehen, den Studierenden (neu-)philologischer und auf Kulturvermittlung und -transfer orientierter Studiengänge repräsentative Texte zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte im Sinne einer „Basissicherung“ zur Verfügung zu stellen. Die Verwendung dieser Materialien in Lehrveranstaltungen zur deutschen, österreichischen und schweizerischen Literatur- und Kulturgeschichte ist ein besonderes Ziel dieses Projektes. Eine systematische, chronologische und übersichtlich geordnete Struktur der Textmaterialien (damit es im Börnischen Sinne nicht „verdrießlich“ ist, sie zu lesen) soll einer optimalen Erreichung dieses Ziels dienen. Aktuelle Curricula zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, wie sie in der Didaktik literaturwissenschaftlicher Fächer realisiert werden, stellen einen wichtigen Bezugspunkt des Projektes dar. Zugleich waren bei der Konzipierung des Textbestands dieser Sammlung die im Germanistikstudium bzw. vergleichbaren (neu-)philologischen Studiengängen verwendeten Leselisten (Lektürekanons) eine sehr wesentliche Informationsquelle.

Die Verfasser und Herausgeber der einzelnen Bände orientieren sich an „klassischer“ Periodisierung der einzelnen Teile der Sammlung, die die Differenziertheit historischer Prozesse, philosophisch-intellektueller Strömungen und ästhetischer Phänomene in kulturhistorischer und territorialer Hinsicht widerspiegeln soll. Ein separater – sechster – Band wird der Literatur und Kultur Österreichs gewidmet und insbesondere auf Prozesse ihrer „Diversifikation“ (seit Anfang des 19. Jahrhunderts) fokussiert.

Die einzelnen Anthologieteile beziehen sich auf die folgenden Perioden und Strömungen der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte: Mittelalter, Renaissance, Humanismus und Reformation, Barock, Aufklärung, Sturm und Drang, Weimarer Klassik, Romantik, Biedermeier, Realismus, Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus, 1. Hälfte

---

<sup>1</sup> Ludwig Börne, *Aphorismen und Miszellen*, in: *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 118-169 (vgl. Börne-SS, Bd. 2, S. 208), <http://www.digitale-bibliothek.de/band1.htm>.

des 20. Jahrhunderts, 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, die „geteilte Kultur“ bis 1989 und die Wende-/Nachwendeliteratur und -kultur.

Die einzelnen Bände vermitteln auch die Gattungsspezifika und -vielfalt (Lyrik, Epik, Dramatik).

Jedem Anthologieteil geht eine literaturhistorische Einführung voraus, deren Ziel es ist, Kontextinformationen zu den in dem betreffenden Teil enthaltenen Quellentexten zu vermitteln. Weitere Informationen über die Autoren sind auch in den einzelnen bio-bibliographischen Notizen enthalten.

Die im Projekt verwendete literaturwissenschaftliche Terminologie entspricht den in den einzelnen Texten verwendeten begrifflichen Standards.

*Hubert Orłowski  
Czesław Karolak*

## EINFÜHRUNG

Die erste Hälfte des kurzen Jahrhunderts, wie das 20. Jh. in Abgrenzung zum langen 19. Jh. genannt wird, hob mit dem epochalen Ereignis des Ersten Weltkrieges an und fand mit dem Zusammenbruch Deutschlands nach der zivilisatorischen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, oder vielmehr erst nach der dadurch verursachten Gründung zweier deutscher Staaten ihren Endpunkt. Äußerst heterogen und ohne prägnante Ereignisse rein literarischer Natur, erstreckt sich diese Jahrhunderthälfte von einer Zäsur gesellschaftlich-politischen Charakters zu einem anderen Wendepunkt, der ebenfalls höchstens vom Literaturbetrieb her diktiert, kaum durch das Erscheinen bahnbrechender Texte oder das Aufkommen fundamental neuartiger Schreibweisen heraufbeschworen wurde.

Die hier in aller Kürze zu besprechende Literatur entstand in einem Zeitraum, der deutlich in drei Abschnitte zerfällt, welche im folgenden umrissen und knapp charakterisiert werden: die Zeit der Weimarer Republik (1918-1933), die Jahre der Hitlerherrschaft (1933-1945) und die knappe Zeitspanne des „Interregnums“ unmittelbar nach der Kapitulation des Dritten Reiches bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland auf der einen sowie der Deutschen Demokratischen Republik auf der anderen Seite.

### Literatur in der Weimarer Republik (1918-1933)

Nach dem Ausgang des Ersten Weltkrieges, der sowohl dem preußischen Kaiserreich als auch der Habsburger Doppelmonarchie ein Ende bereitet hatte, erloschen auf dem deutschen Sprachgebiet Avantgardeströmungen der Moderne, welche noch um die Jahrhundertwende das literarische Leben prägten. Die großen Ismen (der Impressionismus, der Symbolismus, der Surrealismus und der Dadaismus) gehörten nunmehr zum großen Teil der Vergangenheit an (eine Auswahl von für die genannten Stilrichtungen repräsentativen Texten bringen die Bände 3 sowie 6 unserer Anthologie). Allein der letztgenannte – der Expressionismus – übte seinen Einfluss noch einige Zeit aus, bis etwa 1925. Die späte expressionistische Prosa wird in dem vorliegenden Band durch Auszüge aus Romanen von Heinrich Mann und Alfred Döblin vertreten; das sogenannte Stationendrama lässt sich studieren am Beispiel eines Theaterstücks von Georg Kaiser. Die Kategorie der Neuen Sachlichkeit, von der in bezug auf die Weimarer Republik oftmals die Rede ist, vermag das fehlende gemeinsame ästhetische Programm nicht zu ersetzen, besteht sie doch aus einer Vielzahl unterschiedlichster Denkansätze, die den Wunsch nach Demaskierung der gesellschaftlichen Realität, das Bedürfnis nach Gebrauchsfähigem und Faktischem (der Hang zum Dokumentarischen, die Vorliebe für den Essay, das Feuilleton und die Reportage) und einen gewissen politischen Impetus gemeinsam haben.

Das Nachdenken über die neu zu definierende Rolle des schreibenden Intellektuellen in der modernen Gesellschaft spiegeln teilweise gegensätzliche Betrachtungen Thomas Manns in zwei programmatischen Texten wider, die neben allem Repräsentativen, das ihnen anhaften mag, sein persönliches schwieriges Ringen um eine adäquate Haltung der neu gegründeten Republik gegenüber dokumentieren. Der berühmte große Entwurf Walter Benjamins über die Bedeutung und die Funktion des Kunstwerkes im Zeitalter des technischen Fortschrittes (und seiner damit einhergehenden technischen Reprodu-

zierbarkeit) zeugt davon, dass hervorragende deutsche Denker die Zeichen der Zeit hellhörig deuteten. Auf eine leichtere, satirisch pointierte Art und Weise trifft diese These ebenfalls auf Kurt Tucholsky zu: einen der ersten brillanten Essayisten und Feuilletonisten deutscher Sprache im 20. Jh.

Unter den Autoren, die dem Leser im folgenden begegnen, finden sich Schriftsteller konservativer Provenienz, so beispielsweise Ernst Jünger und Ernst von Salomon, aber auch mit linken Parteien und Gruppierungen sympathisierende Anhänger der proletarischen Revolution, allen voran Bertolt Brecht und Anna Seghers. Neben bereits bekannten Autoren der etwas älteren Generation wandten sich nun auch jüngere an das Lesepublikum, die ihren Platz im Literaturbetrieb der Weimarer Republik sowie in der Öffentlichkeit erst suchen mussten.

Ein bezeichnendes Merkmal der deutschen Literatur in der Zwischenkriegszeit muss in deren Verhältnis zum Ersten Weltkrieg gesehen werden: In epischer Großform von Epochenromanen unternahmen Schriftsteller den Versuch, Ursachen sowie Folgen dieses gewaltigen Ereignisses einer literarischen Analyse zu unterziehen. Zu nennen wäre insbesondere *Der Zauberberg* von Thomas Mann, der die gesellschaftliche Seite der Dekadenz und die bürgerliche Zerrissenheit bzw. Unentschiedenheit angesichts zentraler Kategorien wie Zivilisation *versus* Kultur, Aufklärung *versus* Romantik, Rationalismus *versus* Irrationalismus, Nationales *versus* Inter-/Übernationales aufzeigt. Auch Hermann Broch, ein Autor aus Österreich, dessen Trilogie *Die Schlafwandler* die wilhelminische Ära (in etwa die Jahre 1888-1918) unter die Lupe nimmt, diagnostizierte der Vorkriegszeit *post festum* völlige Wertzersplitterung, damit also Verlust der Mitte und entweder Flucht in einfache Lösungen wie bequemes Sich-im-Leben-Einrichten oder aber Anfälligkeit für radikale gesellschaftliche Projekte. Ergänzend sollte hervorgehoben werden, dass in den 1920er Jahren neben der immer stärker präsenten pazifistischen Literatur (dazu gehört Erich M. Remarque, einer der meistgelesenen Autoren seiner Zeit) konträr entgegengesetzte, das Militärische geradezu glorifizierende Haltungen ihren literarischen Niederschlag fanden. Zu denken wäre hierbei an das Schrifttum der sog. konservativen Revolution mit Hans Grimm, Franz Schauwecker oder Ernst Jünger, der das Soldatenleben und den Krieg als das Feuer verherrlicht, in welches die Menschenordnung von Zeit zu Zeit tauchen müsse, um sich von neuem zu gebären (dies eine Paraphrase von Jüngers Worten). Neben der in unserer Anthologie nicht vertretenen Heimatdichtung, also der gleichsam antikapitalistischen wie antisozialistischen und antidemokratischen provinziellen Unterhaltungsliteratur als Lesestoff für das sich formierende Massenpublikum, gelangten viele kanonische Texte derjenigen Bewegung auf den Buchmarkt, die später als Nationalsozialismus die Geschicke europäischer Nationen unheilvoll verändern sollte. Auch dies muss im Vorfeld des Jahres 1933 mit Nachdruck hervorgehoben werden.

### Exilliteratur und Literatur im Dritten Reich (1933-1945)

In bezug auf die Zeitspanne 1933-1945 könnte Folgendes festgestellt werden: Die Machtübernahme Hitlers habe einen Kontinuitätsbruch in der Entwicklung der deutschen Literatur bedeutet; oder: 1933 sei es zu ihrer Zerteilung gekommen. Ohne das Problem im Rahmen der vorliegenden knappen Darstellung erschöpfend und detailliert diskutieren zu wollen, muss eingeräumt werden, dass Thesen wie die oben angeführten etwas zu kurz greifen, selbstverständlich ohne dass ein Körnchen Wahrheit ihnen abgin-

ge. In den Jahren 1933-1945 wurde das Gesicht der deutschen Literatur sowohl durch die im Dritten Reich verbliebenen Autoren als auch durch diejenigen gestaltet, die aus vielfachen Gründen – in erster Linie wegen ihrer jüdischen Herkunft oder ihrer politischen Überzeugung – zu den Verfolgten des Nazi-Regimes zählten und ins Exil gingen.

Unsere Auswahl bringt dementsprechend Texte der Exilliteratur: Auszüge aus historischen sowie zeitgebundenen Romanen von Thomas und Klaus Mann, Anna Seghers, Lion Feuchtwanger, selbstredend auch Passagen aus einigen Stücken des großen europäischen Dramatikers und Theatertheoretikers Bertolt Brecht. Der Leser findet außerdem Auszüge aus seiner programmatischen Schrift *Kleines Organon für das Theater* (in den Kriegsjahren maßgeblich konzipiert, veröffentlicht jedoch erst kurz nach dem Kriege), in der Brecht grundsätzliche Ideen seiner bahnbrechenden Konzeption des epischen (später: dialektischen) Theaters entwickelt. Ebenso wenig darf die in den Grenzen des Dritten Reiches entstandene Prosa von Stefan Andres, Reinhold Schneider oder Werner Bergengruen fehlen, die Gedichte von Oskar Loerke oder Wilhelm Lehmann. Die letztgenannten stehen stellvertretend für die Namen vieler Schriftsteller, welche nach 1945 die Bezeichnung „Innerer Emigrant“ für sich in Anspruch nehmen wollten.

Die besagte Zweiteilung der von deutschen Autoren verfassten Literatur zeichnete sich bereits in den Goldenen Zwanzigern ab. Auch in der Weimarer Republik, insbesondere nach 1929, stand die moderne, ästhetisch autonome und elitäre Großstadtliteratur der rückwärtsgewandten, antimodernen und volkstümlichen Heimatdichtung gegenüber, was die Ausschaltung avantgardistischer Künstler (denn es waren ja nicht nur Literaten) nach 1933 erleichterte. Nichtsdestoweniger gilt der nach der Machtübernahme Hitlers zu beobachtende Exodus des deutschen Geistes, der wie nie zuvor eine halbe Million deutsche Bürger, darunter ca. 5.500 Schriftsteller, Publizisten, Psychologen, Philosophen und Historiker, das Weite suchen ließ, als ein Bruch auch in der deutschen Literaturgeschichte. Das administrative Eingreifen der nationalsozialistischen Machthabenden in den Bereich Literatur veränderte die Sphären der Produktion, Distribution und Rezeption von Texten, es bewirkte aber weniger – oder kaum – einen Wandel in deren ästhetischer Ausrichtung. Ob verfolgt und ausgebürgert oder noch geduldet, aber aus eigenem Antrieb emigrierend, mussten die meisten Autoren ihr Verhältnis zu Deutschland, zu der deutschen Tradition und insbesondere der deutschen Sprache revidieren und neu bestimmen.

Der Strom der Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland kann in drei Schübe bzw. Wellen unterteilt werden: Unmittelbar nach dem Sieg der Nationalsozialisten flohen in erster Linie politisch Mißliebige in angrenzende Länder – vor allem nach Frankreich, Holland, Österreich, in die Schweiz, in die Tschechoslowakei oder die Sowjetunion (das letztere betraf ausschließlich die kommunistisch engagierten Autoren). Nach dem sog. Anschluss Österreichs und des Sudetengebietes sowie den Massenspogromen der Juden am 9.11.1938 ging man in weiter entfernte europäische Länder (allen voran nach England, Spanien, Dänemark bzw. Schweden), um sich nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in die USA, nach Mexiko, Argentinien oder gar Palästina zu begeben. (Nach 1939 boten allein England, Schweden und die Schweiz den von Hitler Verfolgten eine relativ sichere Zuflucht.)

Die unhaltbare rechtliche Situation (erniedrigende Quotenregelungen mancher Aufnahmeländer; Schwierigkeiten bei der Verlängerung des Passes, also die Gefahr, „staatenlos“ zu werden; Probleme mit Ein- und Durchreisevisa, der Aufenthaltsgenehmigung, der Arbeitserlaubnis; nach Kriegsausbruch drohende Internierung oder gar



Deportation), erschwerte Erwerbsmöglichkeiten aufgrund der andauernden Wirtschaftskrise und mangelhafter Fremdsprachenkenntnisse, nicht zuletzt der fehlende Kontakt zu deutschsprachigen Verlegern und Lesern trieben manch einen exilierten Autor in eine akute Identitätskrise; nicht wenige begingen Selbstmord (Klaus Mann, Ernst Toller, Kurt Tucholsky, Stefan Zweig u.a.).

Die sowohl geographisch als auch politisch aufgesplitterten Exilanten, die jedoch mehrheitlich als antifaschistisch bezeichnet werden dürfen, brachten angesichts der Hitler-Gefahr kaum ein Gruppenbewusstsein hervor, vielmehr überlebten alte Feindseligkeiten auch jenseits der deutschen Grenzen. Der Gedanke einer breiten Einheitsfront gegen die Nazis (auch Volksfront genannt), die sich außer der Unterstützung der innerdeutschen Widerstandsbewegung auch die Analyse der nationalsozialistischen Bewegung sowie die Vorbereitung einer demokratischen Erneuerung Deutschlands zum Ziel setzte, scheiterte vornehmlich an der Uneinigkeit zwischen KPD und SPD als den bedeutendsten politischen Kräften im Exil.

Etwas mehr Erfolg verzeichneten rein literarische bzw. publizistische Projekte. So wurden in der Fremde etliche deutschsprachige Zeitschriften gegründet (insgesamt über 400, die meisten allerdings kurzlebig), genannt seien hier *Die Sammlung*, *Neue Deutsche Blätter*, *Das Wort*, *Maß und Wert*. Darüber hinaus entschlossen sich einige ausländische Verlage, deutschsprachige Exilliteratur zu drucken (Oprecht in der Schweiz, Querido und de Lange in Holland); einige wurden auch neu gegründet (El Libro Libre in Mexiko) bzw. gingen wie die Autoren ins Exil (der Fischer-Verlag).

Mit wenigen Strichen wurde nun ein äußeres Bild des Lebens deutscher Schriftsteller in der Verbannung entworfen – was zeichnet aber die dort entstandenen Texte aus? Die wohl entscheidenden und interessantesten Fragen, die angesichts der Exilierung fast aller namhafter Autoren aus dem Dritten Reich zu stellen und zu beantworten wären, müssten zum einen den Einfluss betreffen, den das Exil auf das künstlerische Selbstverständnis sowie die individuelle Denkweise ausübte, zum anderen die Art und Weise bestimmen, auf welche die Exilierung literarisch bewältigt wurde. Aufschluss über beides kann man einzig und allein durch eine eingehende Lektüre der im Exil entstandenen Texte gewinnen – dazu lädt unsere Auswahl ein. (Nicht aufgenommen wurden autobiographische Aufzeichnungen, in erster Linie die zahlreichen Tagebücher der Exilschriftsteller – Zeugnisse einer akuten Identitätskrise, welche die Verbannung für viele, zum Teil berühmte Autoren bedeutete.)

Darüber hinaus sei nur noch hinzugefügt, dass die thematische Spannweite der Exilliteratur von der Verarbeitung historischer Stoffe und mythologischer sowie literarischer Quellen bis hin zu aktuellen, ja tagespolitischen Themen reicht. Wichtige ästhetisch-weltanschauliche Debatten, die vornehmlich in Exilzeitschriften geführt wurden, dokumentieren wir durch Beiträge von Klaus Mann (die sog. Expressionismus-Debatte) sowie Alfred Döblin (die Kontroverse um die Rolle des historischen Romans). Die innere Disposition des Exils verdeutlicht am prägnantesten die Lyrik (beispielsweise die Gedichte von Else Lasker-Schüler und Nelly Sachs – für beide Dichterinnen wurden die Verbannung und der Holocaust zu zentralen Themen).

Die Ausführungen zu der Exilliteratur, die hier eher gestreift als besprochen werden konnte, legen die Vermutung nahe, dass ihre Abgrenzung gegen die im Dritten Reich entstandenen und dort veröffentlichten Werke eine Abgrenzung nach links sei. Eine solche These findet sich in der Tat bei den meisten Exilforschern und sie entbehrt nicht einer grundsätzlichen Bestätigung in der antifaschistischen Haltung sowohl der Marxisten, als

auch der Sozialdemokraten, die nach 1933 Deutschland verließen (um nur zwei unter den Exilanten vertretene Weltanschauungen anzuführen). Dessen ungeachtet weist auch die sog. Reichsliteratur bedeutsame Unterschiede auf; auch sie stellte alles andere als ein einheitliches Spektrum dar.

Der Umfang des stark politisierten und funktionalisierten nationalsozialistischen Schrifttums fällt spärlich aus, und das mag überraschen: Es machte lediglich einen geringen Teil der gesamten deutschen Buchproduktion der Jahre 1933-1945 aus und blieb im allgemeinen recht erfolglos – dies trifft auf die NS-Agitationslyrik (etwa die Hitler-Gedichte oder die so genannte Autobahnlyrik) genauso zu wie auf die einzige neue literarische Form, welche literarische Anhänger bzw. Mitläufer der braunen Bewegung hervorbrachten: das Thingspiel. Als Thingspiele bezeichnete man für ein Massenpublikum bestimmte, auf Freilichtbühnen dargebotene Aufführungen von theatraisierten Stoffen aus der germanischen Mythologie, die sich aber kaum längerfristig durchsetzen konnten. Mit Ausnahme des Filmes, der in der ohnehin stark theatraisierten Lebenswirklichkeit des Dritten Reiches gekannt als Mittel der nationalsozialistischen Propaganda eingesetzt wurde (man denke nur an Leni Riefenstahls Filme), versiegt dieser Strom der auf deutschem Boden geschaffenen Literatur zusehends; sie wurde nahezu ausschließlich von drittklassigen Autoren getragen und ist in unserer Anthologie nicht vertreten. Insbesondere nach dem Impetus der ersten Jahre, in denen noch ein Gottfried Benn das Regime zu unterstützen sich bereit erklärte (vgl. hierzu seinen Text *Der neue Staat und die Intellektuellen*), fehlte es hier an fähigen Repräsentanten.

Neben der *sensu stricto* nationalsozialistischen Literatur sowie dem sog. völkisch-konservativen Schrifttum, einer Fortsetzung der anfangs erwähnten Literatur der konservativen Revolution, zu der in den 1920er Jahren einige Wegbereiter der Hitler-Bewegung zu zählen wären, vielleicht auch Ernst Jünger, fällt dem Betrachter des deutschen Literaturbetriebes jener Jahre eine in der Forschung als „Literatur der Inneren Emigration“ etikettierte Erscheinung auf. Sehr vorsichtig lässt sie sich als nicht-nationalsozialistische und gleichzeitig nicht-oppositionelle Reichsliteratur charakterisieren. Unscharf und umstritten bleibt hier sowohl der Begriff als auch die Zugehörigkeit einzelner Autoren, denn – wenn von einer Emigration ins Innere, einem Nichteinverstandensein mit dem Regime die Rede sein soll – ist in erster Linie nach dem Widerstandspotential der Texte zu fragen. Die Spannweite der historischen Prosa, die meist von außerordentlicher Traditionalität war, sowie der entindividualisierten naturmagischen Lyrik (beides bevorzugte Gattungen der sog. Inneren Emigranten) reicht dagegen vom Fast-Widerstand über mehrere Grade der Distanzierung bis zur ideologischen und/oder institutionellen Verbundenheit mit dem NS-Regime.

Unternahmen die Autoren, die mehrheitlich erst nach 1945 die Bezeichnung „Innerer Emigrant“ für sich in Anspruch nahmen, in den Jahren der Hitlerherrschaft tatsächlich den Versuch, regimekritische Literatur zu verbreiten? Entscheidend für die Bewertung jedes einzelnen Standortes sowie des Stellenwertes der zur Debatte stehenden Texte als Ganzes bleibt die Funktion, welche ein jeder und alle insgesamt „unterm Hakenkreuz“ spielten (um eine Formulierung des Forschers Ernst Loewy zu zitieren). Ohne die Positionen aller einschlägigen Autoren bestimmen oder alle hierbei interessierenden Werke untersuchen zu können, darf mit Nachdruck betont werden, dass der Literatur der sog. Inneren Emigration ein hierarchisches Weltbild zugrunde lag. (Viele Kenner bescheinigen ihr ästhetisch wie weltanschaulich eine „Führerstruktur“.) Zum einen lag das an der totalitären Kulturpolitik der Machthabenden, die verdeckte Schreibweise und die daraus re-

sultierenden Fehldeutungen der Autorenintention geradezu erzwang, zum anderen an zwei kennzeichnenden Aspekten: der Innerlichkeit und dem Irrationalismus – einem oft fatalistischen Welt- und Menschenbild der Protagonisten also, an ihrer „politikfremden deutschbürgerlichen Geistigkeit“ (so Thomas Mann), die eine Opposition *intra muros* aussichtslos machte.

Verweilen wir kurz bei der nationalsozialistischen Kulturpolitik und nennen zumindest einige Elemente: die Gleichschaltung unabhängiger Schriftstellerorganisationen (des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, des deutschen PEN-Clubs, der Sektion für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste), die Gründung von etwa 17 im allgemeinen miteinander konkurrierenden Aufsichtsbehörden mit einem umfassenden Kontrollanspruch (als Beispiel kann die Reichsschrifttumskammer erwähnt werden, die dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Joseph Goebbels unterstand und als Zwangsorganisation nicht gefügigen Mitgliedern mit Ausschluss drohte, der einem Entzug der Publikationserlaubnis gleichkam), schließlich spektakuläre Aktionen wie Bücherverbrennungen (berühmt ist diejenige am 10. Mai 1933), „schwarze Listen“ unliebsamer Autoren und Werke sowie „weiße Listen“ in Gestalt von Preisträgerverzeichnissen oder staatlichen Förderungskatalogen. All das ergab ein dichtes Netz, das wegen Kompetenzstreitigkeiten einschlägiger Instanzen zwar Lücken aufwies, die eigentliche Widerstandsliteratur jedoch in die Illegalität des Untergrunds trieb. Eindeutig oppositionellen Charakter konnten lediglich Texte aufweisen, deren Autoren sich nicht auf die Bedingungen der Literaturproduktion und -distribution einließen (*Unsere StraÙe* von Jan Petersen, *Gasgesellschaft* von Georg Kaiser, *Moabiter Sonette* von Albrecht Haushofer, Romane von Adam Kuckhoff u.a.) – längerfristig wurde diesen Schriftstellern aber im Dritten Reich jegliche Wirkungsmöglichkeit entzogen: Entweder wurden sie inhaftiert oder sie gingen ins Exil.

Ein Wort noch zu der prekären Lage, als in Deutschland verbliebener Autor den Lesern in legal gedruckten Werken einerseits Trost oder Mut spenden zu wollen, was Eindeutigkeit und Verständlichkeit voraussetzt, andererseits so indirekt, mehrdeutig, getarnt, ja listig zu schreiben, dass die Kontrollinstanzen des Herrschaftsapparates umgangen werden konnten. Die Bevorzugung historischer Prosa, welche neben der Naturalyrik und dem Tagebuch die beliebteste Textsorte der sog. Inneren Emigranten darstellte, ergab sich nicht zuletzt aus der Notwendigkeit, sich Mittel der geschichtlichen Camouflage zu bedienen; aus der Hoffnung, anhand einer historischen Vorlage Exemplarisches sichtbar zu machen. So sollte Geschichte als Demonstrationsobjekt oder Rahmen aktualisiert werden. Eine Poetik des Widerstandes also? Ihre immanente Schwäche liegt auf der Hand: Wer zwischen den Zeilen schreibt, wer seinem Text einen doppelten Boden verleiht, sucht dem Leser seine Lesart zu unterschieben, verlässt sich auf dessen adäquate Einschätzung des Werkes. Doch eine Identifikation des Lesers mit der Position des Erzählers bleibt im Bereich des Möglichen, nicht des Garantierten, und die Gefahr einer Instrumentalisierung des jeweiligen Textes im Sinne der offiziellen Auslegung diensthabender Kulturfunktionäre groß. Ein positiv gezeichnetes Gegenbild des heutigen Herrschers wird beispielsweise nur allzu schnell in dessen Abbild umgedeutet: Das passierte Werner Bergengruen und seinem Großtyrannen.

Die Ambivalenz der sog. Inneren Emigration war letztendlich eine Folge ihrer konservativen weltanschaulichen Positionen, die eine entmystifizierende Kritik des nationalsozialistischen Regimes unmöglich machten. Eskapistische Tendenzen des deutschen Bürgertums, die seit dem 18. Jahrhundert eine Trennung zwischen Privatem und Öffent-

lichem postulierten und ein (meist idyllisches) Privatdasein zum Ideal erhoben, schienen resignative, weltabgewandte Kontemplation und Passivität unter Ausblendung der konkret gegebenen historisch-gesellschaftlichen Realität zu legitimieren. Das erklärt zwar die wachsende Entfremdung vieler stark christlich geprägter Autoren der sog. Inneren Emigration von der nationalsozialistischen Lebenswirklichkeit nach 1933, die mit Aufforderungen zum Aktivismus und einem enormen Modernisierungsschub einherging. Auf der anderen Seite wird verständlich, woher ihre Disposition zur Hinnahme des Bestehenden und Vorgefundenen, das fehlende Subversive, ihr Hang zur Entsagung und ihr Glaube an die Dominanz überirdischer Gewalten (verstanden als Schicksal, Fatum, Gott, Natur) herrühren. Wenn soziale und politische Konflikte als naturgesetzlich begriffen werden, kann bestenfalls fatalistischer Kulturpessimismus entstehen, aber keine Widerstandsbeziehung. Schlimmstenfalls kommt es zur Mitläuferei oder gar Kollaboration.

### Literatur in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945-1950)

Das Jahr 1945 – unter literarischem Gesichtspunkt ist auch dies eine fragwürdige Zäsur, haben doch alle Begriffe, die mit ihm zusammenhängen („Literatur der Stunde Null“, „Kahlschlagliteratur“, „Literatur des Neuanfangs“), in erster Linie ideologischen Charakter. Für das Verständnis der Entwicklung der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dürfte eine knappe Bestandsaufnahme der Jahre 1945-1949 nützlich sein: In der kurzen Zeitspanne von der Kapitulation des Dritten Reiches im Mai 1945 bis zur Gründung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten im Herbst 1949 steht zum einen – so könnte man meinen – die Zusammenführung von Exil- und Reichsliteratur an, zum anderen werden die Geschehnisse der deutschen Literatur durch die Kulturpolitik der vier Besatzungsmächte (England, Frankreich, USA und Sowjetunion) maßgeblich beeinflusst.

Die Zusammenführung gestaltete sich mühsam, denn nur vereinzelte Autoren kehrten unmittelbar nach dem Kriegsende aus dem Exil zurück; sie wurden auch kaum dazu aufgefordert – mit Ausnahme der Sowjetischen Besatzungszone (kurz: SBZ), in der sowjetische Kulturoffiziere und bald auch zurückgekehrte deutsche Exilschriftsteller den „Bund zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands“ gründeten (1945) und sich bemühten, sogar nichtkommunistische Autoren zu gewinnen (so den sehr gealterten Heinrich Mann, der aber über den Vorbereitungen zu einer Rückreise nach Europa starb). Die anfängliche pluralistische Offenheit in der SBZ wich jedoch bald dogmatischer Enge, und der 1947 in Berlin abgehaltene Kongress der Schriftsteller aus allen Besatzungszonen sollte bis zum Mauerfall 1989 die einzige derartige Zusammenkunft bleiben.

Unmittelbar nach Kriegsende entflammte eine Rede, die Thomas Mann im BBC-Radio hielt (die letzte Ansprache an „Deutsche Hörer!“, wie sie der große Repräsentant des deutschen Exils in den Jahren 1940-1945 von den USA aus nach Deutschland gerichtet hatte), eine heftige Debatte, die unter dem Namen „Große Kontroverse“ in die Literaturgeschichte einging. Ihre Problematik – die Position der sog. Inneren Emigration oder gar deren Verantwortung für das lange Bestehen der „dickwandigen Folterkammer“, wie Thomas Mann das Dritte Reich bezeichnete – wurde bereits in all ihrer Komplexität kurz umrissen. Thomas Manns Rede kreist, ähnlich wie die großen Essays von Karl Jaspers und Theodor W. Adorno, um die Kategorie der Schuld sowie um Perspektiven und Möglichkeiten der deutschen Literatur angesichts der erdrückenden Verbrechen der Hitlerzeit, die exemplarisch unter dem Namen des Konzentrationslagers Auschwitz und der

damit assoziierten Judenvernichtung zusammengefasst wurden. Fügen wir nur hinzu, dass sich Mann bald enttäuscht aus der Polemik zurückzog und seinen amerikanischen Wohnsitz noch etliche Jahre lang beibehielt. Dort entstand der wohl erste Versuch einer literarischen Abrechnung mit der deutschen Geschichte: sein Roman *Doktor Faustus*. Auch das Goethe-Jahr 1949 bewog Thomas Mann nicht zu einer Umsiedlung nach Deutschland. Das auf der einen Seite. Auf der anderen Seite tat die Große Kontroverse der sich bereits abzeichnenden, in den 1950er Jahren deutlich sichtbaren Bevorzugung der Autoren der sog. Inneren Emigration auf dem deutschen Buchmarkt keinen Abbruch.

Abschließend sollten noch die nicht wirklich erfolgreichen und abgebrochenen Bemühungen der westlichen (allen voran der amerikanischen) Besatzer Erwähnung finden, die deutsche Bevölkerung und damit auch die Kulturträger zu entnazifizieren. (Eine kritische und einseitige Sicht der ergriffenen Maßnahmen schildert der Roman *Der Fragebogen* von Ernst Salomon.) Der sich zwischen den USA und der Sowjetunion entwickelnde Kalte Krieg auf der einen sowie die fehlende Entschlossenheit der Besatzer auf der anderen Seite setzten jedoch den Umerziehungsplänen der Alliierten ein baldiges Ende.

In den ersten Nachkriegsjahren erschien manches, was bereits vor 1945 entstanden war; eine Kontinuität war damit grundsätzlich sowohl im Personellen als auch im Ästhetischen und im Sachlichen gegeben. Ein Novum bildeten Texte, die man als „Trümmerliteratur“ bezeichnet: Bilder der materiellen wie psychischen Trümmerlandschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit, Zeugnisse der Unmöglichkeit, sich nach dem Erlebten wieder im Leben zurechtzufinden (so bei Wolfgang Borchert oder dem jungen Heinrich Böll). Die schwierige Lage der jüngeren Autoren, die ihre Kriegserfahrung zum Schreiben drängte (Hans Werner Richter gab einen Eindruck davon in seinem kurzen Essay *Warum schweigt die junge Generation?*), wurde zum Impuls für die Gründung einer Schriftstellergruppierung: 1947 entstand (initiiert durch Hans Werner Richter und Alfred Andersch) die „Gruppe 47“ – der wohl wichtigste Zusammenschluss junger deutschsprachiger Autoren in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. Ohne ausgearbeitetes Programm, legitimierten sich die Mitglieder der Gruppe allein durch die gemeinsame Überzeugung, dass der Schriftsteller an den Polemiken seiner Gegenwart teilzunehmen und die Demokratie zu verteidigen habe. Nach einigen Monaten gehörten der Gruppe etwa 100 Autoren an, denen das sich abzeichnende restaurative Klima Nachkriegsdeutschlands nicht zusagte; sie trafen sich zu Tagungen und diskutierten über ihre Texte, und mit der Zeit schufen sie eine Art öffentliche literarische Meinung, indem sie sich vom Rand in die Mitte des Literaturgeschehens bewegten. Doch das gehört schon auf ein anderes Blatt – oder vielmehr in einen anderen, den Band 5 unserer Anthologie.

Leider findet der Leser des vorliegenden Bandes hier nur einen Auszug aus einem dramatischen Text von Bertolt Brecht: Es fehlen sowohl weitere Dramen und dramentheoretische Schriften als auch Gedichte. Dies ist in der Tat sehr zu bedauern, ähnlich wie das völlige Fehlen der Lyrik von Reinhold Schneider und Else Lasker-Schüler sowie die äußerst schmale Spur der dichterischen Handschrift von Peter Huchel und Gertrud Kolmar. All die erwähnten Lücken entstanden im nachhinein aufgrund von urheberrechtlichen Problemen und widersprechen der ursprünglichen Absicht des Herausgebers, dem Leser eine möglichst repräsentative Auswahl von Texten vorzustellen.

## Einige Literaturhinweise zum Thema

- Erhard Bahr (Hg.), *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3: *Vom Realismus bis zur Gegenwart*, Tübingen 1998.
- Joachim Bark u.a., *Epochen der deutschen Literatur*, Stuttgart 1989.
- Barner Wilfried, *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*, München 1994.
- Jan Berg u.a., *Sozialgeschichte der deutschen Literatur von 1918 bis zur Gegenwart*, Frankfurt a. M. 1981.
- Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR. 1945-1988*, Frankfurt a. M. 1989.
- Gerhard Hay (Hg.), *Zur literarischen Situation 1945-1949*, Königstein 1977.
- Uwe-Karsten Ketelsen, *Literatur und Drittes Reich*, Schernfeld 1992.
- Ernst Loewy, *Literatur unterm Hakenkreuz*, Frankfurt a. M. 1966.
- Hubert Orłowski, *Literatura w III Rzeszy*, Poznań 1979.
- Ralf Schnell, *Literarische Innere Emigration 1933-1945*, Stuttgart 1976.
- Bernhard Weyergraf (Hg.), *Literatur der Weimarer Republik 1918-1933*, München 1995.
- Michael Winkler (Hg.), *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945*, Stuttgart 1997.

Izabela Sellmer

# PROSA UND DRAMA

## Heinrich Mann

\* 27. März 1871 Lübeck † 12. März 1950 Santa Monica (Kalifornien/USA)

Autor von Romanen und Erzählungen sowie engagierter linksliberaler Publizist; älterer Bruder von Thomas Mann; nach dem Schulbesuch Buchhandelslehre sowie Tätigkeit im S. Fischer-Verlag; seit 1893 als freier Schriftsteller in Paris und Italien (mit Bruder Thomas), danach in München und Berlin; rege publizistische Tätigkeit zugunsten der neu entstandenen Weimarer Republik sowie der Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich; 1931 gewählt zum Präsidenten der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste, 1933 erzwungener Rücktritt, Publikationsverbot, Ausbürgerung und Ausreise nach Frankreich; 1940 über Spanien in die USA; 1950 Angebot, Präsident der Deutschen Akademie der Künste in Ost-Berlin zu werden (verstarb jedoch vor seiner Rückkehr nach Deutschland). Hauptwerke: *Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen* (1905); Romantrilogie *Das Kaiserreich: Der Untertan* (1916; vollständig 1918), *Die Armen* (1917), *Der Kopf* (1925); *Die Jugend des Königs Henri Quatre* (1935); *Die Vollendung des Königs Henri Quatre* (1938).

## DER UNTERTAN

In der Gegenwart gab es freilich greifbarere Angelegenheiten. Gemeinsam mit dem Schöpfer des Denkmals entwarf Diederich das künstlerische Arrangement für die Feier der Enthüllung – wobei der Schöpfer mehr Entgegenkommen bewies, als man von ihm erwartet haben würde. Überhaupt kehrte er bis jetzt nur die guten Seiten seines Berufes hervor, nämlich Genie und vornehme Gesinnung, während er sich im übrigen durchaus korrekt und geschäftstüchtig zeigte. Der junge Mann, ein Neffe des Bürgermeisters Doktor Schefelweis, lieferte ein Beispiel dafür, daß es, veralteter Vorurteile ungeachtet, überall Anständigkeit gibt, und daß noch kein Grund zum Verzweifeln ist, wenn ein junger Mensch für ein Brotstudium zu faul ist und Künstler wird. Als er das erstemal von Berlin nach Netzig zurückkehrte, trug er noch eine Samtjacke und zog der Familie nur Unannehmlichkeiten zu; aber bei seinem zweiten Besuch besaß er schon einen Zylinder, und nicht lange, so ward er von Seiner Majestät entdeckt und durfte für die Siegesallee das wohlgetroffene Bildnis des Markgrafen Hatto des Gewaltigen schaffen, nebst den Bildnissen seiner beiden bedeutendsten Zeitgenossen, des Mönches Tassilo, der an einem Tage hundert Liter Bier trinken konnte, und des Ritters Klitzenzitz, der die Berliner roboten lehrte, wenn sie ihn dann auch hängten. Auf die Verdienste des Ritters Klitzenzitz hatten Seine Majestät den Oberbürgermeister noch besonders aufmerksam gemacht, was wieder günstig zurückgewirkt hatte auf die Karriere des Bildhauers. Man konnte nicht Zuvorkommenheit genug haben für einen Mann, auf dem ein unmittelbarer Strahl der Gnadensonne lag; Diederich stellte ihm sein Haus zur Verfügung, er mietete ihm auch das Reitpferd, das der Künstler brauchte, um seine Kräfte spielen zu lassen – und welche Aussichten, als der berühmte Gast die ersten Zeichenversuche des kleinen Horst vielversprechend nannte! Diederich bestimmte stehenden Fußes Horst der Kunst, dieser so zeitgemäßen Laufbahn.

Wulckow, der keinen Sinn für die Kunst hatte und sich mit dem Günstling Seiner Majestät nicht zu stellen wußte, bekam vom Denkmalskomitee die Ehrengabe von zweitausend Mark, auf die er als Ehrenvorsitzender das Recht hatte; die bei der Enthüllung zu haltende Festrede aber übertrug das Komitee seinem ordentlichen Vorsitzenden, dem geistigen Schöpfer des Denkmals und Begründer der nationalen Bewegung, die zu seiner



Errichtung geführt hatte, Herrn Stadtverordneten Generaldirektor Doktor Heßling, bravo! Diederich, bewegt und geschwellt, sah sich am Fuße neuer Erhöhungen. Der Oberpräsident selbst ward erwartet, vor der hohen Exzellenz sollte Diederich reden, welche Folgen versprach das! Wulckow freilich schickte sich an, sie zu hintertreiben; gereizt, weil ausgeschaltet, weigerte er sich sogar, auf der Tribüne der offiziellen Damen auch Guste zuzulassen. Diederich hatte dieserhalb mit ihm einen Auftritt, der erregt verlief, aber ohne Ergebnis blieb. Heftig schnaufend kehrte er zu Guste heim. „Es bleibt dabei, du sollst keine offizielle Dame sein. Man wird ja sehn, wer offizieller ist, du oder er! Er soll dich noch bitten! Ich hab ihn Gott sei Dank nicht mehr nötig, aber er vielleicht mich.“ – Und so kam es, denn als das nächste Heft der „Woche“ erschien, was brachte es, außer den gewohnten Kaiserbildern? Zwei Porträtaufnahmen, die eine den Schöpfer des Netziger Kaiser-Wilhelm-Denkmal darstellend, wie er gerade an seinem Werk den letzten Hammerschlag tat, die andere aber den Vorsitzenden des Komitees und seine Gattin, Diederich samt Guste. Von Wulckow nichts – was allgemein bemerkt und als Zeichen angesehen ward, daß seine Stellung erschüttert sei. Er selbst mußte es fühlen, denn er tat Schritte, um doch noch in die „Woche“ zu kommen. Er suchte Diederich auf, aber Diederich ließ sich verleugnen. Der Künstler seinerseits brauchte Ausflüchte. Da geschah es tatsächlich, daß Wulckow auf der Straße an Guste herantrat. Die Geschichte mit dem Platz bei den offiziellen Damen sei ein Mißverständnis ... „Schön hat er gemacht wie unser Männer“, berichtete Guste. „Aber nun gerade nicht!“ entschied Diederich, und er nahm keinen Anstand, die Geschichte umherzuerzählen. „Soll man sich Zwang antun“, sagte er zu Wolfgang Buck, „wo der Mann doch geliefert ist. Herr Oberst von Haffke gibt ihn auch schon auf.“ Kühn setzte er hinzu: „Jetzt sieht er, es gibt noch andere Mächte. Wulckow hat es zu seinem Schaden nicht verstanden, sich beizeiten den modernen Lebensbedingungen einer großzügigen Öffentlichkeit anzupassen, die dem heutigen Kurs ihren Stempel aufdrücken.“ – „Absolutismus, gemildert durch Reklamesucht“, ergänzte Buck.

Angesichts des Wulckowschen Niederganges fand Diederich jenen Grundstückshandel, der ihn selbst so sehr benachteiligt hatte, immer anstößiger. Seine Entrüstung nahm einen solchen Umfang an, daß der Besuch, den gerade jetzt der Reichstagsabgeordnete Fischer in Netzig machte, für Diederich zur wahrhaft befreienden Gelegenheit ward. Parlamentarismus und Immunität hatten doch ihr Gutes! Denn Napoleon Fischer stellte sich umgehend im Reichstag hin und enthüllte. Er enthüllte, ohne daß ihm das geringste geschehen konnte, die Schiebungen des Regierungspräsidenten von Wulckow in Netzig, seinen Riesengewinn am Grundstück des Kaiser-Wilhelm-Denkmal, der nach Napoleon Fischers Behauptung von der Stadt erpreßt war, und das Ehrengeschenk von angeblich fünftausend Mark, dem er den Titel „Schmiergeld“ gab. Der Zeitung zufolge bemächtigte sich hier der Volksvertreter ungeheure Erregung. Freilich galt sie nicht Wulckow, sondern dem Enthüller. Wütend verlangte man Beweise und Zeugen; Diederich zitterte, in der nächsten Zeile konnte sein Name kommen. Zum Glück kam er nicht, Napoleon Fischer blieb sich der Pflicht seines Amtes bewußt. Statt dessen redete der Minister, er überließ den unerhörten, leider unter dem Schutze der Immunität begangenen Angriff auf einen Abwesenden, der sich nicht verteidigen konnte, dem Urteil des Hauses. Das Haus urteilte, indem es dem Herrn Minister Beifall klatschte. Parlamentarisch war der Fall erledigt, es erübrigte nur noch, daß auch die Presse ihren Abscheu äußerte und, soweit sie nicht einwandfrei gesinnt war, ganz leicht dabei mit dem Auge zwinkerte. Mehrere sozialdemokratische Blätter, die die Vorsicht außer acht gelassen hatten, mußten ihren verantwortlichen Redakteur den Gerichten ausliefern, so auch die Netziger „Volksstim-

me". Diederich benutzte diesen Anlaß, um zwischen sich und denen, die an dem Herrn Regierungspräsidenten hatten zweifeln können, glatt das Tischtuch zu zerschneiden. Er und Guste machten Besuch bei Wulckows. „Ich weiß aus erster Quelle“, sagte er nachher, „dem Mann ist die größte Zukunft gewiß. Er war neulich auf der Jagd mit Majestät und hat einen großartigen Witz gerissen.“ Acht Tage später brachte die „Woche“ ein ganzseitiges Bildnis, Glatze und Bart auf der einen Hälfte, ein Bauch auf der anderen, und dazu die Unterschrift: „Regierungspräsident von Wulckow, der geistige Schöpfer des Netziger Kaiser-Wilhelm-Denkmal, gegen den kürzlich ein allgemein als empörend empfundener Angriff im Reichstag erfolgte, und dessen Ernennung zum Oberpräsidenten bevorsteht...“ Das Bild des Generaldirektors Heßling mit Frau hatte nur eine Viertelseite eingenommen. Diederich überzeugte sich, daß der gebührende Abstand wiederhergestellt war. Die Macht blieb, auch unter den modernen Lebensbedingungen einer großzügigen Öffentlichkeit, unangreifbar wie je – was ihn trotz allem tief befriedigte. Er ward hierdurch innerlich auf das günstigste vorbereitet für seine Festrede.

Sie war entstanden in den ehrgeizigen Gesichtern vom Schlaf gemiedener Nächte und bei regem Gedankenaustausch mit Wolfgang Buck und besonders mit Käthchen Zillich, die für die Größe des kommenden Ereignisses ein merkwürdig klares Verständnis zeigte. Am Schicksalstage, als Diederich, das Herz klopfend gegen die Niederschrift seiner Rede, um halb elf mit seiner Gattin beim Festplatz anfuhr, bot der Platz einen noch wenig belebten, aber um so besser geordneten Anblick. Vor allem, der Militärkordon war schon gezogen! – und gelangte man auch nur nach Gewährung aller Garantien hindurch, so lag doch eben hierin eine feierliche Erhebung angesichts des nicht privilegierten Volkes, das hinter unseren Soldaten und am Fuß einer großen schwarzen Brandmauer in der Sonne die schwitzenden Hälse reckte. Die Tribünen, links und rechts von den langen weißen Tüchern, hinter denen man Wilhelm den Großen vermuten durfte, empfingen den Schatten ihrer Zeltdächer sowie zahlreicher Fahnen. Links die Herren Offiziere waren, wie Diederich feststellte, durch ihre ins Blut übergegangene Disziplin befähigt, sich und ihre Damen ohne fremde Hilfe einzurichten; alle Strenge der polizeilichen Überwachung war nach rechts verlegt, wo das Zivil sich um die Sitze balgte. Auch Guste gab sich nicht zufrieden mit dem ihren, einzig das offizielle Festzelt gegenüber dem Denkmal schien ihr würdig, sie aufzunehmen, sie war eine offizielle Dame, Wulckow hatte es anerkannt. Diederich mußte hin mit ihr, wenn er kein Feigling war, aber natürlich ward sein tollkühner Angriff so nachdrücklich zurückgewiesen, wie er es vorausgesehen hatte. Der Form wegen und damit Guste nicht an ihm zweifelte, verwahrte er sich gegen den Ton des Polizeileutnants und wäre beinahe verhaftet worden. Sein Kronenorden vierter Klasse, seine schwarz-weiß-rote Schärpe und die Rede, die er vorzeigte, retteten ihn gerade noch, konnten aber keineswegs, weder vor der Welt noch vor ihm selbst, als vollwertiger Ersatz gelten für die Uniform. Sie, die einzige wirkliche Ehre, gebrach ihm nun einmal, und Diederich mußte auch hier wieder bemerken, daß man ohne Uniform, trotz sonstiger Erstklassigkeit, doch mit schlechtem Gewissen durchs Leben ging.

Im Zustand der Auflösung trat das Ehepaar Heßling seinen allseitig bemerkten Rückzug an, Guste bläulich geschwollen in ihren Federn, Spitzen und Brillanten, Diederich schnaufend und nach Kräften den Bauch mit der Schärpe vorgestreckt, als breitete er die Nationalfarben über seine Niederlage. So mußten sie hindurch zwischen dem Kriegerverein, der, Eichenkränze um die Zylinderhüte, unterhalb der Militärtribüne stand, an seiner Spitze Kühnchen als Landwehrleutnant, und den Ehrenjungfrauen drüben, weiß mit schwarz-weiß-roten Schärpen und befehligt von Pastor Zillich im Talar. Nun sie aber

anlangten, wer saß, in der Haltung einer Königin, auf Gustes Stuhl? Man war starr: Käthchen Zillich. Hier fühlte Diederich sich denn doch bemüßigt, seinerseits ein Machtwort zu sprechen. „Die Dame hat sich geirrt, der Platz ist nicht für die Dame“, sagte er, keineswegs zu Käthchen Zillich, die er für ebenso fremd wie zweideutig zu halten schien, sondern zu dem Aufsichtsbeamten – und hätten ihm auch nicht die menschlichen Laute ringsum recht gegeben, Diederich stand hier für die stummen Gewalten von Ordnung, Sitte und Gesetz, eher wäre die Tribüne eingestürzt, als daß Käthchen Zillich auf ihr verblieb ... Dennoch geschah das Außerordentliche, daß der Beamte unter Käthchens ironischem Lächeln die Achseln zuckte, und selbst der Schutzmann, den Diederich anrief, gab nur einen weiteren unbegreiflichen Stützpunkt ab für den Übergriff der Unmoral. Diederich, betäubt vor einer Welt, deren Betrieb gestört schien, ließ es geschehen, daß Guste abgeschoben ward nach einer Sitzreihe ganz oben, wobei sie mit Käthchen Zillich einige die Gegensätze betonende Worte wechselte. Der Meinungsaustausch griff schon auf Unbeteiligte über und drohte auszuarten: da schmetterte Musik los, der Einzugsmarsch der Gäste auf der Wartburg, und wirklich bezogen sie das offizielle Zelt, voran Wolckow, unverkennbar trotz seiner roten Husarenuniform, zwischen einem Herrn in Frack und Ordensstern und einem hohen General. War es möglich? Noch zwei hohe Generale! Und ihre Adjutanten, Uniformen in allen Farben, Sternenblitzen und ein Wuchs! „Wer ist der Gelbe, der Lange?“ forschte Guste innig. „Ist das ein schöner Mann!“ – „Wollen Sie mich gefälligst nicht treten!“ verlangte Diederich, denn auch sein Nachbar war aufgesprungen, alle verrenkten sich, fieberten und schwelgten. „Sieh sie dir an, Guste! Emmi ist eine Gans, daß sie nicht mitwollte. Das ist das einzige, erstklassige Theater, es ist das Höchste, da kann man nichts machen!“ – „Aber der mit den gelben Aufschlägen!“ schwärmte Guste. „Der Schlanke! Der muß ein echter Aristokrat sein, das seh ich gleich.“ Diederich lachte wollüstig. „Da ist überhaupt keiner dabei, der nicht ein echter Aristokrat ist, darauf kannst du Gift nehmen. Wenn ich dir sage, ein Flügeladjutant Seiner Majestät ist hier!“ – „Der Gelbe!“ – „Persönlich hier!“

Man suchte sich zurecht. „Der Flügeladjutant! Zwei Divisionsgenerale, Donnerwetter!“ Und die schneidige Anmut der Begrüßungen; sogar der Bürgermeister Doktor Schefelweis ward aus seinem bescheidenen Hintergrund gezogen und durfte in seiner Train-Reserveleutnantsuniform strammstehen vor seinen hohen Vorgesetzten. Herr von Quitzin als Ulan besichtigte durch sein Monokel den Grund und Boden der Veranstaltung, der vorübergehend ihm selbst gehört hatte. Wolckow aber, der rote Husar, brachte die volle Bedeutung eines Regierungspräsidenten erst jetzt zur Geltung, wo er salutierend das gewaltige, von Schnüren umrahmte Profil seiner unteren Körperteile hervorkehrte. „Das sind die Säulen unserer Macht!“ rief Diederich in die wuchtigen Klänge des Einzugsmarsches. „Solange wir solche Herren haben, werden wir der Schrecken der ganzen Welt sein!“ Und voll überwältigenden Dranges, in der Meinung, seine Stunde sei da, stürzte er hinunter, nach dem Rednerpodium. Aber der Schutzmann, der es bewachte, trat ihm entgegen: „Nee, nee, Sie komm’n noch nich ran“, sagte der Schutzmann. Jäh in seinem Schwünge gehemmt, stieß Diederich gegen einen Aufsichtsbeamten, der ihm nachgesetzt hatte: derselbe wie vorhin, ein Magistratsdiener, der ihm versicherte, er wisse wohl, der Platz der Dame mit den gelben Haaren gehöre dem Herrn Stadtverordneten, „aber auf höheren Befehl hat ihn die Dame gekriegt“. Das weitere verriet der Mann in ersterbendem Flüsterton, und Diederich entließ ihn mit einer Bewegung, die sagte: Dann allerdings. Der Flügeladjutant Seiner Majestät! Dann allerdings! Diederich überlegte, ob es nicht geboten sei, umzukehren und Käthchen Zillich öffentlich seine Huldigung zu entbieten.

Er kam nicht mehr dazu, Oberst von Haffke kommandierte der Fahnenkompagnie „Rührt euch!“, und auch Kühnchen ließ seine Krieger sich rühren; hinter dem Festzelt intonierte die Regimentsmusik: „Vortreten zum Beten.“ Dies geschah, sowohl von seiten der Ehrenjungfrauen wie des Kriegervereins. Kühnchen in seiner historischen Landwehruniform, die außer vom Eisernen Kreuz von einem ruhmreichen Flicken geziert ward, denn hier war eine französische Kugel hindurchgegangen, traf inmitten des Geländes auf Pastor Zillich in seinem Talar; auch die Fahnenkompagnie fand sich ein, und man gab unter dem Vortritt Zillichs dem alten Alliierten die Ehre. Auf der Ziviltribüne ward das Publikum von den Beamten gehalten, sich zu erheben, die Herren Offiziere taten es von selbst, überdies stimmte die Kapelle „Ein feste Burg“ an. Zillich schien trotzdem noch irgend etwas vorzuhaben, aber der Oberpräsident, offenbar in der Annahme, daß der alte Alliierte nun genug habe, ließ sich, gelblichen Gesichts, auf seinen Sessel nieder, rechts von ihm der blühende Flügeladjutant, links die Divisionsgenerale. Als die ganze Versammlung im offiziellen Zelt nach den ihr innewohnenden Gesetzen gruppiert war, sah man den Regierungspräsidenten von Wulckow einen Wink erteilen, infolgedessen ein Schutzmann sich in Bewegung setzte. Er begab sich zu seinem Kollegen, der das Rednerpodium bewachte, worauf dieser das Wort an Diederich richtete: „Na, nu kommse man ran“, sagte der Schutzmann.

Diederich gab acht, daß er beim Hinaufsteigen nicht stolperte, denn die Beine waren ihm plötzlich weich geworden, auch sah er verschwommen. Nach einigem Schnaufen unterschied er im kahlen Umkreis ein Bäumchen, das keine Blätter hatte, aber mit schwarz-weiß-roten Blüten aus Papier übersät war. Der Anblick des Bäumchens gab ihm Gedächtnis und Kraft zurück; er begann:

„Eure Exzellenzen! Höchste, hohe und geehrte Herren!

Hundert Jahre sind es, daß der große Kaiser, dessen Denkmal der Enthüllung harrt durch den Vertreter Seiner Majestät, uns und dem Vaterlande geschenkt ward; gleichzeitig aber, das macht diese Stunde noch bedeutsamer, ist fast ein Jahrzehnt vergangen, seit sein großer Enkel den Thron bestiegen hat! Wie sollten wir da nicht vor allem auf die große Zeit, die wir selbst miterleben durften, einen stolzen und dankbaren Rückblick werfen.“

Diederich warf ihn. Er feierte abwechselnd den beispiellosen Aufschwung der Wirtschaft und des nationalen Gedankens. Längere Zeit verweilte er beim Ozean. „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Der Ozean beweist uns, daß auf ihm und jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine Entscheidung mehr fallen darf, denn das Weltgeschäft ist heute das Hauptgeschäft!“ Aber nicht nur vom geschäftlichen Standpunkt, noch mehr geistig und sittlich war der Aufschwung ein beispielloser zu nennen. Wie sah es denn früher aus mit uns? Diederich entwarf ein wenig schmeichelhaftes Bild des älteren Geschlechts, das durch eine einseitige humanitäre Bildung zu zuchtlosen Anschauungen verführt, in nationaler Hinsicht noch keinen Kommentar gehabt hatte. Wenn das jetzt gründlich anders geworden war, wenn wir, im berechtigten Selbstgefühl, das tüchtigste Volk Europas und der Welt zu sein, von Nörglern und Elenden abgesehen, nur noch eine einzige nationale Partei bildeten, wem verdankten wir es? Allein Seiner Majestät, antwortete Diederich. „Er hat den Bürger aus dem Schlummer gerüttelt, sein erhabenes Beispiel hat uns zu dem gemacht, was wir sind!“ – wobei Diederich sich auf die Brust schlug. „Seine Persönlichkeit, seine einzige, unvergleichliche Persönlichkeit ist stark genug, daß wir allesamt uns efeuartig an ihr emporranken dürfen!“ rief er aus, obwohl es nicht in seinem Entwurf stand. „Was Seine Majestät der Kaiser zum Wohl des deutschen Volkes beschließt, dabei wollen wir ihm jubelnd behilflich sein, ob

wir nun edel sind oder unfrei. Auch der einfache Mann aus der Werkstatt ist willkommen!" fügte er wieder aus dem Stegreif hinzu, jäh inspiriert durch den Geruch des schwitzenden Volkes hinter dem Militärkordon; denn der Wind, der aufkam, trug ihn her.

„In staunender Weise ertüchtigt, voll hoher sittlicher Kraft zu positiver Betätigung, und in unserer furchtbaren Wehr der Schrecken aller Feinde, die uns neidisch umdrohen, so sind wir die Elite unter den Nationen und bezeichnen eine zum ersten Male erreichte Höhe germanischer Herrenkultur, die bestimmt niemals und von niemandem, er sei wer er sei, wird überboten werden können!"

Hier sah man den Oberpräsidenten mit dem Kopf nicken, indes der Flügeladjutant die Hände gegeneinander bewegte: da brachen die Tribünen in Beifall aus. Bei den Zivilisten wehten Taschentücher, Guste ließ es im Wind flattern, und, trotz der Unstimmigkeit von vorhin, auch Käthchen Zillich. Diederich, im Herzen leicht wie die wehenden Taschentücher, nahm seinen hohen Flug wieder auf.

„Eine solche, nie dagewesene Blüte aber erreicht ein Herrenvolk nicht in einem schlaffen, faulen Frieden: nein, sondern unser alter Alliierter hat es für notwendig gehalten, das deutsche Gold im Feuer zu bewähren. Durch den Schmelzofen von Jena und Tilsit haben wir hindurchgemußt, und schließlich ist es uns doch gelungen, siegreich überall unsere Fahnen aufzupflanzen und auf dem Schlachtfelde die deutsche Kaiserkrone zu schmieden!"

Und er erinnerte an das prüfungsreiche Leben Wilhelms des Großen, woraus wir, wie Diederich feststellte, erkannten, daß der Weltenschöpfer das Volk im Auge behält, das er sich erwählt hat, und sich auch das entsprechende Instrument baut. Der große Kaiser seinerseits hatte sich hlerüber niemals Irrtümern hingegeben, dies ward besonders deutlich in dem großen historischen Augenblick, wo er als König von Gottes Gnaden, das Zepter in der einen und das Reichsschwert in der andern Hand, nur Gott die Ehre gab und von ihm die Krone nahm. In erhabenem Pflichtgefühl hatte er es weit von sich gewiesen, dem Volk die Ehre zu geben und vom Volk die Krone zu nehmen, und nicht zurückgeschreckt war er vor der furchtbaren Verantwortung gegenüber Gott allein, von der kein Minister, kein Parlament ihn hatte entbinden können! Diederichs Stimme bebte ergriffen. „Dies erkennt das Volk denn auch an, indem es die Persönlichkeit des dahingegangenen Kaisers geradezu vergöttert. Hat er doch Erfolg gehabt; und wo der Erfolg ist, da ist Gott! Im Mittelalter wäre Wilhelm der Große heiligg gesprochen worden. Heute setzen wir ihm ein erstklassiges Denkmal!"

Wieder nickte der Oberpräsident und löste damit wieder ungestüme Zustimmung aus. Die Sonne war fort, es wehte kälter; und als sei er angeregt durch den verdüsterten Himmel, ging Diederich zu einer tiefersten Frage über.

„Wer hat sich ihm nun in den Weg gestellt, vor seinem hohen Ziel? Wer war der Feind des großen Kaisers und seines kaisertreuen Volkes? Der von ihm glücklich zerschmetterte Napoleon hatte seine Krone nicht von Gott, sondern vom Volk, daher! Das gibt dem Richterspruch der Geschichte erst seinen ewigen, überwältigenden Sinn!" Hier unternahm Diederich es, zu malen, wie es in dem demokratisch verseuchten, daher von Gott verlassenen Reich Napoleons des Dritten ausgesehen habe. Der in leerer Religiosität versteckte krasse Materialismus hatte den unbedenklichsten Geschäftssinn großgezogen, Mißachtung des Geistes schloß ihr natürliches Bündnis mit niederer Genußgier. Der Nerv der Öffentlichkeit war Reklamesucht, und jeden Augenblick schlug sie um in Verfolgungssucht. Im Äußern nur auf das Prestige gestellt, im Innern nur auf die Polizei, ohne andern Glauben als die Gewalt, trachtete man nach nichts als nach Theaterwirkung, trieb ruhmredigen Pomp mit der vergangenen Heldenepoche, und der einzige Gipfel, den man wirklich erreichte,

war der des Chauvinismus... „Von all dem wissen wir nichts!“ rief Diederich und redete die Hand gegen den Zeugen dort oben. „Darum kann es mit uns nie und nimmer das Ende mit Schrecken nehmen, das dem Kaiserreich unseres Erbfeindes vorbehalten war!“

An dieser Stelle blitzte es; zwischen dem Militärkordon und der Brandmauer, in der Gegend, wo das Volk zu vermuten war, durchzuckte es grell die schwarze Wolke, und ein Donnerschlag folgte, der entschieden zu weit ging. Die Herren im offiziellen Zelt bekamen mißbilligende Mienen, und der Oberpräsident hatte gezuckt. Auf der Offizierstriebüne litt selbstverständlich die Haltung nicht im geringsten, beim Zivil machte sich immerhin eine gewisse Unruhe bemerklich. Diederich brachte das Gekreis zum Verstummen, denn er rief, gleichfalls donnernd: „Unser alter Alliierte bezeugt es! Wir sind nicht so! Wir sind ernst, treu und wahr! Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun! Wer von uns hätte je aus seiner Gesinnung ein Geschäft gemacht? Wo gar wären die bestechlichen Beamten? Biederkeit des Mannes eint hier sich weiblicher Reine, denn das Weibliche zieht uns hinan, nicht ist es uns Werkzeug unedlen Vergnügens. Das strahlende Bild echt deutschen Wesens aber erhebt sich auf dem Boden des Christentums, und das ist der einzig richtige Boden, denn jede heidnische Kultur, mag sie noch so schön und herrlich sein, wird bei der ersten Katastrophe erliegen; und die Seele deutschen Wesens ist die Verehrung der Macht, der überlieferten und von Gott geweihten Macht, gegen die man nichts machen kann. Darum sollen wir nach wie vor die höchste Pflicht in der Verteidigung des Vaterlandes sehen, die höchste Ehre im Rock des Königs und die höchste Arbeit im Waffenhandwerk!“

Der Donner grollte, wenn auch eingeschüchtert, wie es schien, durch Diederichs immer gewaltigere Stimme; dagegen fielen Tropfen, die man einzeln hörte, so schwer waren sie.

„Aus dem Lande des Erbfeindes“, schrie Diederich, „wälzt sich immer wieder die Schlammflut der Demokratie her, und nur deutsche Mannhaftigkeit und deutscher Idealismus sind der Damm, der sich ihr entgegenstellt. Die vaterlandslosen Feinde der göttlichen Weltordnung aber, die unsere staatliche Ordnung untergraben wollen, die sind auszurotten bis auf den letzten Stumpf, damit, wenn wir dereinst zum himmlischen Appell berufen werden, daß dann ein jeder mit gutem Gewissen vor seinen Gott und seinen alten Kaiser treten kann, und wenn er gefragt wird, ob er aus ganzem Herzen für des Reiches Wohl mitgearbeitet habe, er an seine Brust schlagen und offen sagen darf: Ja!“

Wobei Diederich sich einen solchen Schlag auf die Brust versetzte, daß ihm die Luft ausblieb. Die notgedrungene Pause, die er eintreten ließ, benutzte die Ziviltribüne, um durch Unruhe zu bekunden, daß sie seine Rede für beendet halte; denn das Gewitter stand jetzt genau über den Köpfen der Festversammlung, und im schwefelgelben Licht, einzeln, langsam und als warnten sie, klopfen immerfort diese eigroßen Regentropfen ... Diederich hatte wieder Luft.

„Wenn jetzt die Hülle fällt“, begann er mit neuem Schwung, „wenn zum Gruß die Fahnen und Standarten sich neigen, die Degen sich senken und Bajonette im Präsentiergriff blitzen –“ Da krachte es im Himmel so ungeheuerlich, daß Diederich sich duckte und, bevor er es sich versah, unter seinem Pult hockte. Zum Glück kam er wieder hervor, ohne daß sein Verschwinden bemerkt worden wäre, denn allen war es ähnlich ergangen. Kaum daß noch jemand hörte, wie Diederich Seine Exzellenz den Herrn Oberpräsidenten bat, er möge geruhen zu befehlen, daß die Hülle falle. Immerhin trat der Oberpräsident vor das offizielle Zelt hinaus, er war gelber, als es seine Natur war, das Funkeln seines Sterns war erloschen, und er sagte schwach: „Im Namen Seiner Majestät befehle ich: Die Hülle falle“ – worauf sie fiel. Auch ertönte die Wacht am Rhein. Und der Anblick

Wilhelms des Großen, wie er durch die Luft ritt, in der Haltung eines Familienvaters, aber umringt von allen Furchtbarkeiten der Macht, stählte die Untertanen noch einmal gegen die Drohungen von oben, das Kaiserhoch des Oberpräsidenten fand lebhaften Widerhall. Freilich, die Klänge von „Heil dir im Siegerkranz“ gaben Seiner Exzellenz das Zeichen, daß sie sich nun bis an den Fuß des Denkmals zu begeben, es zu besichtigen und den Schöpfer, der schon wartete, durch eine Anrede auszuzeichnen hatten. Jeder begriff es, daß der hohe Herr zweifelnd den Blick zum Himmel richtete; aber, wie nicht anders zu erwarten stand, siegte sein Pflichtgefühl, und siegte um so glänzender, als er der einzige Herr in Frack war unter so vielen tapferen Militärs. Er wagte sich kühn hinaus, hin ging er unter den großen, langsamen Tropfen, und mit ihm Ulanen, Kürassiere, Husaren und Train ... Schon war die Inschrift „Wilhelm der Große“ zur Kenntnis genommen worden, der Schöpfer, durch eine Anrede ausgezeichnet, bekam seinen Orden, und gerade sollte auch der geistige Schöpfer Heßling vorgestellt und geschmückt werden, da platzte der Himmel. Er platzte ganz und auf einmal, mit einer Heftigkeit, die einem lange verhaltenen Ausbruch glich. Bevor noch die Herren sich umgedreht hatten, standen sie im Wasser bis an die Knöchel, Seiner Exzellenz lief es aus Ärmeln und Hosen. Die Tribünen verschwanden hinter Stürzen Wassers, wie auf fern wogendem Meer erkannte man, daß die Zeltdächer sich gesenkt hatten unter der Wucht des Wolkenbruches, in ihren nassen Umschlingungen wälzten links und rechts sich schreiende Massen. Die Herren Offiziere machten gegen die Elemente von der blanken Waffe Gebrauch, durch Schnitte in das Segeltuch bahnten sie sich den Ausweg. Das Zivil gelangte nur als graue Wickelschlange hinab, die mit wilden Zuckungen im überschwemmten Gelände badete. Unter solchen Umständen sah der Oberpräsident es ein, daß der weitere Verlauf des Festprogramms aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zu unterbleiben habe. Blitzeumlodert und wasserspritzend wie ein Springbrunnen, trat er einen beschleunigten Rückzug an, und ihm nach der Flügeladjutant, die beiden Divisionsgenerale, Dragoner, Husaren, Ulanen und Train. Unterwegs erinnerten Seine Exzellenz sich des noch immer an ihrem Finger hängenden Ordens für den geistigen Schöpfer, und pflichttreu bis zum Äußersten, aber bestrebt, jeden Aufenthalt zu vermeiden, händigten sie ihn, laufend und wasserspritzend, dem Präsidenten von Wulckow aus. Wulckow seinerseits begegnete einem Schutzmann, der den Ereignissen noch standhielt, und betraute ihn mit der Übergabe der Allerhöchsten Auszeichnung, worauf der Schutzmann durch Sturm und Grausen irrte, auf der Suche nach Diederich. Schließlich fand er ihn unter dem Rednerpult im Wasser hockend. „Da hamse ‘n Willemsorden“, sagte der Schutzmann und machte, daß er weiterkam, denn gerade schlug ein Blitz ein, so nahe, als sollte er die Verleihung des Ordens verhindern. Diederich hatte nur geseufzt.

Als er es endlich unternahm, mit einer Gesichtshälfte auf die Erde zu spähen, war der Umsturz auf ihr noch immer im Wachsen. Drüben die große schwarze Brandmauer klaffte und ging daran, umzufallen, samt dem Haus dahinter. Über einen Knäuel von Geschöpfen im jagenden Geisterlicht, schwefelgelb und blau, bäumten sich die Pferde der Paradekutschen und nahmen Reißaus. Glücklicherweise das nicht privilegierte Volk, das draußen und über alle Berge war; die Besitzenden und Gebildeten dagegen waren in der Lage, daß sie auf ihren Köpfen schon die fliegenden Trümmer des Umsturzes fühlten, samt dem Feuer von oben. Kein Wunder, wenn die Umstände ihr Verhalten bestimmten und manche Damen, in nicht kommentmäßiger Weise vom Ausgang zurückgestoßen, schlankweg übereinanderrollten. Nur ihrer Tapferkeit vertrauend, machten die Herren Offiziere gegen jeden, der sich ihnen entgegenstellte, von ihren Machtmitteln Gebrauch – indes Fah-

mentücher, losgerissen im Sturm von den Überresten der Tribünen und des offiziellen Zeltes, schwarz-weiß-rot durch die Luft sausten, den Kämpfern um die Ohren. Dazu, hoffnungslos, wie die Dinge standen, spielte die Regimentsmusik immer weiter „Heil dir im Siegerkranz“, spielte selbst nach der Durchbrechung des Militärkordons und der Weltordnung, spielte wie auf einem untergehenden Schiff dem Entsetzen auf und der Auflösung. Ein neuer Auflauf der Orkans warf auch sie auseinander – und Diederich, die Augen zugeedrückt und schwindelnd des Endes von allem gewärtig, tauchte zurück in die kühle Tiefe seines Rednerpultes, das er umklammerte wie das Letzte auf Erden. Sein Abschiedsblick aber hatte umfaßt, was über alle Begriffe war: das Gehege, das schwarz-weiß-rot behangene rund um den Volkspark, zusammengebrochen, niedergelegt durch das Gewicht der auf ihm Lastenden, und dann dies Drunter und Drüber, dies Umeinanderkugeln, Sichauflhäufen und Abrutschen, dies Kopfstehen und Dem-andern-sich-ins-Gesicht-Setzen – und dies Gefegtwerden von den Peitschen der Höhe, unter Strömen Feuers, diesen Kehraus, wie der einer betrunkenen Maskerade, Kehraus von Edel und Unfrei, vornehmstem Rock und aus dem Schlummer erwachtem Bürger, einzigen Säulen, gottgesandten Männern, idealen Gütern, Husaren, Ulanen, Dragonern und Train!

Aber die apokalyptischen Reiter flogen weiter; Diederich merkte es, sie hatten nur ein Manöver abgehalten für den Jüngsten Tag, der Ernstfall war es nicht. Unter Vorbehalt verließ er seine Zuflucht und stellte fest, daß es nur noch goß, und daß Kaiser Wilhelm der Große noch da war, mit allem Zubehör der Macht. Diederich hatte die ganze Zeit das Gefühl gehabt, das Denkmal sei zerschmettert und weggeschwommen. Der Festplatz freilich sah aus wie eine wüste Erinnerung, keine Seele belebte seine Trümmer. Doch, dahinten bewegte sich eine, sie trug sogar Ulanenuniform: Herr von Quitzin, der das eingestürzte Haus besichtigte. Dem Blitz erlegen, rauchte es hinter den Resten seiner großen schwarzen Brandmauer, und in der Flucht aller hatte nur Herr von Quitzin standgehalten, denn ihn stärkte ein Gedanke. Diederich sah ihm ins Herz. ‚Das Haus‘, dachte Herr von Quitzin, „hätten wir auch noch loswerden sollen an das Pack. Aber nicht zu machen gewesen, haben es mit aller Gewalt nicht durchgedrückt. Na nu kriege ich die Versicherung. Es gibt einen Gott.“ Und dann ging er der Feuerwehr entgegen, die zum Glück nicht mehr wesentlich eingreifen konnte in das Geschäft.

Auch Diederich, durch, das Beispiel ermutigt, machte sich auf den Weg. Er hatte seinen Hut verloren, am Boden seiner Schuhe schlenkerte Wasser, und in der rückwärtigen Erweiterung der Beinkleider trug er eine Pfütze mit sich herum. Da ein Wagen nicht erreichbar schien, beschloß er, die innere Stadt zu durchqueren. Die Winkel der alten Straßen fingen den Wind ab, ihm ward es wärmer. „Von einem Katarrh ist nicht die Rede. Guste soll mir aber doch einen Wickel um den Bauch machen. Wenn sie nur gefälligst keine Influenza ins Haus einschleppt!“ Nach dieser Sorge erinnerte er sich seines Ordens: „Der Wilhelms-Orden, Stiftung Seiner Majestät, wird nur verliehen für hervorragende Verdienste um die Wohlfahrt und Veredelung des Volkes ... Den haben wir!“ sagte Diederich laut in der leeren Gasse. „Und wenn es Dynamit regnet!“ Der Umsturz der Macht von Seiten der Natur war ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln gewesen. Diederich zeigte dem Himmel seinen Wilhelms-Orden und sagte „Ätsch!“ – worauf er ihn sich ansteckte, neben den Kronenorden vierter Klasse.

In der Fleischhauergrube hielten mehrere Fuhrwerke: merkwürdig, vor dem Haus des alten Buck. Eins war noch dazu ein Landwagen. Sollte etwa – ? Diederich spähte in das Haus: die gläserne Flurtür stand außerordentlicherweise offen, so als würde jemand



erwartet, der selten kam. Feierlich still die weite Diele, nur, wie er an der Küche vorbeischlich, ein Wimmern: die alte Magd, mit dem Gesicht auf den Armen. Also ist es soweit' – und plötzlich ward Diederich von einem Schauer angerührt, er blieb stehen, bereit, den Rückzug anzutreten. „Dabei habe ich nichts zu tun... Doch! Dabei habe ich zu tun, denn hier ist jedes Stück mein, ich habe die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie mir nachher nichts forttragen.“ Aber nicht nur dies drängte ihn vorwärts; Schwierigeres und Tieferes kündigte sich an mit Schnaufen und Bauchklemmen. Gehaltenen Schrittes erstieg er die flachen alten Stufen und dachte: „Respekt vor einem tapferen Feind, wenn er das Feld der Ehre deckt! Gott hat gerichtet, ja, ja, so geht es, keiner kann sagen, ob er nicht eines Tages – Na hören Sie, es gibt denn doch Unterschiede, eine Sache ist gut oder nicht gut. Und für den Ruhm der guten Sache soll man nichts versäumen, unser alter Kaiser hat sich wahrscheinlich auch zusammennehmen müssen, als er nach Wilhelmshöhe zu dem gänzlich erledigten Napoleon ging.“

Hier war er schon im Zwischengeschloß und betrat vorsichtig den langen Gang, an dessen Ende die Tür offen-, auch hier wieder offenstand. Sich gegen die Wand drücken, und einen Blick hinein: Ein Bett, mit dem Fuß hergewendet, darin lehnte an gehäuftten Kissen der alte Buck und schien nicht bei sich. Kein Laut; war er denn allein? Behutsam auf die Gegenseite – nun sah man die verhängten Fenster und davor im Halbkreis die Familie: dem Bett zunächst Judith Lauer, ganz starr, dann Wolfgang mit einem Gesicht, das niemand erwartet hätte; zwischen den Fenstern die zusammengedrückte Herde der fünf Töchter neben dem bankerotten Vater, der nicht einmal mehr elegant war; weiterhin der verbauerte Sohn mit seiner stumpfblickenden Frau, und endlich Lauer, der gesessen hatte. Mit gutem Grund hielten alle sich so still; zu dieser Stunde verloren sie die letzte Aussicht, noch einmal mitzureden! Sie waren obenauf gewesen und hatten sich in Sicherheit gewiegt, solange der Alte standhielt. Er war gefallen, und sie mit, er verschwand, und sie alle mit. Er hatte immer nur auf Flugsand gestanden, da er nicht auf der Macht stand. Nichtig Ziele, die fortführten von der Macht! Fruchtlos Geist, denn nichts hinterließ er als Verfall! Verblendung jeder Ehrgeiz, der nicht Fäuste hatte und Geld in den Fäusten!

Woher aber dies Gesicht, das Wolfgang hatte? Es sah nicht aus wie Trauer, obwohl Tränen aus seinen dort hinüberverlangenden Augen fielen; es sah aus wie Neid, gramvoller Neid. Was hatten die andern? Judith Lauer, deren Brauen sich dunkel zusammenzogen, ihr Mann, der aufseufzte – und die Frau des Ältesten sogar faltete vor dem Gesicht ihre Arbeiterinnenhände. Diederich, in entschlossener Haltung, stellte sich mitten vor die Tür. Es war dunkel im Gang, die da sahen nicht, und mochten sie; aber der Alte? Sein Gesicht war genau hierher gerichtet, und wo es hinsah, ahnte man dennoch mehr als hier war, Erscheinungen, die niemand ihm verstellen konnte. Ihren Widerschein in seinen überraschten Augen, öffnete er auf den Kissen langsam die Arme, versuchte sie zu heben, hob, bewegte sie, winkend und empfangend – wen doch? Wie viele wohl, mit so langem Winken und Empfangen? Ein ganzes Volk, sollte man glauben, und welchen Wesens, daß es durch sein Kommen dies geisterhafte Glück hervorrief in den Zügen des alten Buck?

Da erschrak er, als sei er einem Fremden begegnet, der Grauen mitbrachte: erschrak und rang nach Atem. Diederich, ihm gegenüber, machte sich noch strammer, wölbte die schwarz-weiß-rote Schärpe, streckte die Orden vor, und für alle Fälle blitzte er. Der Alte ließ auf einmal den Kopf fallen, tief vornüber fiel er, ganz wie gebrochen. Die Seinen schrien auf. Vom Entsetzen gedämpft, rief die Frau des Ältesten: „Er hat etwas gesehen! Er hat den Teufel gesehen!“ Judith Lauer stand langsam auf und schloß die Tür. Diederich war schon entwichen.

## Georg Kaiser

\* 25. November 1878 Magdeburg † 4. Juni 1945 Ascona (Schweiz)

Expressionistischer Dramatiker und Essayist; nahm nach mittlerer Reife die Lehre in einer Buchhandlung und einem Ex- und Import-Geschäft auf, brach diese jedoch ab; häufig in finanziellen Nöten; in der Weimarer Republik einer der meistgespielten und fruchtbarsten Dramatiker in Deutschland (insgesamt über 60 Theaterstücke); aufgeführt auch in New York, London und Rom; nach 1933 Aufführungsverbot; seit 1938 im Schweizer Exil. Hauptwerke: *Von morgens bis mitternachts* (1912); *Die Bürger von Calais* (1912/14); *Die Koralle* (1917); *Gas I-II* (1918–1920); *Die jüdische Witwe* (1920); *Der Soldat Tanaka* (1940).

## GAS II

### PERSONEN

MILLIARDARARBEITER

CROSSINGENIEUR

ERSTE BLAUFIGUR

ZWEITE BLAUFIGUR

DRITTE BLAUFIGUR

VIERTE BLAUFIGUR

FÜNFTE BLAUFIGUR

SECHSTE BLAUFIGUR

SIEBENTE BLAUFIGUR

ERSTE GELBFIGUR

ZWEITE GELBFIGUR

DRITTE GELBFIGUR

VIERTE GELBFIGUR

FÜNFTE GELBFIGUR

SECHSTE GELBFIGUR

SIEBENTE GELBFIGUR

ARBEITERMANNER, ARBEITERFRAUEN, ARBEITERGREISE,

ARBEITERGREISINNEN, ARBEITERHALBWÜCHSIGE

### ERSTER AKT

*Betonhalle. Stäubendes Bogenlampenlicht. Von dunsthoher Kuppel Drähte dicht senkrecht nach der Tribüne und weiter schräg verteilt an kleine eiserne Tische – drei rechts, drei links. Rotfarbig nach links – grünfarbig nach rechts die Drähte. An jedem Tisch eine Blaufigur – in Uniform steif sitzend – starrend auf Glasscheibe im Tisch, die – rot links, grün rechts – aufleuchtend das Gesicht mitfärbt. Quervorn längerer eiserner Tisch mit schachbretteiliger Platte, darin grüne und rote Stöpsel – von der ersten Blaufigur bedient. Stille.*

ZWEITE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe.* Meldung von drittem Kampfabschnitt: Ballung von Feind im Werden. Scheibe verlöscht.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel.*

FÜNFTE BLAUFIGUR *vor grüneller Scheibe.* Meldung von drittem Werk: Leistung im Strich unter Auftrag. Scheibe verlöscht.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel.*

DRITTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe.* Meldung von zweitem Kampfabschnitt: Ballung von Feind im Werden. Scheibe verlöscht.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel.*

SECHSTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von zweitem Werk: Leistung ein Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

VIERTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von erstem Kampfabschnitt: Ballung von Feind im Werden. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

SIEBENTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von erstem Werk: Leistung zwei Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

*Stille*.

ZWEITE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von drittem Kampfabschnitt: Losbruch von Feind in rollen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

FÜNFTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von drittem Werk: Leistung drei Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

DRITTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von zweitem Kampfabschnitt: Losbruch von Feind in rollen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

SECHSTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von zweitem Werk: Leistung fünf Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

VIERTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von erstem Kampfabschnitt: Losbruch von Feind in rollen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

SIEBENTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von erstem Werk: Leistung acht Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

*Stille*.

ZWEITE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von drittem Kampfabschnitt: Einbruch von Feind in wachsen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

FÜNFTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von drittem Werk: Leistung neun Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

DRITTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von zweitem Kampfabschnitt: Einbruch von Feind in wachsen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

SECHSTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von zweitem Werk: Leistung elf Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt grünen Stöpsel*.

VIERTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von erstem Kampfabschnitt: Einbruch von Feind in wachsen. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

SIEBENTE BLAUFIGUR *vor grünheller Scheibe*. Meldung von erstem Werk: Leistung zwölf Strich unter Auftrag. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *ins Telefon vorsieh*. Der Großingenieur!

*Großingenieur kommt: gealtert ins Petrefakt fanatischer Werkenergie, kantiges Profil – Haarkamm weiß, weißer Kittel.*

ERSTE BLAUFIGUR. Zählstationen kontrollieren verminderte Herstellung von Gas. Nach Strichen bis zwölf bleibt Sein hinter Soll.

GROSSINGENIEUR. Zusammenbrüche von Arbeitern vor Sichtglas – auf Schaltblock – an Hebel.

ERSTE BLAUFIGUR. Warum kein Ersatz?

GROSSINGENIEUR. Jede Schicht ausgemustert ohne ein letztes Zuviel von Mann oder Frau.

ERSTE BLAUFIGUR. Tritt Seuche im Werk auf?

GROSSINGENIEUR. Mit keinem sichtbaren Zeichen.

ERSTE BLAUFIGUR. Stockt die Lieferung von Lebensmitteln?

GROSSINGENIEUR. Stetige Zuweisung mit reichlichem Vorzug.

ERSTE BLAUFIGUR. Enttäuscht Belohnung aus vollem Gewinn, der verteilt wird?

GROSSINGENIEUR. Barer Überschuß schwillt schon Halbwüchsigen ins Summenhafte.

ERSTE BLAUFIGUR. – – Wie erklären Sie – den Nachlaß?

GROSSINGENIEUR. Bewegung wurde Gesetz aus sich. Übermaß von Dauer der *einen* Handlung stumpft den Ansporn aus Willen zum Werk. Gas ist nicht mehr Ziel – in kleine Handreichung verstieß sich Zweck, der wiederholt und wiederholt, was zwecklos wird im Teil ohne Ganzes. Planlos schafft der Mann am Werkzeug – das Werk entzog sich der Übersicht, wie der Mann durch Tag und Tag tiefer ins gleichförmige Einerlei glitt. Rad saust neben Rad und kerbt nicht mehr die Nabe von Gegenrad und Gegenrad. Schwung tost leer und stürzt ohne Widerstand vor sich zu Boden.

ERSTE BLAUFIGUR. Entdecken Sie kein Mittel, die Produktion zu sichern?

GROSSINGENIEUR. Neue Massen von Arbeitern ins Werk.

ERSTE BLAUFIGUR. Die finden sich nicht, wo siebenmal gesiebt wurde.

GROSSINGENIEUR. Schon Kinder halten die volle Schicht.

ERSTE BLAUFIGUR. Was wird?

GROSSINGENIEUR. Ein steil steigendes Minus an Gas.

ERSTE BLAUFIGUR *auf die Tischplatte zeigend*. Sehen sie das? Maßtafel von Angriff und Abwehr. Wie die Kräfte sich gehalten.

GROSSINGENIEUR. Rot dringt vor.

ERSTE BLAUFIGUR. Feind gewinnt Raum.

GROSSINGENIEUR. Grün weicht weg.

ERSTE BLAUFIGUR. Gas stützt nicht Verteidigung.

GROSSINGENIEUR *stumm*.

ERSTE BLAUFIGUR. Dieser Tisch rechnet das Exempel. Wir sind nach Zahl im Kampf schwächer – aber im Mittel der Technik überlegen. Das balanciert den Ausgang. Wenn wir in Technik nicht verzagen! – Unsere Fabriken arbeiten mit Antrieb von Gas, das nur wir herstellen, über die Möglichkeiten von Feind in seinen Fabriken. *Ein Strich vom Produkt Gas weniger, als hier errechnet – – und wir verlieren die Aussicht auf Rettung rascher – – als wir sie bisher einbüßen!*

GROSSINGENIEUR *starrt an*. Zermahlung von Feind nicht mehr – – ??

ERSTE BLAUFIGUR. Heute Phantom!

GROSSINGENIEUR. Das Ende??

ERSTE BLAUFIGUR. Im besten Fall ein Remis mit zwei schwachmatten Parteien!

GROSSINGENIEUR *stützt sich am Tisch.*

ERSTE BLAUFIGUR. Das erleichtert die Entscheidung. Sie ist gefallen, wie sie nur fallen kann. Kampf und Untergang. Angriff und Widerstand verbluten aneinander. Gegner untergeht mit Gegner. Von Völkern bleibt ein Rest, der entkräftet vergeht. Kein Mensch läuft aus der Vernichtung. *Stark zum Großingenieur.* Das wissen nur wir!

GROSSINGENIEUR *rafft sich.* Was wird?

ERSTE BLAUFIGUR. Steigerung der Leistung von Gas ohne Rücksicht auf Mann oder Frau oder Kind. Keine Schichten mehr – Schicht schiebt sich in Schicht ohne Entlassung nach Stunden. Von Zusammenbruch bis Zusammenbruch ist jeder angespannt. Keine Frist von Rast länger! Absinkt die letzte tote Hand vom Hebel – abgeleitet der letzte tote Fuß vom Schaltblock – abblinkt das letzte glasige Auge vom Sichtglas – ging das Exempel auf: letzter Feind ist vom Erdboden vertilgt – und letzter Kämpfer von uns ohne Odem!

GROSSINGENIEUR *gestrafft.* Ich erfülle die Anforderung!

ERSTE BLAUFIGUR *streckt ihm die Hand hin.* Hinein mit uns in den Tunnel ohne Mündung!

GROSSINGENIEUR *Hand erwidern.* Gas! *ab.*

*Gleich draußen hohe scharfe Sirenen in Nähe – aus Ferne neue Sirenen – ebbend – still.*

ERSTE BLAUFIGUR *ins Telefon.* Der Milliardenarbeiter!

*Milliardenarbeiter kommt: mittenzwanzigjährig; Werktracht – Haar geschoren – barfuß.*

ERSTE BLAUFIGUR. Stehen Sie in Schicht?

MILLIARDARBEITER *verneint.* In Ablösung, die aufgerufen ist.

ERSTE BLAUFIGUR. Vorzeitig.

MILLIARDARBEITER. Der Entschluß mußte sich Ihnen aufdrängen.

ERSTE BLAUFIGUR. Mit welchem Zwang?

MILLIARDARBEITER. Kein Arbeiter hält die frühere Schicht länger durch.

ERSTE BLAUFIGUR. Was raten Sie?

MILLIARDARBEITER. Was gilt hier meine Meinung?

ERSTE BLAUFIGUR. Sie hören, ich frage.

MILLIARDARBEITER. Die Erkundigung haben Sie bei jedem Arbeiter im Werk.

ERSTE BLAUFIGUR. Ich suche sie bei keinem Arbeiter – ich will sie vom Chef.

MILLIARDARBEITER. Wer ist Chef?

ERSTE BLAUFIGUR *sieht ihn fest an.* Vor mir – der Chef.

MILLIARDARBEITER. – – Weichen Sie von Ihrem Platz?

ERSTE BLAUFIGUR. Die neue Aufgabe fordert doppelte Kräfte: – der Chef und wir bewältigen sie in gemeinsamer Anstrengung.

MILLIARDARBEITER. Was wird verlangt?

ERSTE BLAUFIGUR. Gas mit verzehnfachter Mächtigkeit!

MILLIARDARBEITER *achselzuckend.* Bestimmen Sie das Erträgnis.

ERSTE BLAUFIGUR. Es genügt nicht. Die Arbeiter sind schlaff. Befehl würde in ihren mürrischen Hirnen verrinnen und nicht stacheln.

MILLIARDARBEITER. Verhängen Sie peinigendere Strafen.

ERSTE BLAUFIGUR. Es entzieht Arbeiter.

MILLIARDÄRARBEITER. Werden alle unentbehrlich?

ERSTE BLAUFIGUR. Für den letzten Aufwand! – Vernichtung auf beiden Seiten – aber Vernichtung!

MILLIARDÄRARBEITER *zuckt zusammen – sammelt sich.* – Was wollen Sie von mir?

ERSTE BLAUFIGUR. Den Strom durchs Werk schicken, der alle mitreißt. Es gilt: zum Untergang fanatisieren. Das Fieber aus Haß und Stolz hitzt noch einmal in jedem die kälteste Ader – Nacht wird Tag im Dienst für das Ziel, das blutrote Fanal bläht!

MILLIARDÄRARBEITER. Das ist das Ziel?

ERSTE BLAUFIGUR. Von Ihrem Munde verkündet! Stehen Sie in den Hallen – mischen Sie Ihre Stimme in das Toben der Kolben und Rauschen der Riemen – übertosen Sie den Lärm mit Ihrem Aufruf, der Ziel zeigt und Sinn sagt: Hände werden wieder hart um den Hebel – Füße schwer auf dem Schaltblock – Augen klar vorm Sichtglas. Arbeit flutet aus entschlossenen Schleusen – und Gas wird Macht im Gewicht vor Übermacht!

MILLIARDÄRARBEITER *sehr ruhig.* Ich werde gestraft, wenn ich die Schicht versäume.

ERSTE BLAUFIGUR. Sie sind nicht mehr Arbeiter.

MILLIARDÄRARBEITER. Sie können mich nicht entlassen, weil ich Arbeiter in diesem Werk bin.

ERSTE BLAUFIGUR. Ich schicke Sie mit besonderem Auftrag ins Werk.

MILLIARDÄRARBEITER. Ich übernehme ihn nicht.

ERSTE BLAUFIGUR. – – Stellen Sie Bedingungen?

MILLIARDÄRARBEITER. Ich wiederhole die eine und dieselbe, die die Forderung meiner Mutter und des Vaters meiner Mutter war: geben Sie das Werk frei.

ERSTE BLAUFIGUR *heftig.* Ihr Großvater und Ihre Mutter protestierten gegen die Herstellung von Gas. Das machte die Verwaltung des Werks unter Zwang notwendig. Sonst war unsere Rüstung zum Stillstand verurteilt!

MILLIARDÄRARBEITER. Das bestätigte beide in ihrer unerschütterlichen Ablehnung.

ERSTE BLAUFIGUR. Wir stehn im Kampf, wie noch niemals eine Partie verstrickt war.

MILLIARDÄRARBEITER. Ich habe jedem Befehl schweigsam gehorcht.

ERSTE BLAUFIGUR. Jetzt wird Ihre Sprache notwendig!

MILLIARDÄRARBEITER. Gegen mich selbst und gegen meine Mutter?

ERSTE BLAUFIGUR. Für die Arbeiter, die wollen, das Gas wird! Sie kehrten nach der Explosion zurück – sie bauten das Werk auf – sie blieben in den Hallen trotz Gefahr, die stündlich droht – sie bückten sich willig unter den Herrn, der Gas hieß – – der heute Untergang heißt, wenn eine Stimme ihn verkündete, die aufhören läßt! Ihre Stimme ist es, die durchdringt – vor Ihrer Zusage brandet das Ja und Ja der Tausende zur zermalmenden Sturzwelle auf. Ihre Umkehr zu uns macht Halbtote lebendig zum Werk!

MILLIARDÄRARBEITER. Ich schütze das Erbe meines Großvaters.

ERSTE BLAUFIGUR. Die Arbeiter verlachten seine Pläne!

MILLIARDÄRARBEITER. Die Form für Menschen wird sich offenbaren.

ERSTE BLAUFIGUR. Für andere, die überleben. Wir haben keine Zukunft.

MILLIARDÄRARBEITER. Ein Ausweg bleibt immer.

ERSTE BLAUFIGUR. Suchen Sie den ohne uns?

MILLIARDÄRARBEITER. Mit euch und in euch!

ERSTE BLAUFIGUR *nach einem Besinnen.* – Wir werden die Leistung mit Strafen erzielen, die wir brauchen! *Entlassende Geste.*

MILLIARDÄRARBEITER *ab.*

*Stille.*

ZWEITE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von drittem Kampfabschnitt: maßloser Druck von Feind unaufhörlich. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

DRITTE BLAUFIGUR *vor rot heller Scheibe*. Meldung von zweitem Kampfabschnitt: maßloser Druck von Feind unaufhörlich. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *umsteckt roten Stöpsel*.

VIERTE BLAUFIGUR *vor rotheller Scheibe*. Meldung von erstem Kampfabschnitt: maßloser Druck von Feind unaufhörlich. *Scheibe verlöscht*.

ERSTE BLAUFIGUR *springtauf*. Keine Meldung vom Werk?

*Großingenieur kommt in Hast*.

GROSSINGENIEUR. Störung im ganzen Betrieb! Schichtwechsel stockt! Ablösung greift nicht in Standschicht! Zum erstenmal klafft eine Lücke im Schwung von Jahrreihen frei! Das Pendel baumelt! Der Automat schnurrt ab!

ERSTE BLAUFIGUR. Ihre Anordnungen?

GROSSINGENIEUR. Mit Sirenen verkündet! Von Standschicht mit Schichtschluß beantwortet – von Ablösung mit Abweisung erledigt!

ERSTE BLAUFIGUR. Ruft wer zum Widerstand auf?

GROSSINGENIEUR. Keine Rädelsführer! Der Automat läuft aus sich – und läuft aus, weil der Umschwung in seinem Triebwerk verändert! Die neue Zeitteilung stört den alten Takt und bremst das Tempo auf Sekunden – die zur Besinnung genügen, um sich zu besinnen! Blitz stößt in die Köpfe und erklärt die Bahn, die jahrreihenlang gehetzt! Der Taumel wurde Gesicht – und grinst aus grausiger Fratze den Erschrockenen ins erfrierende Gehirn!

ERSTE BLAUFIGUR. Jetzt – – Streik?

GROSSINGENIEUR. Was ist Streik?

ERSTE BLAUFIGUR. Weg von Hebel und Schaltblock und Sichtglas?

GROSSINGENIEUR. Schon Geschehnis aus Vergangenheit! Der Stillstand schlug um in Bewegung!

ERSTE BLAUFIGUR. Aufruhr?

GROSSINGENIEUR. Durch Hallen entzündet! Keine Stimme – kein Schrei – kein Wortschwall! – – eisiges Schweigen – bloß Blicke vor sich – und schon schielend zum nächsten bei ihm – und der über ihn hin zum Gefährten und zu Gefährten! Aus Augen wird es – was wird, um uns hier zu zerschellen: – – der Sturm!

ERSTE BLAUFIGUR. – Kordon um die Hallen und auf die Tore gehalten, wer austritt!!

GROSSINGENIEUR. Bleibt Zeit?!

FÜNFTE BLAUFIGUR *vor grüneller Scheibe*. Meldung vom dritten Werk: – –

GROSSINGENIEUR *hin – ablesend*. Werk steht still – Arbeiter verlassen die Hallen!!

ERSTE BLAUFIGUR. Sperrt die anderen Werke!

SECHSTE BLAUFIGUR *vor grüneller Scheibe*. Meldung von zweitem Werk: – –

GROSSINGENIEUR *hin*. Werk steht still – –

SIEBENTE BLAUFIGUR *vor grüneller Scheibe*. Meldung von erstem Werk: – –

GROSSINGENIEUR *hin*. Arbeiter verlassen die Hallen!!

ERSTE BLAUFIGUR. Alarm über den Werkbezirk!!

GROSSINGENIEUR. Zu spät! Im Druck der Wucht der Zahl sind wir zermalmt! Die Woge türmt furchtbarer auf – gereizt von uns, die hier sind, wenn sie kommen!!

ERSTE BLAUFIGUR. Dringen sie ein?!

GROSSINGENIEUR. Im Marsch ohne Wahl hierher! Der Zug drängt ins Zentrum zurück, woher unser Sporn antrieb! Da knäult sich die Böe! Die Entladung trifft uns – wenn sie uns noch trifft!

ERSTE BLAUFIGUR schiebt mit raschem Griff die Stöpsel auf dem Schaltbetrieb durcheinander Die Rechnung ging nicht auf – es blieb ein Rest! Ab mit Großingenieur und Blaufiguren.

Leere Halle.

Von den dunstgrauen Rändern langsam ringförmig Menge schwellend: Arbeitermänner – Arbeitergreise – Arbeiterhalbwüchsige in Tracht von grau, geschoren und barfuß, Arbeiterfrauen – Arbeitergreisinnen – Arbeitermädchen in gleicher Tracht, barfuß und graue Tücher eng ums Haar.

In einigem Abstand von den Tischen stockt die totenstill vordringende Bewegung.

Dann ist überflutender Losbruch – doch stumm – eilig: die Tische sind umgestürzt und von Hand zu Hand in den Randschatten der Betonhalle gehoben – die Drähte von der Tribüne nach den Tischen – aus der Kuppel nach der Tribüne weggerissen.

Dann herrscht volle Stille.

Die Frauen zerren die Tücher von den Köpfen und beginnen ihr Haar zu sträbhen.

ALLE MÄNNER und ALLE FRAUEN nach Blicken zueinander – mit großem Aufschrei. Kein Gas!!!!

## Thomas Mann

\* 6. Juni 1875 Lübeck † 12. August 1955 Kilchberg bei Zürich

Autor von Romanen und Erzählungen im charakteristischen, syntaktisch anspruchsvollen Stil voller Skepsis und Ironie, gekennzeichnet durch Polarität von Geist und Leben, Künstler- und Bürgerexistenz; außerdem Essayist sowie Verfasser autobiographischer Aufzeichnungen; jüngerer Bruder von Heinrich Mann; früher Schulabgang (nach mittlerer Reife) und kaufmännische Lehre; Verteidigung des Ersten Weltkriegs aus anti-demokratisch-konservativen Positionen, Anfang der 1920er Jahre Wandel zum Demokraten; 1929 Nobelpreis für Literatur; seit 1933 im Ausland: zuerst in Südfrankreich, dann in der Schweiz, 1938 Übersiedlung in die USA; 1949 Reise nach Deutschland; 1952 endgültige Rückkehr nach Europa (in die Schweiz); Vater u.a. von Erika, Klaus und Golo Mann. Hauptwerke: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901); *Tonio Kröger* (1903); *Der Tod in Venedig* (1912); *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918); *Der Zauberberg* (1924); *Lotte in Weimar* (1939); *Tetralogie Joseph und seine Brüder* (1933-1942); *Doktor Faustus* (1947); *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* (1954).

## DER ZAUBERBERG

### Fünftes Kapitel

#### *Ewigkeitssuppe und plötzliche Klarheit*

Hier steht eine Erscheinung bevor, über die der Erzähler sich selbst zu wundern gut tut, damit nicht der Leser auf eigene Hand sich allzusehr darüber wundere. Während nämlich unser Rechenschaftsbericht über die ersten drei Wochen von Hans Castorps Aufenthalt bei Denen hier oben (einundzwanzig Hochsommertage, auf die sich menschlicher Vor-



aussicht nach dieser Aufenthalt überhaupt hatte beschränken sollen) Räume und Zeitmengen verschlungen hat, deren Ausdehnung unseren eigenen halb eingestandenen Erwartungen nur zu sehr entspricht, – wird die Bewältigung der nächsten drei Wochen seines Besuches an diesem Orte kaum so viele Zeilen, ja Worte und Augenblicke erfordern, als jener Seiten, Bogen, Stunden und Tagewerke gekostet hat: im Nu, das sehen wir kommen, werden diese drei Wochen hinter uns gebracht und beigesetzt sein.

Dies also könnte wundernehmen; und doch ist es in der Ordnung und entspricht den Gesetzen des Erzählens und Zuhörens. Denn in der Ordnung ist es und diesen Gesetzen entspricht es, daß uns die Zeit genau so lang oder kurz wird, für unser Erlebnis sich genau ebenso breit macht oder zusammenschrumpft, wie dem auf so unerwartete Art vom Schicksal mit Beschlag belegten Helden unserer Geschichte, dem jungen Hans Castorp; und es mag nützlich sein, den Leser in Ansehung des Zeitgeheimnisses auf noch ganz andere Wunder und Phänomene, als das hier auffallende, vorzubereiten, die uns in seiner Gesellschaft zustoßen werden. Für jetzt genügt es, daß jedermann sich erinnert, wie rasch eine Reihe, ja eine ›lange‹ Reihe von Tagen vergeht, die man als Kranker im Bette verbringt: es ist immer derselbe Tag, der sich wiederholt; aber da es immer derselbe ist, so ist es im Grunde wenig korrekt, von ›Wiederholung‹ zu sprechen; es sollte von Einerleiheit, von einem stehenden Jetzt oder von der Ewigkeit die Rede sein. Man bringt dir die Mittagssuppe, wie man sie dir gestern brachte und sie dir morgen bringen wird. Und in demselben Augenblick weht es dich an – du weißt nicht, wie und woher; dir schwindelt, indes du die Suppe kommen siehst, die Zeitformen verschwimmen dir, rinnen ineinander, und was sich als wahre Form des Seins dir enthüllt, ist eine ausdehnungslose Gegenwart, in welcher man dir ewig die Suppe bringt. Mit Bezug auf die Ewigkeit aber von Langerweile zu sprechen, wäre sehr paradox; und Paradoxe wollen wir meiden, besonders im Zusammenleben mit diesem Helden.

Hans Castorp also war bettlägrig seit Sonnabendnachmittag, da Hofrat Behrens, die oberste Autorität in der Welt, die uns einschließt, es so angeordnet hatte. Da lag er, sein Monogramm auf der Brusttasche seines Nachthemds, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, in seinem reinlichen, weißen Bett, dem Totenbett der Amerikanerin und wahrscheinlich noch mancher anderen Person, und blickte mit einfachen, vom Schnupfen getrübbten blauen Augen zur Zimmerdecke empor, die Sonderbarkeit seiner Lebenslage betrachtend. Dabei ist nicht anzunehmen, daß seine Augen ohne Schnupfen klar, hell und unzweideutig geblickt hätten, denn so sah es in seinem Inneren, wie einfach dieses auch sein mochte, nicht aus, sondern in der Tat sehr trübe, verworren, undeutlich-halbaufrichtig und zweifelhaft. Bald erschütterte, wie er so dalag, ein tolles, tief aufsteigendes Triumphgelächter von innen her seine Brust, und sein Herz stockte und schmerzte von einer nie gekannten, ausschweifenden Freude und Hoffnung; bald wieder erblaßte er vor Schrecken und Bangen, und es waren die Schläge des Gewissens selbst, mit denen sein Herz in raschem, fliegendem Takt gegen die Rippen pochte.

Joachim ließ ihn am ersten Tage ganz in Ruhe und vermied jede Erörterung. Schonend trat er ein paarmal ins Krankenzimmer, nickte dem Liegenden zu und fragte der guten Form wegen, ob ihm was abgehe. Übrigens fiel es ihm um so leichter, Hans Castorps Scheu vor einer Auseinandersetzung zu erkennen und zu achten, als er sie teilte und sich nach seiner Auffassung sogar in einer peinlicheren Lage befand als dieser.

Aber am Sonntagvormittag, nach seiner Rückkehr von dem wie früher allein zurückgelegten Morgenspaziergang, verschob er es trotzdem nicht länger, das nun unmittelbar Notwendigste mit seinem Vetter zu beraten. Er stellte sich an dessen Bett und sagte aufseufzend:

»Ja, es hilft alles nichts, es müssen nun Schritte geschehen. Sie erwarten dich ja zu Hause.«

»Noch nicht«, antwortete Hans Castorp.

»Nein, aber in den nächsten Tagen, Mittwoch oder Donnerstag.«

»Ach«, sagte Hans Castorp, »sie erwarten mich überhaupt nicht so genau auf den Tag. Die haben anderes zu tun, als auf mich zu warten und die Tage zu zählen, bis ich wiederkomme. Wenn ich komme, so bin ich da, und Onkel Tienappel sagt: ›Da bist du ja auch wieder!‹ und Onkel James sagt: ›Na, war's schön?‹ Und wenn ich nicht komme, so dauert es lange, bis es ihnen auffällt, da kannst du sicher sein. Selbstverständlich mußte man sie mit der Zeit benachrichtigen...«

»Du kannst dir denken«, sagte Joachim und seufzte wieder, »wie unangenehm mir die Sache ist! Was soll denn jetzt werden? Natürlich fühle ich mich doch sozusagen verantwortlich. Du kommst hier herauf, um mich zu besuchen, und ich führe dich ein hier oben, und nun sitzt du fest, und niemand weiß, wann du wieder loskommst und deine Stelle antreten kannst. Du mußt einsehen, daß mir das im höchsten Grade peinlich ist.«

»Erlaube mir!« sagte Hans Castorp, immer die Hände unter dem Kopf. »Was machst denn du dir für Kopfzerbrechen? Das ist doch Unsinn. Bin ich heraufgekommen, um dich zu besuchen? Auch, aber in erster Linie doch schließlich, um mich zu erholen, auf Vorschrift von Heidekind. Na, und nun zeigt sich eben, daß ich erholungsbedürftiger bin, als er und wir alle uns haben träumen lassen. Ich bin ja wohl nicht der erste, der glaubte, hier eine Stippvisite zu machen, und für den es dann anders kam. Denke doch nur zum Beispiel an Tous-les-deux' zweiten Sohn, und wie es den hier denn doch noch ganz anders getroffen hat, – ich weiß nicht, ob er noch lebt, vielleicht haben sie ihn abgeholt während einer Mahlzeit. Daß ich etwas krank bin, ist mir ja eine Überraschung, ich muß mich erst darein finden, mich hier als Patient und richtig als einer von euch zu fühlen, statt, wie bisher, nur als Gast. Und dann überrascht es mich doch auch wieder fast gar nicht, denn so recht prachtvoll instand habe ich mich eigentlich niemals gefühlt, und wenn ich denke, wie früh meine beiden Eltern gestorben sind, – woher sollte die Pracht denn schließlich auch kommen! Daß du einen kleinen Knacks hast, nicht wahr, wenn er nun auch so gut wie kuriert ist, darüber machen wir uns ja alle nichts vor, und also kann es ja sein, daß es ein bißchen in unsrer Familie liegt, Behrens wenigstens machte so eine Bemerkung. Jedenfalls liege ich hier schon seit gestern und überlege mir, wie mir doch eigentlich immer zumute war und wie ich mich zu dem Ganzen verhielt, zum Leben, weißt du, und seinen Anforderungen. Ein gewisser Ernst und eine gewisse Abneigung gegen robustes und lautes Wesen lag immer in meiner Natur, – wir sprachen noch neulich davon, und daß ich manchmal fast Lust gehabt hätte, geistlich zu werden, aus Interesse für traurige und erbauliche Dinge, – so ein schwarzes Tuch, weißt du, mit einem silbernen Kreuz darauf oder R. I. P ... Requiescat in pace... das ist eigentlich das schönste Wort und mir viel sympathischer als ›Hoch soll er leben‹, was doch mehr ein Radau ist. Das alles, denke ich mir, kommt wohl daher, daß ich selbst einen Knacks habe und mich von Anfang an auf die Krankheit verstehe, – es zeigt sich bei dieser Gelegenheit. Aber wenn es sich nun doch so verhält, so kann ich ja von Glück sagen, daß ich heraufgekommen bin und mich habe untersuchen lassen; du brauchst dir nicht die geringsten Vorwürfe deswegen zu machen. Denn du hast ja gehört: wenn ich es im Flachland noch eine Weile so weiter getrieben hätte, so wäre womöglich mir nichts dir nichts mein ganzer Lungenlappen zum Teufel gegangen.«

»Das kann man nicht wissen!« sagte Joachim. »Das ist es ja eben, daß man das gar nicht wissen kann! Du sollst ja früher schon Stellen gehabt haben, um die sich niemand

gekümmert hat und die ganz von selbst verheilt sind, so daß du **jetzt** nur noch ein paar gleichgültige Dämpfungen davon hast. So wäre es möglicherweise auch mit der feuchten Stelle gegangen, die du **jetzt** haben sollst, wenn du nicht zufällig zu mir heraufgekommen wärst, – man kann es nicht wissen!«

»Nein, wissen kann man gar nichts«, antwortete Hans Castorp. »Und darum hat man kein Recht, das Ärgerlichste in Ansatz zu bringen, zum Beispiel auch was die Dauer meines Kuraufenthaltes betrifft. Du sagst, niemand weiß, wann ich loskomme und auf der Werft eintreten kann, aber du sagst es im pessimistischen Sinn, und das finde ich voreilig, da man es ja eben nicht wissen kann. Behrens hat keinen Termin genannt, er ist ein besonnener Mann und spielt nicht den Wahrsager. Es hat ja auch die Durchleuchtung und photographische Aufnahme noch gar nicht stattgefunden, die erst den Sachverhalt objektiv klarstellen wird, und wer weiß, ob da etwas Nennenswertes zutage kommt und ob ich nicht vorher schon fieberfrei bin und euch Adieu sagen kann. Ich bin dafür, daß wir uns nicht vor der Zeit aufspielen und denen zu Hause nicht gleich die größten Räuber geschichten erzählen. Es genügt, wenn wir nächstens mal schreiben – ich kann selbst schreiben, mit der Füllfeder hier, wenn ich mich etwas aufsetze –, daß ich stark erkältet und febril und bettlägrig bin und vorderhand noch nicht reisen kann. Das Weitere findet sich.«

»Gut«, sagte Joachim, »so können wir's vorläufig machen. Und dann können wir ja auch mit dem anderen noch etwas zuwarten. «

»Mit welchem anderen?«

»Sei nicht so gedankenlos! Du bist doch nur auf drei Wochen eingerichtet mit deinem Kajütenkoffer. Du brauchst Wäsche, Unter- und Oberwäsche und Winterkleider, und brauchst mehr Schuhzeug. Schließlich, auch Geld mußt du dir kommen lassen.«

»Wenn«, sagte Hans Castorp, »wenn ich das alles brauche.«

»Gut, warten wir's ab. Aber wir sollten... nein«, sagte Joachim und ging in Bewegung durchs Zimmer, »wir wollen uns keine Illusionen machen! Ich bin zu lange hier, um nicht Bescheid zu wissen. Wenn Behrens sagt, daß da eine rauhe Stelle ist, beinahe ein Geräusch... Aber selbstverständlich, wir können ja zusehen!« –

Dabei blieb es für diesmal, und vorderhand traten die acht- und vierzehntäglichen Abwandlungen des Normaltages in ihre Rechte, – auch in seiner gegenwärtigen Lage hatte Hans Castorp teil daran, wo nicht durch unmittelbaren Mitgenuß, so durch Berichte, die Joachim abstattete, wenn er ihn besuchte und sich für eine Viertelstunde auf seine Bettkante setzte.

Das Teebrett, worauf man ihm am Sonntagmorgen sein Frühstück brachte, war mit einem Blumenväschen geschmückt, und man hatte nicht versäumt, ihm von dem Feingebäck zu schicken, das heute im Saale gereicht wurde. Später wurde es drunten im Garten und auf der Terrasse lebendig, und mit Trara und Klarinettengenäsel setzte das vierzehntägliche Sonntagskonzert ein, zu dem Joachim sich bei seinem Vetter einfand: er nahm die Darbietung bei offener Balkontür draußen in der Loge entgegen, während Hans Castorp von seinem Bette aus, halb sitzend, den Kopf auf die Seite gelegt und liebevoll-andächtig verschwimmenden Blickes den heraufdrängenden Harmonien lauschte, nicht ohne innerlich achselzuckend der Redereien Settembrini's von der »politischen Verdächtigkeit« der Musik zu gedenken.

Im übrigen, wie wir sagten, ließ er sich von Joachim über die Erscheinungen und Veranstaltungen dieser Tage Bericht erstatten, fragte ihn aus, ob der Sonntag festliche Toiletten gebracht habe, Spitzenmatinees oder dergleichen (für Spitzenmatinees war es jedoch zu kalt gewesen); auch ob nachmittags Wagenfahrten stattgefunden hätten (wirklich

waren welche unternommen worden: der ›Verein Halbe Lunge‹ war in corpore nach Clavadel ausgeflogen); und am Montag verlangte er, von Dr. Krokowski's Conférence zu hören, als Joachim davon zurückkehrte und, bevor er in die Mittagsliegekur ging, bei ihm vorsprach. Joachim zeigte sich mundfaul und abgeneigt, über den Vortrag zu berichten, – wie ja auch von dem vorigen weiter nicht zwischen den beiden die Rede gewesen war. Aber Hans Castorp bestand darauf, Einzelheiten zu hören. »Ich liege hier und zahle den vollen Preis«, sagte er. »Ich will auch etwas haben von dem, was geboten wird.« Er erinnerte sich an den Montag vor vierzehn Tagen, an seinen selbständigen Spaziergang, der ihm so wenig gutgetan, und gab der bestimmten Vermutung Ausdruck, daß er es eigentlich gewesen sei, der revolutionierend auf seinen Körper gewirkt und die still vorhandene Krankheit zum Ausbruch gebracht habe.

»Aber wie die Leute hier reden«, rief er, »das niedere Volk, – so würdig und feierlich: es klingt zuweilen wie Poesie. ›Nun, so leb' wohl und hab' Dank!‹« wiederholte er, indem er die Sprechweise des Holzknechtes nachahmte. »So habe ich es im Walde gehört, und ich vergesse es meiner Lebtag nicht. Dergleichen verbindet sich dann mit anderen Eindrücken oder Erinnerungen, weißt du, und man behält es bis an sein Lebensende im Ohr. – Und Krokowski hat also wieder von ›Liebe‹ gesprochen?« fragte er und schnitt ein Gesicht bei dem Wort.

»Selbstredend«, sagte Joachim. »Wovon denn sonst. Es ist ja nun einmal sein Thema.«

»Was sagte er denn heute davon?«

»Ach, nichts Besonderes. Du weißt ja selbst, vom vorigen Mal, wie er sich ausdrückt.«

»Aber was gab er denn Neues zum besten?«

»Nichts weiter Neues... Ja, es war die reine Chemie, was er heute verzapfte«, ließ Joachim sich widerstrebend herbei, zu berichten. Es handele sich »dabei« um eine Art von Vergiftung, von Selbstvergiftung des Organismus, habe Dr. Krokowski gesagt, die so entstehe, daß ein noch unbekannter, im Körper verbreiteter Stoff Zersetzung erfahre; und die Produkte dieser Zersetzung wirkten berauschend auf gewisse Rückenmarkszentren ein, nicht anders, als wie es sich bei der gewohnheitsmäßigen Einführung von fremden Giftstoffen, Morphin oder Kokain, verhalte.

»Und dann kriegt man heitere Bäckchen!« sagte Hans Castorp. »Sieh an, das ist ja hörensenswert. Was der nicht alles weiß –. Er hat es mit Löffeln gegessen. Warte nur, eines Tages entdeckt er dir noch den unbekannten Stoff, der im ganzen Körper verbreitet ist, und stellt die löslichen Gifte her, die berauschend aufs Zentrum wirken, dann kann er die Leute auf eine besondere Weise beschwipsen. Vielleicht war man früher schon einmal so weit. Wenn man ihn hört, so könnte man denken, daß etwas Wahres ist an den Geschichten von Liebestränken und solchem Zeug, wovon in den Sagenbüchern die Rede ist... Gehst du schon?«

»Ja«, sagte Joachim, »ich muß unbedingt noch etwas liegen. Ich habe ansteigende Kurve seit gestern. Die Sache mit dir hat mir doch etwas zugesetzt.« –

Das war der Sonntag, der Montag. Aus Abend und Morgen wurde der dritte Tag von Hans Castorps Aufenthalt in der ›Remise‹, ein Wochentag ohne Auszeichnung, der Dienstag. Es war aber der Tag seiner Ankunft hier oben, er war nun rund drei Wochen an diesem Ort, und so trieb es ihn doch, den Brief nach Hause zu schreiben und seine Onkel wenigstens obenhin und für den Augenblick über den Stand der Dinge zu unterrichten. Sein Plumeau im Rücken, schrieb er auf einem Briefbogen der Anstalt, daß seine Abreise von hier sich planwidrig verzögere. Er liege mit einer fieberigen Erkältung, die

von Hofrat Behrens, übergewissenhaft, wie er wohl sei, offenbar nicht ganz auf die leichte Achsel genommen werde, da er sie mit seiner, des Schreibers Konstitution überhaupt in Zusammenhang bringe. Denn gleich bei der ersten Bekanntschaft habe der dirigierende Arzt ihn stark anämisch gefunden, und alles in allem scheine es, als ob maßgeblicherseits die von ihm, Hans Castorp, zu seiner Erholung angesetzte Frist nicht für recht ausreichend erachtet werde. Weiteres ehethunlichst. – So ist es gut, dachte Hans Castorp. Da ist kein Wort zuviel und doch hält es auf jeden Fall eine Weile vor. – Der Brief wurde dem Hausdiener übergeben, der ihn unter Vermeidung des Umweges über den Kasten unmittelbar zum nächsten fahrplanmäßigen Zug beförderte.

Hiernach schien unserem Abenteurer vieles geordnet, und mit beschwichtigtem Gemüt, wenn auch geplagt von Husten und Schnupfendumpfheit, lebte er abwartend in den Tag hinein, den vielfach in kurze Stückchen geteilten und in seiner feststehenden Einförmigkeit weder kurz – noch langweiligen Normaltag, der immer derselbe war. Morgens trat nach mächtigem Anklopfen der Bademeister herein, ein nerviges Individuum namens Turnherr, mit aufgerollten Hemdärmeln, hochgeäderten Unterarmen und einer gurgelnden, schwer behinderten Sprechart, der Hans Castorp, wie alle Patienten, mit seiner Zimmernummer anredete und ihn mit Alkohol abrieb. Nicht lange nach seinem Abgang erschien Joachim, fertig angezogen, um guten Morgen zu sagen, nach seines Veters Sieben-Uhr-früh-Temperatur zu fragen und seine eigene mitzuteilen. Während er drunten frühstückte, tat Hans Castorp, sein Plumeau im Rücken, mit dem Appetit, den eine neue Lebenslage erzeugt, dasselbe –, kaum gestört durch den geschäftig-geschäftsmäßigen Einbruch der Ärzte, die um diese Zeit den Speisesaal passiert hatten und ihren Rundgang durch die Zimmer der Bettlägrigen und Moribunden im Geschwindschritt zurücklegten. Den Mund voll Eingemachtem, bekundete er, »schön« geschlafen zu haben, sah über den Rand seiner Tasse hin zu, wie der Hofrat, der seine Fäuste auf die Platte des Mitteltisches stemmte, rasch die dort aufliegende Fiebertabelle prüfte, und erwiderte gleichmütig gedehnten Tones den Morgengruß der Abziehenden. Dann zündete er sich eine Zigarette an und sah Joachim schon von seinem morgendlichen Dienstgang wieder zurückkehren, wenn er kaum gedacht hatte, daß er fortgegangen sei. Wieder plauderten sie dies und das, und der Zeit-Zwischenraum bis zum zweiten Frühstück – Joachim hielt Liegekur unterdessen – war so kurz, daß selbst ein ausgemachter Hohlkopf und Geistesarmer es nicht zur Langenweile gebracht haben würde, – während doch Hans Castorp an den Eindrücken seiner ersten drei Wochen hier oben reichlich zu zehren, auch seine gegenwärtige Lebenslage und was etwa daraus werden mochte, innerlich zu bearbeiten hatte und der beiden dicken Bände einer illustrierten Zeitschrift kaum bedurft hätte, die, der Anstaltsbibliothek entstammend, auf seinem Nachttisch lagen.

Nichts anderes gilt für die Zeitspanne, während der Joachim seinen zweiten Gang nach Platz Davos absolvierte, ein leichtes Stündchen. Er sprach dann wieder vor bei Hans Castorp und erzählte von dem und jenem, was ihm im Spazieren auffällig geworden, stand oder saß einen Augenblick am Krankenbette, bevor er in die Mittagsliegekur ging, – und wie lange dauerte die? Nur wieder ein Stündchen! Man hatte kaum, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, ein wenig zur Decke geblickt und einem Gedanken nachgehungen, so dröhnte das Gong, das die nicht Bettlägrigen und Moribunden aufforderte, sich zur großen Mahlzeit instandzusetzen.

Joachim ging, und es kam die »Mittagssuppe«: ein einfältig symbolischer Name für das, was kam! Denn Hans Castorp war nicht auf Krankenkost gesetzt, – warum auch hät-

te man ihn daraufsetzen sollen? Krankenkost, schmale Kost war auf keine Art indiziert bei seinem Zustande. Er lag hier und zahlte den vollen Preis, und was man ihm bringt in der stehenden Ewigkeit dieser Stunde, das ist keine »Mittagssuppe«, es ist das sechsgängige Berghof-Diner ohne Abzug und in aller Ausführlichkeit, – am Alltage üppig, am Sonntage ein Gala-, Lust- und Parademahl, von einem europäisch erzogenen Chef in der Luxushotelsküche der Anstalt bereitet. Die Saaltochter, deren Amt es war, die Bettlägrigen zu versorgen, brachte es ihm unter vernickelten Hohldeckeln und in leckeren Tiegeln; sie schob den Krankentisch, der sich eingefunden, dies einbeinige Wunder von Gleichgewichtskonstruktion, quer über sein Bett vor ihn hin, und Hans Castorp tafelte daran wie der Sohn des Schneiders am Tischleindeckdich.

Kaum hatte er abgespeist, so kehrte auch Joachim zurück, und bis dieser in seine Loggia ging und die Stille der großen Liegekur sich über Haus »Berghof« senkte, war es soviel wie halb drei geworden. Nicht ganz, vielleicht; genaugenommen wohl erst ein Viertel über zwei. Aber solche überzähligen Viertelstunden außerhalb runder Einheiten werden nicht mitgerechnet, sondern nebenbei verschlungen, wo großzügige Zeitwirtschaft herrscht, wie etwa auf Reisen, bei vielstündiger Bahnfahrt oder sonst in leerem, wartendem Zustande, wenn alles Streben und Leben aufs Hinbringen und Zurücklegen von Zeit zurückgeführt ist. Ein Viertel über zwei Uhr – das gilt für halb drei; es gilt in Gottes Namen auch gleich für drei Uhr, da schon die Drei im Spiele ist. Die dreißig Minuten werden als Auftakt zur runden Stunde von drei bis vier Uhr verstanden und innerlich beseitigt: so macht man es unter solchen Umständen. Und so beschränkte sich denn die Dauer der großen Liegekur schließlich und eigentlich wieder auf eine Stunde, – die übrigens an ihrem Ende vermindert, weggestutzt und gleichsam apostrophiert wurde. Der Apostroph war Dr. Krokowski.

Ja, Dr. Krokowski beschrieb auf seinem selbständigen Nachmittagsrundgang keinen Bogen mehr um Hans Castorp. Dieser zählte nun mit, er war nicht länger ein Intervall und Hiatus, er war Patient, er wurde gefragt und nicht links liegengelassen, wie es zu seinem geheimen und leichten, aber täglich wieder empfundenen Ärger so lange geschehen war. Es war am Montag gewesen, daß Dr. Krokowski zum erstenmal im Zimmer erschienen war, – wir sagen »erschienen«, denn das ist das rechte Wort für den sonderbaren und sogar etwas entsetzlichen Eindruck, dessen Hans Castorp sich damals nicht hatte erwehren können. Er hatte im Halb- oder Viertelschlummer gelegen, als er aufschreckend gewahrte, daß der Assistent im Zimmer war, ohne durch die Tür hereingelangt zu sein, und von der Außenseite her auf ihn zuschritt. Denn sein Weg war nicht über den Korridor, sondern durch die äußeren Loggien gewesen, und durch die offene Balkontür war er eingetreten, so daß sich die Vorstellung aufdrängte, als sei er durch die Lüfte gekommen. Da hatte er nun jedenfalls an Hans Castorps Lager gestanden, schwarzbleich, breitschultrig und stämmig, der Apostroph der Stunde, und in seinem geteilten Bart waren gelblich und mannhaft lächelnd die Zähne zu sehen gewesen.

»Sie scheinen überrascht, mich zu sehen, Herr Castorp«, hatte er mit baritonaler Milde, schleppend, unbedingt etwas geziert und mit einem exotischen Gaumen-r gesprochen, das er jedoch nicht rollte, sondern durch ein nur einmaliges Anschlagen der Zunge gleich hinter den oberen Vorderzähnen erzeugte; »ich erfülle aber lediglich eine angenehme Pflicht, wenn ich bei Ihnen nun auch nach dem Rechten sehe. Ihr Verhältnis zu uns ist in eine neue Phase getreten, über Nacht ist aus dem Gaste ein Kamerad geworden...« (Das Wort »Kamerad« hatte Hans Castorp etwas geängstigt.) »Wer hätte es gedacht!« hatte Dr. Krokowski kameradschaftlich gescherzt... »Wer hätte es gedacht an dem Abend, als ich Sie zuerst begrüßen durfte und Sie meiner irrigen Auffassung – da-

mals war sie irrig – mit der Erklärung begegneten, Sie seien vollkommen gesund. Ich glaube, ich drückte damals etwas wie einen Zweifel aus, aber, ich versichere Sie, ich meinte es nicht so! Ich will mich nicht scharfsichtiger hinstellen, als ich bin, ich dachte damals an keine feuchte Stelle, ich meinte es anders, allgemeiner, philosophischer, ich verlautbarte meinen Zweifel daran, daß ›Mensch‹ und vollkommene Gesundheit überhaupt Reimworte seien. Und auch heute noch, auch nach dem Verlauf Ihrer Untersuchung, kann ich, wie ich nun einmal bin, und im Unterschiede von meinem verehrten Chef, diese feuchte Stelle da« – und er hatte mit den Fingerspitzen leicht Hans Castorps Schulter berührt – »nicht als im Vordergrund des Interesses stehend erachten. Sie ist für mich eine sekundäre Erscheinung... Das Organische ist immer sekundär...«

Hans Castorp war zusammengeзuckt.

»... Und also ist Ihr Katarrh in meinen Augen eine Erscheinung dritter Ordnung«, hatte Dr. Krokowski sehr leicht hinzugefügt. »Wie steht es damit? Die Bettruhe wird in dieser Hinsicht gewiß rasch das Ihre tun. Was haben Sie heute gemessen?« Und von da an hatte der Besuch des Assistenten den Charakter einer harmlosen Kontrollvisite getragen, wie er ihn denn auch in den folgenden Tagen und Wochen beständig trug: Dr. Krokowski kam dreiviertel vier Uhr oder auch schon etwas früher über den Balkon herein, begrüßte den Liegenden auf mannhaft heitere Art, stellte die einfachsten ärztlichen Fragen, leitete auch wohl ein kurzes, persönlicher bestimmtes Geplauder ein, scherzte kameradschaftlich, – und wenn alles dies eines Anfluges von Bedenklichkeit nicht entbehrte, so gewöhnt man sich endlich auch an das Bedenkliche, falls es in seinen Grenzen bleibt, und Hans Castorp fand bald nichts mehr gegen das regelmäßige Erscheinen Dr. Krokowski's zu erinnern, das nun einmal zum stehenden Normaltage gehörte und die Stunde der großen Liegekur apostrophierte.

Es war also vier Uhr, wenn der Assistent wieder auf den Balkon zurücktrat, – das heißt tiefer Nachmittag! Plötzlich und eh' man's gedacht, war es tiefer Nachmittag, – der sich übrigens ungesäumt ins annähernd Abendliche vertiefte: denn bis der Tee getrunken war, drunten im Saal und auf Nummer 34, ging es Stärkstens auf fünf Uhr und, bis Joachim von seinem dritten Dienstgange zurückkehrte und bei seinem Vetter wieder vorsprach, immerhin so stark auf sechs, daß sich die Liegekur bis zum Abendessen, wenn man nur ein wenig rund rechnete, wieder auf eine Stunde beschränkte, – eine spielend aus dem Felde zu schlagende Zeitgegnerschaft, wenn man Gedanken im Kopf und außerdem einen ganzen orbis pictus auf dem Nachttische hat.

Joachim verabschiedete sich zur Mahlzeit. Das Essen wurde gebracht. Das Tal hatte sich längst mit Schatten gefüllt, und während Hans Castorp aß, dunkelte es zusehends im weißen Zimmer. Er saß, wenn er fertig war, in sein Plumeau gelehnt, vor dem abgegessenen Tischleindeckdich und blickte in die rasch zunehmende Dämmerung, die Dämmerung von heute, die von der gestrigen, vorgestrigen oder der vor acht Tagen nur schwer zu unterscheiden war. Es war Abend, – nachdem es eben noch Morgen gewesen. Der zerkleinerte und künstlich kurzweilig gemachte Tag war ihm buchstäblich unter den Händen zerbröckelt und zunichte geworden, wie er mit heiterer Verwunderung oder allenfalls nachdenklich bemerkte, denn Grauen hiervor war seinen Jahren noch fremd. Ihm war nur, als blicke er »immer noch«.

Eines Tages, es mochten zehn oder zwölf vergangen sein, seit Hans Castorp bettlägrig geworden war, pochte es um diese Stunde, das heißt: bevor Joachim vom Abendessen und von der Geselligkeit zurückgekehrt war, an die Stubentür, und auf Hans Castorps fragendes Herein erschien Lodovico Settembrini auf der Schwelle, – wobei es mit einem

Schlage blendend hell im Zimmer wurde. Denn des Besuchers erste Bewegung, bei noch offener Tür, war gewesen, daß er das Deckenlicht eingeschaltet hatte, welches, von dem Weiß der Decke, der Möbel zurückgeworfen, den Raum im Nu mit zitternder Klarheit überfüllte.

Der Italiener war die einzige Persönlichkeit unter den Kurgästen, nach der Hans Castorp sich in diesen Tagen ausdrücklich und namentlich bei Joachim erkundigt hatte. Joachim berichtete ihm ja ohnedies, sooft er für zehn Minuten auf seines Vetters Bettrand saß oder neben ihm stand – und das geschah zehnmal am Tage – von den kleinen Vorkommnissen und Schwankungen im Alltagsleben der Anstalt, und soweit Hans Castorp Fragen gestellt hatte, waren sie allgemeiner und unpersönlicher Art gewesen. Die Neugier des Isolierten ging dahin, zu wissen, ob etwa neue Gäste angekommen oder von den vertrauten Physiognomien jemand abgereist sei; und es schien ihn zu befriedigen, daß nur jenes der Fall war. Ein »Neuer« war eingetroffen, ein junger Mann, grünlich und hohl von Gesicht, und hatte seinen Platz am Tische der elfenbeinernen Levi und der Frau Iltis, gleich rechts von dem der Vettern erhalten. Nun, Hans Castorp konnte es erwarten, ihn in Augenschein zu nehmen. Abgereist war also niemand? Joachim verneinte kurz, indem er die Augen niederschlug. Aber er mußte die Frage mehrmals beantworten, eigentlich jeden zweiten Tag, obgleich er schließlich, eine gewisse Ungeduld in der Stimme, ein für allemal Bescheid zu geben versucht und gesagt hatte, seines Wissens stehe niemand vor der Abreise, so schlankerhand werde hier überhaupt ja nicht abgereist.

Was Settembrini betraf, so hatte also Hans Castorp persönlich nach ihm gefragt und zu hören verlangt, was jener »dazu gesagt« habe. Wozu? »Nun, daß ich hier liege und krank sein soll.« Wirklich hatte Settembrini sich geäußert, wenn auch sehr knapp. Gleich am Tage von Hans Castorps Verschwinden war er an Joachim mit der Frage nach dem Verbleib des Gastes herangetreten, wobei er sichtlich zu erfahren bereit gewesen war, daß Hans Castorp abgereist sei. Auf Joachims Erklärungen hatte er nur mit zwei italienischen Wörtern erwidert: zuerst hatte er »Ecco« und dann »Poveretto« gesagt, zu deutsch: »da haben wir's« und »armer Kleiner«, – man brauchte nicht mehr Italienisch zu verstehen als die beiden jungen Leute, um den Sinn dieser beiden Äußerungen zu erfassen. »Wieso »poveretto«?« hatte Hans Castorp gesagt. »Er sitzt doch auch hier oben mit seiner Literatur, die aus Humanismus und Politik besteht, und kann die irdischen Lebensinteressen wenig fördern. Er sollte mich nur nicht so von oben herab beneiden, ich komme immer noch früher ins Flachland als er.«

Nun also stand Herr Settembrini im jäh erleuchteten Zimmer, – Hans Castorp, der sich auf den Ellbogen gestützt und zur Tür gewandt hatte, erkannte ihn blinzeln und errötete, als er ihn erkannte. Wie immer trug Settembrini seinen dicken Rock mit den großen Aufschlägen, einen etwas schadhafte Umlagekragen dazu und die karierten Hosen. Da er vom Essen kam, hielt er nach seiner Gewohnheit einen hölzernen Zahnstocher zwischen den Lippen. Sein Mundwinkel unter der schönen Schnurrbartbiegung war zu dem bekannten feinen, nüchternen und kritischen Lächeln gespannt.

»Guten Abend, Ingenieur! Ist es erlaubt, sich nach Ihnen umzusehen? Wenn ja, so bedarf es dazu des Lichtes, – verzeihen Sie meine Eigenmächtigkeit!« sagte er, indem er die kleine Hand schwunghaft zur Deckenlampe emporwarf. »Sie kontemplierten, – ich möchte beileibe nicht stören. Neigung zur Nachdenklichkeit wäre mir ganz begreiflich in Ihrem Fall, und zum Plaudern haben Sie schließlich Ihren Vetter. Sie sehen, meine Überflüssigkeit ist mir vollkommen deutlich. Trotzdem, man lebt auf so engem Raum beieinander, man faßt Teilnahme von Mensch zu Mensch, geistige Teilnahme, Herzens-



teilnahme... Es ist eine gute Woche, daß man Sie nicht sieht. Ich fing wahrhaftig an, mir einzubilden, Sie seien abgereist, als ich Ihren Platz drunten im Refektorium leer sah. Der Leutnant belehrte mich eines Besseren, hm, eines weniger Guten, wenn das nicht unhöflich klingt... Kurz, wie geht es? Was treiben Sie? Wie fühlen Sie sich? Doch nicht allzu niedergeschlagen?»

»Sie sind es, Herr Settembrini! Das ist ja freundlich. Ha, ha, »Refektorium«? Da haben Sie gleich wieder einen Witz gemacht. Nehmen Sie den Stuhl, bitte. Sie stören mich keine Spur. Ich lag da und sinnierte, – sinnieren ist schon viel zuviel gesagt. Ich war einfach zu faul, das Licht anzudrehen. Danke vielmals, es geht mir subjektiv so gut wie normal. Mein Schnupfen ist beinahe behoben durch die Bettruhe, aber er soll ja eine sekundäre Erscheinung sein, wie ich allgemein höre. Die Temperatur ist eben immer noch nicht, wie sie sein sollte, mal 37,5, mal 37,7, das hat sich in diesen Tagen noch nicht geändert.«

»Sie nehmen regelmäßig Messungen vor?«

»Ja, sechsmal am Tage, ganz wie Sie alle hier oben. Haha, entschuldigen Sie, ich muß noch lachen darüber, daß Sie unsern Speisesaal »Refektorium« nannten. So sagt man doch im Kloster, nicht? Davon hat es hier wirklich etwas, – ich war ja noch nie in einem Kloster, aber so ähnlich stelle ich es mir vor. Und die »Regeln« habe ich auch schon am Schnürchen und beobachte sie ganz genau.«

»Wie ein frommer Bruder. Man kann sagen, Ihr Noviziat ist beendet, Sie haben Profeß getan. Meine feierliche Gratulation. Sie sagen ja auch schon »unser Speisesaal«. Übrigens – ohne Ihrer Manneswürde zu nahe treten zu wollen – erinnern Sie mich fast mehr an ein junges Nönnlein als an einen Mönch, – an so ein eben geschorenes, unschuldiges Bräutchen Christi mit großen Opferaugen. Ich habe früher hie und da solche Lämmer gesehen, nie ohne... nie ohne eine gewisse Sentimentalität. Ah, ja, ja, Ihr Herr Vetter hat mir alles erzählt. Sie haben sich also im letzten Moment noch untersuchen lassen.«

»Da ich febril war –. Ich bitte Sie, Herr Settembrini, bei einem solchen Katarrh hätte ich mich in der Ebene an unseren Arzt gewandt. Und hier, wo man sozusagen an der Quelle sitzt, wo zwei Spezialisten im Hause sind, – es wäre doch komisch gewesen ...«

»Versteht sich, versteht sich. Und gemessen hatten Sie sich also schon, bevor man es Ihnen aufgetragen. Man hatte es Ihnen übrigens sofort empfohlen. Das Thermometer hat Ihnen die Mylendonk zugesteckt?«

»Zugesteckt? Da der Bedarfsfall vorlag, habe ich ihr eines abgekauft.«

»Ich verstehe. Ein einwandfreies Handelsgeschäft. Und wieviel Monate hat der Chef Ihnen aufgebrummt?... Großer Gott, so habe ich Sie schon einmal gefragt! Erinnern Sie sich? Sie waren frisch angekommen. Sie antworteten so keck damals...«

»Natürlich weiß ich das noch, Herr Settembrini. Viel Neues habe ich seitdem erlebt, aber das weiß ich doch noch wie heute. Gleich damals waren Sie so amüsant und machten Hofrat Behrens zum Höllenrichter... Radames... Nein, warten Sie, das ist was anderes...«

»Rhadamanthys? Mag sein, daß ich ihn beiläufig so nannte. Ich behalte nicht alles, was mein Kopf gelegentlich hervorsprudelt. «

»Rhadamanthys, natürlich! Minos und Rhadamanthys! Auch von Carducci erzählten Sie uns damals gleich...«

»Erlauben Sie, lieber Freund, den wollen wir beiseite lassen. Der Name nimmt sich in diesem Augenblick gar zu fremdartig aus in Ihrem Munde!«

»Auch gut«, lachte Hans Castorp. »Ich habe durch Sie aber doch viel über ihn gelernt. Ja, damals hatte ich keine Ahnung und antwortete Ihnen, ich sei auf drei Wochen

gekommen, anders wußte ich's nicht. Gerade hatte die Kleefeld mich zur Begrüßung mit dem Pneumothorax angepiffen, davon war ich etwas außer mir. Aber auch febril fühlte ich mich damals gleich, denn die Luft hier ist ja nicht nur gut gegen die Krankheit, sie ist auch gut für die Krankheit, manchmal bringt sie sie erst zum Ausbruch, und das ist am Ende wohl nötig, wenn Heilung eintreten soll.«

»Eine bestechende Hypothese. Hat Hofrat Behrens Ihnen auch von der Deutschrussin erzählt, die wir voriges Jahr, – nein: vorvoriges Jahr fünf Monate hier hatten? Nicht? Das hätte er tun sollen. Eine liebenswürdige Dame, deutschrussisch ihrer Abstammung nach, verheiratet, junge Mutter. Sie kam aus dem Osten hierher, lymphatisch, blutarm, es lag auch wohl etwas Ernsthafteres vor. Nun, sie lebt einen Monat hier und klagt, sie fühle sich schlecht. Nur Geduld! Es vergeht ein zweiter Monat, und sie behauptet fortgesetzt, daß es ihr nicht besser, sondern schlechter geht. Ihr wird bedeutet, wie es ihr gehe, könne einzig und allein der Arzt beurteilen; sie könne nur angeben, wie sie sich fühle, – und daran sei wenig gelegen. Mit ihrer Lunge sei man zufrieden. Gut, sie schweigt, sie macht Kur und verliert allwöchentlich an Gewicht. Im vierten Monat wird sie bei Untersuchungen ohnmächtig. Das schade nichts, erklärt Behrens; mit ihrer Lunge sei er recht wohl zufrieden. Als sie aber im fünften Monat nicht mehr gehen kann, schreibt sie dies ihrem Manne nach Osten, und Behrens bekommt einen Brief von ihm, – es stand ›Persönlich‹ und ›Dringlich‹ darauf in markiger Schrift, ich habe ihn selbst gesehen. Ja, sagt Behrens nun und zuckt die Achseln, es scheine sich ja herauszustellen, daß sie offenbar das Klima hier nicht vertrage. Die Frau war außer sich. Das hätte er ihr doch früher sagen müssen, rief sie, sie habe es immer gefühlt, ganz und gar verdorben habe sie sich!... Wir wollen hoffen, daß sie bei ihrem Mann im Osten wieder zu Kräften gekommen ist.«

»Ausgezeichnet! Sie erzählen so hübsch, Herr Settembrini, geradezu plastisch ist jedes Ihrer Worte. Auch über die Geschichte mit dem Fräulein, das im See badete, und der man die Stumme Schwester gab, habe ich noch oft im stillen lachen müssen. Ja, was alles vorkommt. Man lernt gewiß nicht aus. Mein eigener Fall liegt übrigens noch ganz im Ungewissen. Der Hofrat will ja eine Kleinigkeit bei mir gefunden haben, – die alten Stellen, wo ich früher schon krank war, ohne es zu wissen, habe ich selbst beim Klopfen gehört, und nun soll auch eine frische hier irgendwo zu hören sein – ha, ›frisch‹ ist übrigens eigentümlich gesagt in diesem Zusammenhang. Aber bis jetzt handelt es sich ja nur um akustische Wahrnehmungen, und die rechte diagnostische Sicherheit werden wir erst haben, wenn ich wieder auf bin und die Durchleuchtung und photographische Aufnahme stattgefunden hat. Dann werden wir positiv Bescheid wissen.«

»Meinen Sie? – Wissen Sie, daß die photographische Platte oft Flecken zeigt, die man für Kavernen hält, während sie bloß Schatten sind, und daß sie da, wo etwas ist, zuweilen keine Flecken zeigt? Madonna, die photographische Platte! Hier war ein junger Numismatiker, der fieberte; und da er fieberte, sah man deutlich Kavernen auf der photographischen Platte. Man wollte sie sogar gehört haben! Er wurde auf Phthisis behandelt, und darüber starb er. Die Obduktion lehrte, daß seiner Lunge nichts fehlte, und daß er an irgendwelchen Kokken gestorben war.«

»Nun, hören Sie, Herr Settembrini, gleich von Obduktion reden Sie! Soweit ist es mit mir denn doch wohl noch nicht.«

»Ingenieur, Sie sind ein Schalk.«

»Und Sie sind durch und durch ein Kritiker und Zweifler, das muß man sagen! Nicht einmal an die exakte Wissenschaft glauben Sie. Zeigt denn bei Ihnen die Platte Flecken?«

»Ja, sie zeigt welche.«

»Und sind Sie wirklich etwas krank?«

»Ja, ich bin leider ziemlich krank«, erwiderte Herr Settembrini und ließ das Haupt sinken. Es trat eine Pause ein, in der er hüstelte. Hans Castorp blickte aus seiner Ruhelage auf den zum Schweigen gebrachten Gast. Ihm war, als hätte er mit seinen beiden sehr einfachen Fragen alles mögliche widerlegt und zum Verstummen gebracht, sogar die Republik und den schönen Stil. Von seiner Seite tat er nichts, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

Nach einer Weile richtete Herr Settembrini sich lächelnd wieder auf.

»Erzählen Sie mir nun, Ingenieur«, sagte er, »wie haben die Ihnen die Nachricht aufgenommen?«

»Das heißt, welche Nachricht? Von der Verzögerung meiner Abreise? Ach, die Meinen, wissen Sie, die Meinen zu Hause bestehen aus drei Onkels, einem Großonkel und zwei Söhnen von ihm, zu denen ich mehr in Vetternverhältnis stehe. Weiter habe ich keine Meinen, ich bin ja sehr früh Doppelwaise geworden. Aufgenommen? Sie wissen ja noch nicht viel, nicht mehr als ich selbst. Zu Anfang, als ich mich legen mußte, habe ich ihnen geschrieben, ich sei stark erkältet und könne nicht reisen. Und gestern, da es nun doch ein bißchen lange dauerte, habe ich noch einmal geschrieben und gesagt, Hofrat Behrens sei durch den Katarrh auf den Zustand meiner Brust aufmerksam geworden und dringe darauf, daß ich meinen Aufenthalt verlängere, bis Klarheit darüber geschaffen ist. Davon werden sie sehr ruhigen Blutes Kenntnis genommen haben.«

»Und Ihr Posten? Sie sprachen von einem praktischen Wirkungskreis, in den Sie eben einzutreten gedachten.«

»Ja, als Volontär. Ich habe gebeten, mich vorläufig auf der Werft zu entschuldigen. Sie müssen nicht denken, daß deswegen da Verzweiflung herrscht. Die können sich beliebig lange auch ohne Volontär behelfen.«

»Sehr gut! Von dieser Seite betrachtet, ist also alles in Ordnung. Phlegma auf der ganzen Linie. Man ist überhaupt phlegmatisch bei Ihnen zulande, nicht wahr? Aber auch energisch!«

»O ja, energisch auch, doch, sehr energisch«, sagte Hans Castorp. Er prüfte die heimatliche Lebensstimmung aus der Entfernung und fand, daß sein Unterredner sie richtig kennzeichne. »Phlegmatisch und energisch, so sind sie wohl.«

»Nun«, fuhr Herr Settembrini fort, »sollten Sie länger bleiben, so wird es ja nicht fehlen, daß wir hier oben die Bekanntschaft Ihres Herrn Onkels – ich meine den Großonkel – machen. Zweifellos wird er heraufkommen, sich nach Ihnen umzusehen.«

»Ausgeschlossen!« rief Hans Castorp. »Unter gar keinen Umständen! Keine zehn Pferde bringen ihn hierherauf! Mein Onkel ist stark apoplektisch, wissen Sie, er hat fast keinen Hals. Nein, der braucht einen vernünftigen Luftdruck, es würde ihm hier noch schlimmer ergehen als Ihrer Dame aus dem Osten, alle Zustände würde er kriegen.«

»Das enttäuscht mich. Apoplektisch also? Was nützen mir da Phlegma und Energie. – Ihr Herr Onkel ist wohl reich? Auch Sie sind reich? Man ist reich bei Ihnen zu Hause.«

Hans Castorp lächelte über Herrn Settembrini's schriftstellerische Verallgemeinerung, und dann blickte er wieder aus seiner Ruhelage ins Weite, in die heimatliche Sphäre, der er entrückt war. Er erinnerte sich, er versuchte, unpersönlich zu urteilen, die Distanz ermunterte und befähigte ihn dazu. Er antwortete:

»Man ist reich, ja, – oder man ist es nicht. Und wenn nicht, – desto schlimmer. Ich? Ich bin kein Millionär, aber das Meine ist mir sichergestellt, ich bin unabhängig, ich habe zu leben. Sehen wir von mir mal ab. Wenn Sie gesagt hätten: Man muß reich sein da hin-

ten, – dann hätte ich Ihnen zugestimmt. Denn angenommen, man ist nicht reich, oder hört auf, es zu sein, – dann wehe! ›Der? Hat der denn noch Geld?‹ fragen sie... Wörtlich so und mit genau solchem Gesicht; ich habe es oft gehört, und ich merke, daß es sich mir eingepägt hat. Also muß es mir doch wohl sonderbar vorgekommen sein, obgleich ich gewöhnt war, es zu hören, – sonst hätte es sich mir nicht eingepägt. Oder wie meinen Sie? Nein, ich glaube nicht, daß es zum Beispiel Ihnen, als homo humanus, zusagen würde bei uns; selbst mir, der ich doch dort zu Hause bin, ist es öfters kraß vorgekommen, wie ich nachträglich merke, obgleich ich persönlich ja nicht darunter zu leiden gehabt habe. Wer nicht die besten, teuersten Weine servieren läßt bei seinen Dinern, zu dem geht man überhaupt nicht, und seine Töchter bleiben sitzen. So sind die Leute. Wie ich hier so liege und es von weitem sehe, kommt es mir kraß vor. Was brauchten Sie für Ausdrücke, – phlegmatisch und? Und energisch! Gut, aber was heißt das? Das heißt hart, kalt. Und was heißt hart und kalt? Das heißt grausam. Es ist eine grausame Luft da unten, unerbittlich. Wenn man so liegt und es von weitem sieht, kann es einem davor grauen.«

Settembrini hörte ihm zu und nickte. Er tat dies noch, als Hans Castorp vorläufig mit seiner Kritik zu Rande gekommen war und nicht mehr sprach. Dann atmete er auf und sagte:

»Ich will die besonderen Erscheinungsformen, die die natürliche Grausamkeit des Lebens innerhalb Ihrer Gesellschaft annimmt, nicht beschönigen. Einerlei, der Vorwurf der Grausamkeit bleibt ein ziemlich sentimentaler Vorwurf. Sie würden ihn an Ort und Stelle kaum erhoben haben, aus Furcht, vor sich selber lächerlich zu werden. Sie haben ihn mit Recht den Drückebergern des Lebens überlassen. Daß Sie ihn jetzt erheben, zeugt von einer gewissen Entfremdung, die ich ungern anwachsen sehen würde, denn wer sich gewöhnt, ihn zu erheben, kann ganz leicht dem Leben, der Lebensform, für die er geboren ist, verlorengehen. Wissen Sie, Ingenieur, was das heißt: ›Dem Leben verlorengehen?‹ Ich, ich weiß es, ich sehe es hier alle Tage. Spätestens nach einem halben Jahr hat der junge Mensch, der heraufkommt (und es sind fast lauter junge Menschen, die heraufkommen), keinen anderen Gedanken mehr im Kopf als Flirt und Temperatur. Und spätestens nach einem Jahr wird er auch nie wieder einen anderen fassen können, sondern jeden anderen als ›grausam‹ oder, besser gesagt, als fehlerhaft und unwissend empfinden. Sie lieben Geschichten, – ich könnte Ihnen aufwarten. Ich könnte Ihnen von dem Sohn und Ehemann erzählen, der elf Monate hier war und den ich kannte. Er war ein wenig älter als Sie, glaube ich, – sogar schon etwas älter. Man entließ ihn probeweise als gebessert, er kehrte nach Hause zurück in die Arme seiner Lieben; es waren keine Onkel, es waren Mutter und Gattin. Den ganzen Tag lag er mit dem Thermometer im Munde und wußte von nichts anderem. ›Das versteht ihr nicht‹, sagte er. ›Dazu muß man oben gelebt haben, um zu wissen, wie es sein muß. Hier unten fehlen die Grundbegriffe.‹ Es endete damit, daß seine Mutter entschied: ›Geh nur wieder hinauf. Mit dir ist nichts mehr anzufangen.‹ Und er ging wieder hinauf. Er kehrte in die ›Heimat‹ zurück, – Sie wissen doch, man nennt dies ›Heimat‹, wenn man einmal hier gelebt hat. Seiner jungen Frau war er völlig entfremdet, es fehlten ihr die ›Grundbegriffe‹, und sie verzichtete. Sie sah ein, daß er in der Heimat eine Genossin mit übereinstimmenden ›Grundbegriffen‹ finden und dableiben werde.«

Hans Castorp schien nur mit halbem Ohre zugehört zu haben. Noch immer schaute er in die Glühlichtklarheit des weißen Zimmers hinein wie in eine Weite. Er lachte verspätet und sagte:

»Die Heimat nannte er es? Das ist wohl wirklich etwas sentimental, wie Sie sagen. Ja, Geschichten wissen Sie ohne Zahl. Ich dachte eben noch weiter nach über das, was

wir von Härte und Grausamkeit sprachen, ich habe es mir in diesen Tagen schon verschiedentlich durch den Kopf gehen lassen. Sehen Sie, man muß wohl eine ziemlich dicke Haut haben, um von Natur so ganz einverstanden zu sein mit der Denkungsart der Leute da unten im Tieflande und mit solchen Fragen wie ›Hat der denn noch Geld?‹ und dem Gesicht, das sie dazu machen. Mir war es eigentlich nie ganz natürlich, obgleich ich nicht einmal ein homo humanus bin, – ich merke nachträglich, daß es mir immer auffallend vorgekommen ist. Vielleicht hing es mit meiner unbewußten Neigung zur Krankheit zusammen, daß es mir nicht natürlich war, – ich habe die alten Stellen ja selbst gehört, und nun hat Behrens angeblich eine frische Kleinigkeit bei mir gefunden. Es kam mir wohl überraschend, und doch habe ich mich im Grunde nicht sehr darüber gewundert. Geradezu felsenfest habe ich mich eigentlich nie gefühlt; und dann sind meine beiden Eltern so früh gestorben, – ich bin von Kind auf Doppelweise, wissen Sie...«

Herr Settembrini beschrieb mit Kopf, Schultern und Händen eine einheitliche Gebärde, die die Frage ›Nun, und? Was weiter?‹ heiter und artig anschaulich machte.

»Sie sind doch Schriftsteller«, sagte Hans Castorp, » – Literat; Sie müssen sich auf so etwas doch verstehen und einsehen, daß man unter diesen Umständen nicht so recht derb gesinnt sein und die Grausamkeit der Leute ganz natürlich finden kann, – der gewöhnlichen Leute, wissen Sie, die herumgehen und lachen und Geld verdienen und sich den Bauch vollschlagen... Ich weiß nicht, ob ich mich richtig...«

Settembrini verbeugte sich. »Sie wollen sagen«, erläuterte er, »daß die frühe und wiederholte Berührung mit dem Tode eine Grundstimmung des Gemütes zeitigt, die gegen die Härten und Kruditäten des unbedachten Weltlebens, sagen wir: gegen seinen Zynismus reizbar und empfindlich macht.«

»Genau so!« rief Hans Castorp in aufrichtiger Begeisterung. »Tadellos ausgedrückt bis aufs i-Tüpfelchen, Herr Settembrini! Mit dem Tode – ! Ich wußte es ja, daß Sie als Literat...«

Settembrini streckte die Hand gegen ihn aus, indem er den Kopf auf die Seite legte und die Augen schloß, – eine sehr schöne und sanfte Gebärde des Einhalttuns und die Bitte um weiteres Gehör. Er verharrte mehrere Sekunden in dieser Stellung, auch als Hans Castorp schon lange schwieg und in einiger Verlegenheit der Dinge wartete, die da kommen sollten. Endlich schlug er seine schwarzen Augen – die Augen der Drehorgelmänner – wieder auf und sprach:

»Gestatten Sie. Gestatten Sie mir, Ingenieur, Ihnen zu sagen und Ihnen ans Herz zu legen, daß die einzig gesunde und edle, übrigens auch – ich will das ausdrücklich hinzufügen – auch die einzig religiöse Art, den Tod zu betrachten, die ist, ihn als Bestandteil und Zubehör, als heilige Bedingung des Lebens zu begreifen und zu empfinden, nicht aber – was das Gegenteil von gesund, edel, vernünftig und religiös wäre – ihn geistig irgendwie davon zu scheiden, ihn in Gegensatz dazu zu bringen und ihn etwa gar widerwärtigerweise dagegen auszuspielen. Die Alten schmückten ihre Sarkophage mit Sinnbildern des Lebens und der Zeugung, sogar mit obszönen Symbolen, – das Heilige war der antiken Religiosität ja sehr häufig eins mit dem Obszönen. Diese Menschen wußten den Tod zu ehren. Der Tod ist ehrwürdig als Wiege des Lebens, als Mutterschoß der Erneuerung. Vom Leben getrennt gesehen, wird er zum Gespenst, zur Fratze – und zu etwas noch Schlimmerem. Denn der Tod als selbständige geistige Macht ist eine höchst liederliche Macht, deren lasterhafte Anziehungskraft zweifellos die greulichste Verirrung des Menschengemütes bedeutet.«

Hier schwieg Herr Settembrini. Er blieb bei dieser Allgemeinheit stehen und endete auf das bestimmteste. Es war ihm Ernst; nicht unterhaltungsweise hatte er geredet, hatte

es verschmäht, seinem Partner Gelegenheit zur Anknüpfung und Gegenrede zu bieten, sondern am Ende seiner Aufstellungen die Stimme sinken lassen und einen Punkt gemacht. Er saß geschlossenem Mundes, die gekreuzten Hände im Schoß, ein Bein in der karierten Hose über das andere geschlagen, und wippte nur leicht mit dem in der Luft schwebenden Fuß, den er streng betrachtete.

Auch Hans Castorp schwieg denn also. In seinem Plumeau sitzend, wandte er den Kopf zur Wand und trommelte leicht mit den Fingerspitzen auf der Steppdecke. Er kam sich belehrt, zurechtgewiesen, ja gescholten vor, und in seinem Schweigen lag viel kindliche Verstocktheit. Die Gesprächspause dauerte ziemlich lange.

Endlich hob Herr Settembrini wieder das Haupt und sagte lächelnd: »Erinnern Sie sich wohl, Ingenieur, daß wir einen ähnlichen Disput schon einmal geführt haben – man kann sagen: denselben? Wir plauderten damals – ich glaube, es war auf einem Spaziergang – über Krankheit und Dummheit, deren Vereinigung Sie für eine Paradoxie erklärten, und zwar aus Hochachtung vor der Krankheit. Ich nannte diese Hochachtung eine düstere Grille, mit der man den Gedanken des Menschen entehre, und Sie schienen zu meinem Vergnügen denn doch nicht ganz abgeneigt, meinen Einwand in Erwägung zu ziehen. Wir sprachen auch von der Neutralität und geistigen Unschlüssigkeit der Jugend, von ihrer Wahlfreiheit, ihrer Neigung, mit den möglichen Standpunkten Versuche anzustellen, und davon, daß man solche Versuche noch nicht als endgültige und lebensernste Optionen betrachten dürfe, – zu betrachten brauche. Wollen Sie mir –«, und Herr Settembrini beugte sich lächelnd auf seinem Stuhle vor, die Füße nebeneinander am Boden, die zusammengelegten Hände zwischen den Knien, den Kopf gleichfalls etwas schräg vorgeschoben –, »wollen Sie mir auch fernerhin«, sagte er, und es war eine leichte Bewegung in seiner Stimme, »erlauben, Ihnen bei Ihren Übungen und Experimenten ein wenig zur Hand zu gehen und berichtigend auf Sie einzuwirken, wenn die Gefahr verderblicher Fixierungen droht?«

»Aber gewiß, Herr Settembrini!« Hans Castorp beeilte sich, seine befangene und halb trotzig Abkehr aufzugeben, das Trommeln auf der Bettdecke zu unterlassen und sich seinem Gaste mit bestürzter Freundlichkeit zuzuwenden. »Es ist sogar außerordentlich liebenswürdig von Ihnen... Ich frage mich wirklich, ob ich... Das heißt, ob es sich bei mir...«

»Ganz sine pecunia«, zitierte Herr Settembrini, indem er aufstand. »Wer will sich denn lumpen lassen.« Sie lachten. Man hörte die äußere Doppeltür gehen, und im nächsten Augenblick wurde auch die innere geklinkt. Es war Joachim, der aus der Abendgesellschaft zurückkehrte. Beim Anblick des Italieners errötete auch er, wie Hans Castorp für sein Teil es vorhin getan: die verbrannte Dunkelheit seines Gesichtes vertiefte sich um eine Schattierung.

»Oh, du hast Besuch«, sagte er. »Wie angenehm für dich. Ich bin aufgehalten worden. Sie haben mich zu einer Partie Bridge gepreßt, – Bridge nennen sie das nach außen hin«, sagte er kopfschüttelnd, »und dabei war es schließlich ganz was anderes. Ich habe fünf Mark gewonnen...«

»Daß das nur keine lasterhafte Anziehungskraft für dich bekommt«, sagte Hans Castorp. »Hm, hm. Herr Settembrini hat mir unterdessen so schön die Zeit vertrieben... was übrigens gar kein Ausdruck ist. Es gilt allenfalls von euerem falschen Bridge, aber Herr Settembrini hat mir die Zeit so bedeutend ausgefüllt... Als anständiger Mensch müßte man ja mit Händen und Füßen trachten, hier fortzukommen, – wo es nun schon mit falschem Bridge losgeht in eurer Mitte. Aber um Herrn Settembrini noch recht oft zu hö-

ren und mir von ihm gesprächsweise zur Hand gehen zu lassen, könnte ich beinahe wünschen, unabsehbar lange febril zu bleiben und hier bei euch festzusitzen ... Am Ende muß man mir noch eine Stumme Schwester geben, damit ich nicht moge.«

»Ich wiederhole, Ingenieur, daß Sie ein Schalk sind«, sagte der Italiener. Er empfahl sich in den angenehmsten Formen. Mit seinem Vetter allein geblieben, seufzte Hans Castorp auf.

»Ist das ein Pädagog!« sagte er ... »Ein humanistischer Pädagog, das muß man gestehen. Immerfort wirkt er berichtend auf dich ein, abwechselnd in Form von Geschichten und in abstrakter Form. Und auf Dinge kommt man mit ihm zu sprechen, – nie hätte man gedacht, daß man darüber reden oder sie auch nur verstehen könnte. Und wenn ich unten im Flachlande mit ihm zusammengetroffen wäre, so würde ich sie auch nicht verstanden haben«, fügte er hinzu.

Joachim blieb um diese Zeit eine Weile bei ihm; er opferte zwei, drei Viertelstunden von seiner Abendliegekur. Manchmal spielten sie Schach auf Hans Castorps Eßtischplatte, – Joachim hatte ein Spiel von unten heraufgebracht. Später begab er sich mit Sack und Pack, das Thermometer im Munde, auf seinen Balkon, und auch Hans Castorp maß sich ein letztes Mal, während leichte Musik von näher oder fernher aus dem nächtlichen Tale heraufklang. Um zehn Uhr wurde die Liegekur beendet; man hörte Joachim; man hörte das Ehepaar vom Schlechten Russentisch... Und Hans Castorp nahm Seitenlage ein, in Erwartung des Schlafes.

Die Nacht war die schwierigere Hälfte des Tages, denn Hans Castorp erwachte oft und lag nicht selten stundenlang wach, sei es, weil seine nicht ganz korrekte Blutwärme ihn munter hielt, oder weil Lust und Kraft zum Schläfe durch seine derzeit völlig horizontale Lebensweise Einbuße erlitten. Dafür waren die Stunden des Schlummers von abwechslungsreichen und sehr lebensvollen Träumen belebt, denen er nachhängen konnte, während er wach lag. Und wenn die vielfache Gliederung und Einteilung des Tages diesen kurzweilig machte, so war es bei Nacht die verschwimmende Einförmigkeit der schreitenden Stunden, was in der gleichen Richtung wirkte. Nahte sich aber erst einmal der Morgen, so war es unterhaltend, das allmähliche Ergrauen und Erscheinen des Zimmers, das Hervortreten und Entschleierte werden der Dinge zu beobachten, den Tag draußen in trüb schwelender oder heiterer Glut sich entzünden zu sehen; und eh' man's gedacht, war wieder der Augenblick da, wo das handfeste Klopfen des Bademeisters das Inkrafttreten der Tagesordnung verkündete.

Hans Castorp hatte keinen Kalender auf seinen Ausflug mitgenommen, und so fand er sich in betreff des Datums nicht immer ganz genau auf dem laufenden. Dann und wann forderte er Auskunft von seinem Vetter, der aber in diesem Punkte auch nicht jederzeit seiner Sache eben sicher war. Immerhin boten die Sonntage, besonders der zweite, vierzehntägliche mit Konzert, den Hans Castorp auf diese Weise verbrachte, einigen Anhalt, und soviel war gewiß, daß der September nachgerade ziemlich weit, bis gegen seine Mitte hin, vorgeschritten war. Draußen im Tale war, seitdem Hans Castorp Bettlage eingenommen, das trübe und kalte Wetter, das damals geherrscht hatte, herrlichen Hochsommertagen gewichen, ungezählten solcher Tage, einer ganzen Serie davon, so daß Joachim allmorgendlich in weißen Hosen bei seinem Vetter eingetreten war und dieser ein redliches Bedauern, ein Bedauern der Seele und seiner jungen Muskeln, über den Verlust solcher Prachtzeit nicht hatte unterdrücken können. Sogar eine »Schande« hatte er es einmal mit leiser Stimme genannt, daß er sie solcherart versäume, – dann aber zu seiner Beschwichtigung hinzugefügt, daß er ja auf freiem Fuße auch nicht viel mehr als

jetzt damit anzufangen gewußt hätte, da sich ihm ausgiebige Bewegung hier erfahrungsgemäß verbiete. Und einigen Anteil an dem warmen Schimmer dort draußen gewährte die breite, weit offene Balkontür ihm immerhin.

Aber gegen das Ende der ihm auferlegten Zurückgezogenheit schlug wieder das Wetter um. Über Nacht war es neblig und kalt geworden, das Tal hüllte sich in nasses Schneegestöber, und der trockene Hauch der Dampfheizung erfüllte das Zimmer. So war es auch an dem Tage, als Hans Castorp bei der Morgenvisite der Ärzte den Hofrat erinnerte, daß er heute drei Wochen liege, und um die Erlaubnis bat, aufzustehen.

»Was Kuckuck, sind Sie schon fertig?« sagte Behrens. »Lassen Sie mal sehen; wahrhaftig, es stimmt. Gott, wie alt man wird. Geändert hat sich mit Ihnen ja nicht gerade viel unterdessen. Was, gestern war es normal? Ja, bis auf die Sechs-Uhr-Nachmittagsmessung. Na, Castorp, dann will ich ja auch nicht so sein und will Sie der menschlichen Sozietät zurückerstatten. Stehen Sie auf und wandeln Sie, Mann! In den gegebenen Grenzen und Maßen natürlich. Wir machen nächstens Ihr Innenkonterfei. Vormerken!« sagte er im Hinausgehen zu Dr. Krokowski, indem er mit seinem riesigen Daumen über die Schulter auf Hans Castorp deutete und den bleichen Assistenten mit seinen blutigen, tränenden blauen Augen ansah... Hans Castorp verließ die »Remise«.

Mit hochgeschlagenem Mantelkragen und in Gummischuhen begleitete er seinen Vetter zum ersten Male wieder zur Bank am Wasserlauf und zurück, nicht ohne unterwegs die Frage aufzuwerfen, wie lange der Hofrat ihn wohl hätte liegen lassen, wenn er die Frist nicht als abgelaufen gemeldet hätte. Und Joachim, gebrochenen Blickes, den Mund wie zu einem hoffnungslosen »Ach« geöffnet, machte in die Luft hinein die Gebärde des Unabsehbaren.

## MARIO UND DER ZAUBERER

[...] Als etwa fünfzehn Zahlen in verschiedenen langen Gliedern auf der Tafel standen, verlangte Cipolla die gemeinsame Addition. Geübte Rechner möchten sie vor der Schrift im Kopfe vornehmen, aber es stand frei, Crayon und Taschenbuch zu Rate zu ziehen. Cipolla saß, während man arbeitete, auf seinem Stuhl neben der Tafel und rauchte grimassierend, mit dem selbstgefällig anspruchsvollen Gehaben des Krüppels. Die fünfstellige Summe war rasch bereit. Jemand teilte sie mit, ein anderer bestätigte sie, das Ergebnis eines dritten wich etwas ab, das des vierten stimmte wieder überein. Cipolla stand auf, klopfte sich etwas Asche vom Rock, lüftete das Blatt Papier an der oberen rechten Ecke der Tafel und ließ das dort von ihm Geschriebene sehen. Die richtige Summe, einer Million sich nähernd, stand schon da. Er hatte sie im voraus aufgezeichnet.

Staunen und großer Beifall. Die Kinder waren überwältigt. Wie er das gemacht habe, wollten sie wissen. Wir bedeuteten sie, das sei ein Trick, nicht ohne weiteres zu verstehen, der Mann sei eben ein Zauberkünstler. Nun wußten sie, was das war, die Soiree eines Taschenspielers. Wie erst der Fischer Leibschmerzen bekam und nun das fertige Resultat auf der Tafel stand – es war herrlich, und wir sahen mit Besorgnis, daß es trotz ihrer heißen Augen und trotzdem die Uhr schon jetzt fast halb elf war, sehr schwer sein würde, sie wegzubringen. Es würde Tränen geben. Und doch war klar, daß dieser Bucklige nicht zauberte, wenigstens nicht im Sinne der Geschicklichkeit, und daß dies gar nichts für Kinder war. Wiederum weiß ich nicht, was eigentlich das Publikum sich dachte; aber um die „freie Wahl“ bei Bestimmung der Summanden war es offenbar recht zweifel-



haft bestellt gewesen; dieser und jener der Befragten mochte wohl aus sich selbst geantwortet haben, im ganzen aber war deutlich, daß Cipolla sich seine Leute ausgesucht, und daß der Prozeß, abzielend auf das vorgezeichnete Ergebnis, unter seinem Willen gestanden hatte – wobei immer noch sein rechnerischer Scharfsinn zu bewundern blieb, wenn das andere sich der Bewunderung seltsam entzog. Dazu der Patriotismus und die reizbare Würde: – die Landsleute des Cavaliere mochten sich bei alldem harmlos in ihrem Elemente fühlen und zu Spaß aufgelegt bleiben; den von außen Kommenden mutete die Mischung beklemmend an.

Übrigens sorgte Cipolla selbst dafür, daß der Charakter seiner Künste jedem irgendwie Wissenden unzweifelhaft wurde, freilich ohne daß ein Name, ein Terminus fiel. Er sprach wohl davon, denn er sprach immerwährend, aber nur in unbestimmten, anmaßenden und reklamehaften Ausdrücken. Er ging noch eine Weile auf dem eingeschlagenen experimentellen Wege fort, machte die Rechnungen erst verwickelter, indem er zur Zusammenzählung Übungen aus den anderen Spezies fügte, und vereinfachte sie dann aufs äußerste, um zu zeigen, wie es zuring. Er ließ einfach Zahlen „raten“, die er vorher unter das Blatt Papier geschrieben hatte. Es gelang fast immer. Jemand gestand, daß er eigentlich einen anderen Betrag habe nennen wollen; da aber im selben Augenblick die Reitpeitsche des Cavaliere vor ihm durch die Luft gepiffen sei, habe er sich die Zahl entschlüpfen lassen, die sich dann auf der Tafel vorgefunden. Cipolla lachte mit den Schultern. Er heuchelte Bewunderung für das Ingenium der Befragten; aber diese Komplimente hatten etwas Höhnisches und Entwürdigendes, ich glaube nicht, daß sie von den Versuchspersonen angenehm empfunden wurden, obgleich sie dazu lächelten und den Beifall teilweise zu ihren Gunsten buchen mochten. Auch hatte ich nicht den Eindruck, daß der Künstler bei seinem Publikum beliebt war. Eine gewisse Abneigung und Aufsässigkeit war durchzufühlen; aber von der Höflichkeit zu schweigen, die solche Regungen im Zaum hielt, verfehlten Cipollas Können, seine strenge Sicherheit nicht, Eindruck zu machen, und selbst die Reitpeitsche trug, meine ich, etwas dazu bei, daß die Revolte im Unterirdischen blieb.

Vom bloßen Zahlenversuch kam er zu dem mit Karten. Es waren zwei Spiele, die er aus der Tasche zog, und soviel weiß ich noch, daß das Grund- und Musterbeispiel der Experimente, die er damit anstellte, dies war, daß er aus dem einen, ungesehen, drei Karten wählte, die er in der Innentasche seines Gehrocks verbarg, und daß dann die Versuchsperson aus dem vorgehaltenen zweiten Spiel eben diese drei Karten zog – nicht immer vollkommen die richtigen; es kam vor, daß nur zweie stimmten, aber in der Mehrzahl der Fälle triumphierte Cipolla, wenn er seine drei Blätter veröffentlichte, und dankte leicht für den Beifall, mit dem man wohl oder übel die Kräfte anerkannte, die er bewährte. Ein junger Herr in vorderster Reihe, rechts von uns, mit stolz geschnittenem Gesicht, Italiener, meldete sich und erklärte, er sei entschlossen, nach klarem Eigenwillen zu wählen und sich jeder wie immer gearteten Beeinflussung bewußt entgegenzustemmen. Wie Cipolla sich unter diesen Umständen den Ausgang denke. – „Sie werden mir“, antwortete der Cavaliere, „damit meine Aufgabe etwas erschweren. An dem Ergebnis wird Ihr Widerstand nichts ändern. Die Freiheit existiert, und auch der Wille existiert; aber die Willensfreiheit existiert nicht, denn ein Wille, der sich auf seine Freiheit richtet, stößt ins Leere. Sie sind frei, zu ziehen oder nicht zu ziehen. Ziehen Sie aber, so werden Sie richtig ziehen – desto sicherer, je eigensinniger Sie zu handeln versuchen.“

Man mußte zugeben, daß er seine Worte nicht besser hätte wählen können, um die Wasser zu trüben und seelische Verwirrung anzurichten. Der Widerspenstige zögerte

nervös, bevor er zugriff. Er zog eine Karte und verlangte sofort zu sehen, ob sie unter den verborgenen sei. „Aber wie?“ wunderte sich Cipolla. „Warum halbe Arbeit tun?“ Da jedoch der Trotzige auf dieser Vorprobe bestand: – „E servito“, sagte der Gaukler mit ungewohnt lakaienhafter Gebärde und zeigte, ohne selbst hinzusehen, sein Dreiblatt fächerförmig vor. Die links steckende Karte war die gezogene.

Der Freiheitskämpfer setzte sich zornig, unter dem Beifall des Saales. Wieweit Cipolla die mit ihm geborenen Gaben auch noch durch mechanische Tricks und Behendigkeitssmittelchen unterstützte, mochte der Teufel wissen. Eine solche Verquickung angenommen, vereinigte die ungebundene Neugier aller sich jedenfalls im Genuß einer phänomenalen Unterhaltung und in der Anerkennung einer Berufstüchtigkeit, die niemand leugnete. „Lavora bene!“ Wir hörten die Feststellung da und dort in unserer Nähe, und sie bedeutete den Sieg sachlicher Gerechtigkeit über Antipathie und stille Empörung.

Vor allem, nach seinem letzten, fragmentarischen, doch eben dadurch nur desto eindrucksvolleren Erfolge, hatte Cipolla sich wieder mit einem Kognak gestärkt. In der Tat, er „trank viel“, und das war etwas schlimm zu sehen. Aber er brauchte Likör und Zigarette offenbar zur Erhaltung und Erneuerung seiner Spannkraft, an die, er hatte es selbst angedeutet, in mehrfacher Beziehung starke Ansprüche gestellt wurden. Wirklich sah er schlecht aus zwischenein, hohläugig und verfallen. Das Gläschen brachte das jeweils ins gleiche, und seine Rede lief danach, während der eingeatmete Rauch ihm grau aus der Lunge sprudelte, belebt und anmaßend. Ich weiß bestimmt, daß er von den Kartenkunststücken zu jener Art von Gesellschaftsspielen überging, die auf über- oder untervernünftigen Fähigkeiten der menschlichen Natur, auf Intuition und „magnetischer“ Übertragung, kurzum auf einer niedrigen Form der Offenbarung beruhen. Nur die intimere Reihenfolge seiner Leistungen weiß ich nicht mehr. Auch langweile ich Sie nicht mit der Schilderung dieser Versuche; jeder kennt sie, jeder hat einmal daran teilgenommen, an diesem Auffinden versteckter Gegenstände, diesem blinden Ausführen zusammengesetzter Handlungen, zu dem die Anweisung auf unerforschtem Wege, von Organismus zu Organismus ergeht. Jeder hat auch dabei seine kleinen, neugierig-verächtlichen und kopfschüttelnden Einblicke in den zweideutig-unsauberen und unentwirrbaren Charakter des Okkulten getan, das in der Menschlichkeit seiner Träger immer dazu neigt, sich mit Humbug und nachhelfender Mogelei vexatorisch zu vermischen, ohne daß dieser Einschlag etwas gegen die Echtheit anderer Bestandteile des bedenklichen Amalgams bewiese. Ich sage nur, daß alle Verhältnisse natürlich sich verstärken, der Eindruck nach jeder Seite an Tiefe gewinnt, wenn ein Cipolla Leiter und Hauptakteur des dunklen Spieles ist. Er saß, den Rücken gegen das Publikum gekehrt, im Hintergrunde des Podiums und rauchte, während irgendwo im Saale unter der Hand die Vereinbarungen getroffen wurden, denen er gehorchen, der Gegenstand von Hand zu Hand ging, den er aus seinem Versteck ziehen und mit dem er Vorbestimmtes ausführen sollte. Es war das typische bald getrieben zustoßende, bald lauschend stockende Vorwärtstasten, Fehltappen und sich mit jäh eingegebener Wendung Verbessern, das er zu beobachten gab, wenn er an der Hand eines wissenden Führers, der angewiesen war, sich körperlich rein folgsam zu verhalten, aber seine Gedanken auf das Verabredete zu richten, sich zurückgelegten Hauptes und mit vorgestreckter Hand im Zickzack durch den Saal bewegte. Die Rollen schienen vertauscht, der Strom ging in umgekehrter Richtung, und der Künstler wies in immer fließender Rede ausdrücklich darauf hin. Der leidende, empfangende, der ausführende Teil, dessen Wille ausgeschaltet war, und der einen stummen in der Luft liegenden Gemein-

schaftswillen vollführte, war nun er, der solange gewollt und befohlen hatte; aber er betonte, daß es auf eins hinauslaufe. Die Fähigkeit, sagte er, sich seiner selbst zu entäußern, zum Werkzeug zu werden, im unbedingtesten und vollkommensten Sinne zu gehorchen, sei nur die Kehrseite jener anderen, zu wollen und zu befehlen; es sei ein und dieselbe Fähigkeit; Befehlen und Gehorchen, sie bildeten zusammen nur ein Prinzip, eine unauf löbliche Einheit; wer zu gehorchen wisse, der wisse auch zu befehlen, und ebenso umgekehrt; der eine Gedanke sei in dem anderen einbegriffen, wie Volk und Führer ineinander einbegriffen seien, aber die Leistung, die äußerst strenge und aufreibende Leistung, sei jedenfalls seine, des Führers und Veranstalters, in welchem der Wille Gehorsam, der Gehorsam Wille werde, dessen Person die Geburtsstätte beider sei, und der es also sehr schwer habe. Er betonte dies stark und oft, daß er es außerordentlich schwer habe, wahrscheinlich um seine Stärkungsbedürftigkeit und das häufige Greifen zum Gläschen zu erklären.

Er tappte seherisch umher, geleitet und getragen vom öffentlichen, geheimen Willen. Er zog eine steinbesetzte Nadel aus dem Schuh einer Engländerin, wo man sie verborgen hatte, trug sie stockend und getrieben zu einer anderen Dame – es war Signora Angiolieri – und überreichte sie ihr kniefällig mit vorbestimmten und, wenn auch nahe liegenden, so doch nicht leicht zu treffenden Worten; denn sie waren auf französisch verabredet worden. „Ich mache Ihnen ein Geschenk zum Zeichen meiner Verehrung!“ hatte er zu sagen, und uns schien, als läge Bosheit in der Härte dieser Bedingung; ein Zwiespalt drückte sich darin aus zwischen dem Interesse am Gelingen des Wunderbaren und dem Wunsch, der anspruchsvolle Mann möchte eine Niederlage erleiden. Aber sehr merkwürdig war es, wie Cipolla, auf den Knien vor Mme. Angiolieri, unter versuchenden Reden um die Erkenntnis des ihm Aufgegebenen rang. „Ich muß etwas sagen“, äußerte er, „und ich fühle deutlich, was es zu sagen gilt. Dennoch fühle ich zugleich; daß es falsch würde, wenn ich es über die Lippen ließe. Hüten Sie sich, mir mit irgendeinem unwillkürlichen Zeichen zu Hilfe zu kommen!“ rief er aus, obgleich oder weil zweifellos gerade dies es war, worauf er hoffte... „Pensez très fort!“ rief er auf einmal in schlechtem Französisch und sprudelte dann den befohlenen Satz zwar auf italienisch hervor, aber so, daß er das Schluß- und Hauptwort plötzlich in die ihm wahrscheinlich ganz ungeläufige Schwestersprache fallen ließ und statt „venerazione“ „vénération“ mit einem unmöglichen Nasal am Ende sagte – ein Teilerfolg, der nach den schon vollendeten Leistungen, dem Auffinden der Nadel, dem Gang zur Empfängerin und dem Kniefall, fast eindrucksvoller wirkte, als der restlose Sieg es getan hätte, und bewunderungsvollen Beifall hervorrief.

Cipolla trocknete sich aufstehend den Schweiß von der Stirn. Sie verstehen, daß ich nur ein Beispiel seiner Arbeit gab, indem ich von der Nadel erzählte, – es ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Aber er wandelte die Grundform mehrfach ab und durchflocht diese Versuche, so daß viel Zeit darüber verging, mit Improvisationen verwandter Art, zu denen die Berührung mit dem Publikum ihm auf Schritt und Tritt verhalf. Namentlich von der Person unserer Wirtin schien Eingebung auf ihn auszugehen; sie entlockte ihm verblüffende Wahrsagungen. „Es entgeht mir nicht, Signora“, sagte er zu ihr, „daß es mit Ihnen eine besondere und ehrenvolle Bewandnis hat. Wer zu sehen weiß, der erblickt um Ihre reizende Stirn einen Schein, der, wenn mich nicht alles täuscht, einst stärker war als heute, einen langsam verbleichenden Schein... Kein Wort! Helfen Sie mir nicht! An Ihrer Seite sitzt Ihr Gatte – nicht wahr“, wandte er sich an den stillen Herrn Angiolieri, „Sie sind der Gatte dieser Dame, und Ihr Glück ist vollkommen. Aber in die-

ses Glück hinein ragen Erinnerungen... fürstliche Erinnerungen... Das Vergangene, Signora, spielt in Ihrem gegenwärtigen Leben, wie mir scheint, eine bedeutende Rolle. Sie kannten einen König... hat nicht ein König in vergangenen Tagen Ihren Lebensweg gekreuzt?" „Doch nicht“, hauchte die Spenderin unserer Mittagssuppe, und ihre braungoldenen Augen schimmerten in der Edelblässe ihres Gesichtes.

„Doch nicht? Nein, kein König, ich sprach gleichsam nur im rohen und unreinen. Kein König, kein Fürst – aber dennoch ein Fürst, ein König höherer Reiche. Ein großer Künstler war es, an dessen Seite Sie einst... Sie wollen mir widersprechen, und doch können Sie es nicht mit voller Entschiedenheit, können es nur zur Hälfte tun. Nun denn! es war eine große, eine weltberühmte *Künstlerin*, deren Freundschaft Sie in zarter Jugend genossen, und deren heiliges Gedächtnis Ihr ganzes Leben überschattet und verklärt ... Den Namen? Ist es nötig, Ihnen den Namen zu nennen, dessen Ruhm sich längst mit dem des Vaterlandes verbunden hat und mit ihm unsterblich ist? Eleonora Duse“, schloß er leise und feierlich.

Die kleine Frau nickte, überwältigt in sich hinein. Der Applaus glich einer nationalen Kundgebung. Fast jedermann im Saale wußte von Frau Angiolieris bedeutender Vergangenheit und vermochte also die Intuition des Cavaliere zu würdigen, voran die anwesenden Gäste der Casa Eleonora. Es fragte sich nur, wieviel er selbst davon gewußt, beim ersten berufsmäßigen Umhören nach seiner Ankunft in Torre davon in Erfahrung gebracht haben mochte ... Aber ich habe gar keinen Grund, Fähigkeiten, die ihm vor unseren Augen zum Verhängnis wurden, rationalistisch zu verdächtigen ...

Vor allem gab es nun eine Pause, und unser Gebieter zog sich zurück. Ich gestehe, daß ich mich vor diesem Punkte meines Berichtes gefürchtet habe, fast seit ich zu erzählen begann. Die Gedanken der Menschen zu lesen, ist meistens nicht schwer, und hier ist es sehr leicht. Unfehlbar werden Sie mich fragen, warum wir nicht endlich weggegangen seien – und ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich verstehe es nicht und weiß mich tatsächlich nicht zu verantworten. Es muß damals bestimmt schon mehr als elf Uhr gewesen sein, wahrscheinlich noch später. Die Kinder schliefen. Die letzte Versuchsserie war für sie recht langweilig gewesen, und so hatte die Natur es leicht, ihr Recht zu erkämpfen. Sie schliefen auf unseren Knien, die Kleine auf den meinen, der Junge auf denen der Mutter. Das war einerseits tröstlich, dann aber doch auch wieder ein Grund zum Erbarmen und eine Mahnung sie in ihre Betten zu bringen. Ich versichere, daß wir ihr gehorchen wollten, dieser rührenden Mahnung, es ernstlich wollten. Wir weckten die armen Dinger mit der Versicherung, nun sei es entschieden die höchste Zeit zur Heimkehr. Aber ihr flehentlicher Widerstand begann mit dem Augenblick ihrer Selbstbesinnung, und Sie wissen, daß der Abscheu von Kindern gegen das vorzeitige Verlassen einer Unterhaltung nur zu brechen, nicht zu überwinden ist. Es sei herrlich beim Zauberer, klagten sie, wir wußten nicht, was noch kommen solle, man müsse wenigstens abwarten, womit er nach der Pause beginnen werde, sie schliefen gern zwischendurch ein bißchen, aber nur nicht nach Hause, nur nicht ins Bett, während der schöne Abend hier weitergehe! Wir gaben nach, wenn auch, soviel wir wußten, nur für den Augenblick, für eine Weile noch, vorläufig. Zu entschuldigen ist es nicht, daß wir blieben, und es zu erklären fast ebenso schwer. Glaubten wir B sagen zu müssen, nachdem wir A gesagt und irrtümlicherweise die Kinder überhaupt hierher gebracht hatten? Ich finde das ungenügend. Unterhielten wir selbst uns denn? Ja und nein, unsere Gefühle für Cavaliere Cipolla waren höchst gemischter Natur, aber das waren, wenn ich nicht irre, die Gefühle des ganzen Saales, und dennoch ging niemand weg. Unterlagen wir einer Faszination, die von diesem

auf so sonderbare Weise sein Brot verdienenden Manne auch neben dem Programm, auch zwischen den Kunststücken ausging und unsere Entschlüsse lähmte? Ebenso gut mag die bloße Neugier in Rechnung zu stellen sein. Man möchte wissen, wie ein Abend sich fortsetzen wird, der so begonnen hat, und übrigens hatte Cipolla seinen Abgang mit Ankündigungen begleitet, die darauf schließen ließen, daß er seinen Sack keineswegs geleert habe und eine Steigerung der Effekte zu erwarten sei.

Aber das alles ist es nicht, oder es ist nicht alles. Das richtigste wäre, die Frage, warum wir jetzt nicht gingen, mit der anderen zu beantworten, warum wir vorher Torre nicht verlassen hatten. Das ist meiner Meinung nach ein und dieselbe Frage, und um mich herauszuwinden, könnte ich einfach sagen, ich hätte sie schon beantwortet. Es ging hier geradeso merkwürdig und spannend, geradeso unbehaglich, kränkend und bedrückend zu wie in Torre überhaupt, ja, mehr als geradeso: dieser Saal bildete den Sammelplatz aller Merkwürdigkeit, Nichtgeheuerlichkeit und Gespanntheit, womit uns die Atmosphäre des Aufenthaltes geladen schien; dieser Mann, dessen Rückkehr wir erwarteten, dünkete uns die Personifikation von alldem; und da wir im großen nicht „abgereist“ waren, wäre es unlogisch gewesen, es sozusagen im kleinen zu tun. Nehmen Sie das als Erklärung unserer Seßhaftigkeit an oder nicht! Etwas Besseres weiß ich einfach nicht vorzubringen. –

Es gab also eine Pause von zehn Minuten, aus denen annähernd zwanzig wurden. Die Kinder, wach geblieben und entzückt von unserer Nachgiebigkeit, wußten sie vergnüglich auszufüllen. Sie nahmen ihre Beziehungen zur volkstümlichen Sphäre wieder auf, zu Antonio, zu Guiscardo, zu dem Manne der Paddelboote. Sie riefen den Fischern durch die hohlen Hände Wünsche zu, deren Wortlaut sie von uns eingeholt hatten: „Morgen viele Fischchen!“ – „Ganz voll die Netze!“ Sie riefen zu Mario, dem Kellnerburschen vom „Esquisito“, hinüber: „Mario, una cioccolata e biscotti!“ Und er gab acht diesmal und antwortete lächelnd: „Subito!“ Wir bekamen Gründe, dies freundliche und etwas zerstreut melancholische Lächeln im Gedächtnis zu bewahren.

So ging die Pause herum, der Gongschlag ertönte, das in Plauderei gelöste Publikum sammelte sich, die Kinder rückten sich begierig auf ihren Stühlen zurecht, die Hände im Schoß. Die Bühne war offengeblieben. Cipolla betrat sie ausladenden Schrittes und begann sofort die zweite Folge seiner Darbietungen conférencemäßig einzuleiten.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Dieser selbstbewußte Erwachsene war der stärkste Hypnotiseur, der mir in meinem Leben vorgekommen. Wenn er der Öffentlichkeit über die Natur seiner Vorführungen Sand in die Augen gestreut und sich als Geschicklichkeitskünstler angekündigt hatte, so hatten damit offenbar nur polizeiliche Bestimmungen umgangen werden sollen, die eine gewerbsmäßige Ausübung dieser Kräfte grundsätzlich verpönten. Vielleicht ist die formale Verschleierung in solchen Fällen landesüblich und amtlich geduldet oder halb geduldet. Jedenfalls hatte der Gaukler praktisch aus dem wahren Charakter seiner Wirkungen von Anfang an wenig Hehl gemacht, und die zweite Hälfte seines Programms nun war ganz offen und ausschließlich auf den Spezialversuch, die Demonstration der Willensentziehung und -aufnötigung, gestellt, wenn auch rein rednerisch immer noch die Umschreibung herrschte. In einer langwierigen Serie, komischer, aufregender, erstaunlicher Versuche, die um Mitternacht noch in vollem Gange war, bekam man vom Unscheinbaren bis zum Ungeheuerlichen alles zu sehen, was dies natürlich-unheimliche Feld an Phänomenen zu bieten hat, und den grotesken Einzelheiten folgte ein lachendes, kopfschüttelndes, sich aufs Knie schlagendes, applaudierendes Publikum, das deutlich im Bann einer Persönlichkeit von strenger

Selbstsicherheit stand, obgleich es, wie mir wenigstens schien, nicht ohne widerspenstiges Gefühl für das eigentümlich Entehrende war, das für den einzelnen und für alle in Cipollas Triumphen lag.

Zwei Dinge spielten die Hauptrolle bei diesen Triumphen: das Stärkungsgläschen und die Reitpeitsche mit dem Klauengriff. Das eine mußte immer wieder dazu dienen, seiner Dämonie einzuheizen, da sonst, wie es schien, Erschöpfung gedroht hätte; und das hätte menschlich besorgt stimmen können um den Mann, wenn nicht das andere, dies beleidigende Symbol seiner Herrschaft, gewesen wäre, diese pfeifende Fuchtel, unter die seine Anmaßung uns alle stellte, und deren Mitwirkung weichere Empfindungen als die einer verwunderten und vertrotzten Unterwerfung nicht aufkommen ließ. Vermißte er sie? Beanspruchte er auch noch unser Mitgefühl? Wollte er alles haben? Eine Äußerung von ihm prägte sich mir ein, die auf solche Eifersucht schließen ließ. Er tat sie, als er, auf dem Höhepunkt seiner Experimente, einen jungen Menschen, der sich ihm zur Verfügung gestellt und sich längst als besonders empfängliches Objekt dieser Einflüsse erwiesen, durch Striche und Anhauch vollkommen kataleptisch gemacht hatte, dergestalt, daß er den in Tief schlaf Gebannten nicht nur mit Nacken und Füßen auf die Lehnen zweier Stühle legen, sondern sich ihm auch auf den Leib setzen konnte, ohne daß der brettstarre Körper nachgab. Der Anblick des Unholds im Salonrock, hockend auf der verholzten Gestalt, war unglaublich und scheußlich, und das Publikum, in der Vorstellung, daß das Opfer dieser wissenschaftlichen Kurzweil leiden müsse, äußerte Erbarmen. „Poveretto!“ – „Armer Ker!“ riefen gutmütige Stimmen. „Poveretto!“ höhnte Cipolla erbittert. „Das ist falsch adressiert, meine Herrschaften! Sono io, il poveretto! Ich bin es, der das alles duldet.“ Man steckte die Lehre ein. Gut, er selbst mochte es sein, der die Kosten der Unterhaltung trug und der vorstellungsweise auch die Leidschmerzen auf sich genommen haben mochte, von denen der Giovanotto die erbärmliche Grimasse lieferte. Aber der Augenschein sprach dagegen, und man ist nicht aufgelegt, Poveretto zu jemandem zu sagen, der für die Entwürdigung der anderen leidet.

Ich habe vorgegriffen und die Reihenfolge ganz beiseite geworfen. Mein Kopf ist noch heute voll von Erinnerungen an des Cavaliere Duldertaten, nur weiß ich nicht mehr Ordnung darin zu halten, und es kommt auf sie auch nicht an. Soviel aber weiß ich, daß die großen und umständlichen, die am meisten Beifall fanden, mir weniger Eindruck machten als gewisse kleine und rasch vorübergehende. Das Phänomen des Jungen als Sitzbank kam mir soeben nur der daran geknüpften Zurechtweisung wegen gleich in den Sinn... Daß aber eine ältere Dame, auf einem Strohstuhl schlafend, von Cipolla in die Illusion gewiegt wurde, sie mache eine Reise nach Indien, und aus der Trance sehr beweglich von ihren Abenteuern zu Wasser und zu Lande kündete, beschäftigte mich viel weniger, und ich fand es weniger toll, als daß, gleich nach der Pause, ein hoch und breit gebauter Herr militärischen Ansehens den Arm nicht mehr heben konnte, nur weil der Bucklige ihm ankündigte, er werde es nicht mehr tun können, und einmal seine Reitpeitsche dazu durch die Luft pfeifen ließ. Ich sehe noch immer das Gesicht dieses schnurrbärtig stattlichen Colonnello vor mir, dies lächelnde Zähnezusammenbeißen im Ringen nach einer eingebüßten Verfügungsfreiheit. Was für ein konfuser Vorgang! Er schien zu wollen und nicht zu können; aber er konnte wohl nur nicht wollen, und es waltete da jene die Freiheit lähmende Verstrickung des Willens in sich selbst, die unser Bändiger vorhin schon dem römischen Herrn höhnisch vorausgesagt hatte. [...]

## DOKTOR FAUSTUS DAS LEBEN DES DEUTSCHEN TONSETZERS ADRIAN LEVERKÜHN, ERZÄHLT VON EINEM FREUNDE

### XXI

Heute morgen, während Helene, meine gute Frau, uns den Morgentrank bereitete und ein frischer oberbayerischer Herbsttag sich aus den obligaten Fröhnebeln hervorzuklären begann, las ich im Blatt von dem glückhaften Wiederaufleben unseres Unterseeboot-Krieges, dem binnen vierundzwanzig Stunden nicht weniger als zwölf Schiffe, darunter zwei große Passagierdampfer, ein englischer und ein brasilianischer, mit fünfhundert Reisenden zum Opfer gefallen sind. Wir verdanken diesen Erfolg einem neuen Torpedo von fabelhaften Eigenschaften, das der deutschen Technik zu konstruieren gelungen ist, und ich kann eine gewisse Genugtuung nicht unterdrücken über unseren immer regen Erfindungsgeist, die durch noch so viele Rückschläge nicht zu beugende nationale Tüchtigkeit, welche immer noch voll und ganz dem Regime zur Verfügung steht, das uns in diesen Krieg geführt hat und uns tatsächlich den Kontinent zu Füßen gelegt, den Intellektuellentraum von einem europäischen Deutschland durch die allerdings etwas beängstigende, etwas brüchige und, wie es scheint, der Welt unerträgliche Wirklichkeit eines deutschen Europa ersetzt hat. Jenes unwillkürliche Genugtuungsgefühl gibt denn auch immer wieder dem Gedanken Raum, daß solche zwischeneinfallende Triumphe, wie die neuen Versenkungen oder der an und für sich prächtige Husarenstreich der Entführung des gestürzten italienischen Diktators, nur noch dazu dienen können, falsche Hoffnungen zu erwecken und einen Krieg zu verlängern, der nach der Einsicht der Verständigen nicht mehr gewonnen werden kann. Dies ist auch die Meinung des Hauptes unserer Freisinger theologischen Hochschule, Monsignore Hinterpförtner, wie er mir beim Abendschoppen unter vier Augen unumwunden eingestand, – ein Mann, der keine Ähnlichkeit hat mit dem leidenschaftlichen Gelehrten, um den sich im Sommer der gräßlich im Blut erstickte Münchener Studentenaufbruch zentrierte, aber dessen Weltverstand ihm keine Illusionen erlaubt, auch die nicht, die sich an den Unterschied klammert zwischen dem Nichtgewinnen und dem Verlieren des Krieges, also den Menschen die Wahrheit verschleiert, daß wir *va banque* gespielt haben, und daß das Fehlschlagen unseres Welteroberungsunternehmens einer nationalen Katastrophe ersten Ranges gleichkommen muß.

Dies alles sage ich, um den Leser daran zu erinnern, unter welchen zeitgeschichtlichen Umständen die Niederschrift von Leverkühns Lebensgeschichte vonstatten geht, und ihn bemerken zu lassen, wie die mit meiner Arbeit verbundene Aufregung ständig bis zur Ununterscheidbarkeit in eins verschmilzt mit derjenigen, die durch die Erschütterungen des Tages erzeugt wird. Nicht von Zerstreuung rede ich, denn mich von meinem biographischen Vorhaben abzulenken, vermögen, wie mir scheinen will, die Geschehnisse eigentlich nicht. Dennoch, und trotz meiner persönlichen Geborgenheit, darf ich wohl sagen, daß diese Zeiten der steten Förderung einer Aufgabe wie der meinen nicht eben günstig sind. Und da überdies, gerade während der Münchener Unruhen und Hinrichtungen, eine mit Schüttelfrost einsetzende Grippe mich befiel, die mich für zehn Tage ans Bett fesselte und die geistigen und körperlichen Kräfte des Sechzigjährigen noch lange beeinträchtigte, so ist es kein Wunder, daß aus Frühling und Sommer schon vorgeschrittener Herbst geworden ist, seit ich die ersten Zeilen dieser Mitteilungen zu Papier brachte. Unterdessen haben wir die Zerstörung unserer würdigen Städte aus der

Luft erlebt, die zum Himmel schreien würde, wenn nicht wir Schuldbeladenen es wären, die sie erleiden. Da aber wir es sind, erstickt der Schrei in den Lüften und kann, wie König Claudius' Gebet, »nicht zum Himmel dringen«. Wie wunderlich nimmt sich doch auch das gegen diese von uns heraufbeschworenen Untaten erhobene Kulturlamento im Munde derjenigen aus, die als die Kündler und Bringer einer weltverjüngenden, in Ruchlosigkeit schwelgenden Barbarei den Schauplatz der Geschichte betraten! Mehrmals rückte das schütternde, stürzende Verderben meiner Klausen atembeklemmend nahe. Das fürchterliche Bombardement der Stadt Dürers und Willibald Pirckheimers war kein weit entferntes Ereignis mehr; und als das Jüngste Gericht auch München traf, saß ich bleich und wie die Wände, die Türen, die Fensterscheiben des Hauses bebend in meinem Studio und – schrieb mit zitternder Hand an vorliegender Lebensgeschichte. Denn diese Hand zittert ja ohnedies dabei, aus Gründen des Gegenstandes, und so ließ ich es mir nichts ausmachen, daß die gewohnte Erscheinung durch das äußere Schrecknis noch ein wenig verstärkt wurde.

Wir haben, sagte ich, mit der Art von Hoffnung und Stolz, die deutsche Kraftentfaltung uns erregt, den Anbruch eines neuen Sturmes unserer Wehrmacht gegen die russischen Horden erlebt, die ihr unwirtliches, aber offenbar sehr geliebtes Land verteidigen, – einer Offensive, die nach wenigen Wochen in eine russische Umschlag und seitdem zu nicht endenden, nicht aufzuhaltenden Geländeverlusten, um nur vom Gelände zu reden, geführt hat. Mit tiefer Verblüffung nahmen wir die Landung amerikanischer und kanadischer Truppen an der Südost-Küste Siziliens, den Fall von Syrakus, Catania, Messina, Taormina zur Kenntnis und erfuhren mit einer Mischung aus Schrecken und Neid, mit dem durchdringenden Gefühl, daß wir weder im guten noch schlechten Sinn dazu fähig wären, wie ein Land, dessen Geistesverfassung ihm noch erlaubt, aus einer Folge skandalöser Niederlagen und Verluste die nüchtern übliche Konsequenz zu ziehen, sich seines großen Mannes entledigte, um etwas später der Welt das zu gewähren, was man auch von uns verlangt, aber worin zu willigen die tiefste Not uns viel zu heilig und teuer sein wird: die unbedingte Übergabe. Ja, wir sind ein gänzlich verschiedenes, dem Nüchtern-Üblichen widersprechendes Volk von mächtig tragischer Seele, und unsere Liebe gehört dem Schicksal, jedem Schicksal, wenn es nur eines ist, sei es auch der den Himmel mit Götterdämmerungsrote entzündende Untergang.

Das Vordringen der Moskowiter in unserer zukünftigen Kornkammer, der Ukraine, und das elastische Zurückgehen unserer Truppen auf die Dnjepr-Linie begleitete meine Arbeit – oder vielmehr, diese begleitete die Ereignisse. Seit einigen Tagen scheint die Unhaltbarkeit auch dieser Verteidigungsbarriere erwiesen, obgleich unser Führer, herbeieilend, dem Rückzug ein mächtiges Halt gebot, das treffende Rügewort von der »Stalingrad-Psychose« sprach und die Dnjepr-Linie um jeden Preis zu halten befahl. Der Preis, jeder Preis, wurde erlegt, allein vergebens; und wohin, wie weit die rote Flut, von der die Zeitungen sprechen, sich noch ergießen wird, ist unserer schon zu abenteuerlichen Ausschweifungen geneigten Einbildungskraft überlassen. Denn ins Gebiet des Phantastischen und gegen alle Ordnung und Vorhersicht Verstoßenden gehört es ja, daß Deutschland selbst zum Schauplatz eines unserer Kriege werden könnte. Wir haben das vor fünfundzwanzig Jahren im letzten Augenblick zu verhindern gewußt, aber unsere zunehmend tragisch-heroische Seelenlage scheint uns nicht mehr zu erlauben, eine verlorene Sache zu quittieren, bevor das Undenkbare sich verwirklicht. Gottlob liegen noch weite Strecken zwischen dem östlich andringenden Verderben und unseren heimatlichen Gefilden, und wir mögen bereit sein, an dieser Front vorerst manche kränkende Einbuße hin-



zunehmen, um mit desto zäherer Kraft unseren europäischen Lebensraum gegen die westlichen Todfeinde deutscher Ordnung zu verteidigen. Die Invasion unseres schönen Siziliens bewies alles andere, als daß auch ein Fußfassen des Feindes auf dem italienischen Haupt- und Festlande möglich sei. Unglücklicherweise hat es sich ermöglichen lassen, und vorige Woche ist in Neapel ein kommunistischer, den Alliierten behilflicher Aufstand ausgebrochen, der die Stadt nicht länger als einen deutscher Truppen würdigen Aufenthalt erscheinen ließ, so daß wir sie, nach gewissenhafter Zerstörung der Bibliothek und mit Hinterlassung einer Zeitbombe im Hauptpostamt, erhobenen Hauptes geräumt haben. Unterdessen spricht man von Invasionsproben im Kanal, der mit Schiffen bedeckt sein soll, und der Bürger fragt sich, gewiß unerlaubterweise, ob nicht, was in Italien geschah und weiter, die Halbinsel hinauf, geschehen mag, gegen allen vorgeschriebenen Glauben an die Unverletzlichkeit der Feste Europa, auch in Frankreich, oder wo sonst immer, geschehen kann.

Ja, Monsignore Hinterpförtner hat recht: wir sind verloren. Will sagen: der Krieg ist verloren, aber das bedeutet mehr als einen verlorenen Feldzug, es bedeutet tatsächlich, daß wir verloren sind, verloren unsere Sache und Seele, unser Glaube und unsere Geschichte. Es ist aus mit Deutschland, wird aus mit ihm sein, ein unnennbarer Zusammenbruch, ökonomisch, politisch, moralisch und geistig, kurz allumfassend, zeichnet sich ab, – ich will es nicht gewünscht haben, was droht, denn es ist die Verzweiflung, ist der Wahnsinn. Ich will es nicht gewünscht haben, weil viel zu tief mein Mitleid, mein jammervolles Erbarmen ist mit diesem unseligen Volk, und wenn ich an seine Erhebung und blinde Inbrunst, den Aufstand, den Aufbruch, Ausbruch und Umbruch, den vermeintlich reinigenden Neubeginn, die völkische Wiedergeburt von vor zehn Jahren denke – diesen scheinbar heiligen Taumel, in den sich freilich, zum warnenden Zeichen seiner Falschheit, viel wüste Roheit, viel Schlagetot-Gemeinheit, viel schmutzige Lust am Schänden, Quälen, Erniedrigen mischte, und der, jedem Wissenden unverkennbar, den Krieg, diesen ganzen Krieg schon in sich trug –, so krampft sich mir das Herz zusammen vor der ungeheueren Investition an Glauben, Begeisterung, historischem Hoch-Affekt, die damals getätigt wurde und nun in einem Bankerott ohnegleichen verpuffen soll. Nein, ich will's nicht gewünscht haben – und hab' es doch wünschen müssen – und weiß auch, daß ich's gewünscht habe, es heute wünschen und es begrüßen werde: aus Haß auf die frevlerische Vernunftverachtung, die sündhafte Renitenz gegen die Wahrheit, den ordinär schwelgerischen Kult eines Hintertreppenmythos, die sträfliche Verwechslung des Heruntergekommenen mit dem, was es einmal war, den schmierenhaften Mißbrauch und elenden Ausverkauf des Alt- und Echten, des Treulich-Traulichen, des Ur-Deutschen, woraus Laffen und Lügner uns einen sinnberaubenden Giftfusel bereitet. Der Riesenrausch, den wir immer Rauschlüstern uns daran tranken, und in dem wir durch Jahre trügerischen Hoch-Lebens ein Übermaß des Schmähhlichen verübten, – er muß bezahlt sein. Womit? Ich habe das Wort schon genannt, in Verbindung mit dem Worte »Verzweiflung« sprach ich es aus. Ich werde es nicht wiederholen. Nicht zweimal überwindet man das Grauen, mit dem ich es dort weiter oben, unter einem bedauerlichen Ausfahren der Buchstaben, niederschrieb.

\*

Auch Sternchen sind eine Erquickung für Auge und Sinn des Lesers; es muß nicht immer gleich der stärker gliedernde Neu-Anhub einer römischen Ziffer sein, und unmöglich konnte ich dem vorstehenden Exkurs ins Gegenwärtige, von Adrian Leverkühn nicht

mehr Erlebte, den Charakter eines eigenen Hauptstückes zugestehen. Nach Klärung des Druckbildes durch die beliebte Figur werde ich vielmehr diesen Abschnitt mit einigen weiteren Mitteilungen über Adrians Leipziger Jahre vervollständigen, ohne mir zu verbergen, daß er auf diese Weise, als Kapitel genommen, ein recht uneinheitliches Aussehen gewinnt, aus heterogenen Bestandteilen zusammengesetzt erscheint, – da es doch genug wäre, daß es mir schon mit dem vorigen nicht besser ergangen ist. Lese ich nach, was da alles zur Sprache kam: Adrians dramatische Wünsche und Pläne, seine frühesten Lieder, die schmerzliche Art zu blicken, die er während unserer Trennung angenommen, geistig verlockende Schönheiten der Shakespeare'schen Komödie, Leverkühns Vertonungen fremdsprachiger Gedichte und sein scheuer Kosmopolitismus, dazu der Bohème-Club des »Café Central«, an dessen Erwähnung sich das mit anfechtbarer Breite ausgeführte Portrait Rüdiger Schildknapps schließt, – so frage ich mich mit Recht, ob so krause Elemente eigentlich eine Kapitel-Einheit zu bilden imstande sind. Der laufende Abschnitt nun ist gezwungen, sich der Sternchen zu bedienen, um es dem Leser annehmbar zu machen, daß er einen Ausflug über die zumutungsvollen Umstände, unter denen ich dies Büchlein abfasse, mit einigen rückständigen Daten über Leverkühns Leipziger Aufenthalt verbindet. Eine gute Komposition ist das nicht. Aber erinnere ich mich nicht, daß ich mir das Verfehlen eines beherrschten und regelmäßigen Aufbaus von Anfang an bei dieser Arbeit zum Vorwurf machen mußte? Auch meine Entschuldigung ist immer dieselbe. Mein Gegenstand steht mir zu nahe. Mein Alter und die Gelassenheit, die es kanonischerweise mit sich bringen sollte, sind nicht vermögend, mich ihn mit fester und ruhiger Hand meistern zu lassen. Allzusehr fehlt es hier wohl überhaupt an dem Gegensatz, dem bloßen Unterschied von Stoff und Gestalt. Habe ich nicht mehr als einmal gesagt, daß das Leben, von dem ich handle, mir näher, teurer, erregender war als mein eigenes? Das Nächste, Erregendste, Eigenste ist kein »Stoff«; es ist die Person – und nicht danach angetan, eine künstlerische Gliederung von ihr zu empfangen. Fern sei es von mir, den Ernst der Kunst zu leugnen; aber wenn es ernst wird, verschmäht man die Kunst und ist ihrer nicht fähig. Ich kann nur wiederholen, daß Paragraphen und Sternchen in diesem Buche ein reines Zugeständnis an die Augen des Lesers sind und daß ich, wenn es nach mir ginge, das Ganze in einem Zuge und Atem, ohne jede Einteilung, ja ohne Einrückung und Absatz herunterschreiben würde. Ich habe nur nicht den Mut, ein so rücksichtsloses Druckwerk der lesenden Welt vor Augen zu bringen.

\*

Da ich ein Jahr mit Adrian in Leipzig verlebte, weiß ich auch, wie er die übrigen vier seines Aufenthaltes dort zubrachte: der Konservatismus seiner Lebensweise lehrt es mich, der oft wie Starrheit anmutete und für mich etwas Bedrückliches haben konnte. Nicht umsonst hatte er in jenem Brief seine Sympathie für das »Nichts-wissen-Wollen«, die Abenteuerlosigkeit Chopins ausgedrückt. Auch er wollte nichts wissen, nichts sehen, eigentlich nichts erleben, wenigstens nicht im manifesten, äußerlichen Sinn des Wortes; auf Abwechslung, neue Sinneseindrücke, Zerstreuung, Erholung war er nicht aus, und was besonders diese, die Erholung betrifft, so machte er sich gern über all die Leute lustig, die sich beständig erholen, bräunen und stärken – und niemand wisse, wozu. »Erholung«, sagte er, »ist für die, denen sie zu gar nichts taugt.« Sehr wenig lag ihm am Reisen zum Zweck des Schauens, des Aufnehmens, der »Bildung«. Er war ein Verächter der Augenlust, und so sensitiv sein Gehör war, so wenig hatte es ihn von jeher gedrängt, sein

Auge an den Gestaltungen der bildenden Kunst zu schulen. Die Unterscheidung zwischen den Typen des Augen- und des Ohrenmenschen hieß er gut und unumstößlich richtig und rechnete sich entschieden zu dem zweiten. Was mich betrifft, so habe ich diese Einteilung nie für reinlich durchführbar gehalten und ihm persönlich die Verschlossenheit und Unwilligkeit des Auges nie recht geglaubt. Zwar sagt auch Goethe, daß die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres sei, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedürfe. Aber es gibt ja ein inneres Gesicht, gibt die Vision, die etwas anderes ist und mehr umfaßt als das bloße Sehen. Und außerdem liegt ein tiefer Widerspruch darin, daß ein Mensch sollte für das menschliche Auge, das doch eben nur dem Auge erglänzt, einen Sinn haben, wie Leverkühn, und dabei die Perzeption der Welt durch dieses Organ wirklich ablehnen. Ich brauche nur die Namen Marie Godeau, Rudi Schwerdtfeger und Nepomuk Schneidewein zu nennen, um mir Adrians Empfänglichkeit, ja Schwäche für den Zauber des Auges, des schwarzen, des blauen, zu vergegenwärtigen, – wobei ich mir natürlich klar darüber bin, daß es ein Fehler ist, den Leser mit Namen zu bombardieren, mit denen er noch nicht das Geringste anzufangen weiß, und deren Verkörperung noch in weitem Felde steht, – ein Fehler, dessen grobe Offenkundigkeit auf seine Freiwilligkeit schließen lassen mag. Aber was, freilich, heißt auch wieder freiwillig! Ich bin mir wohl bewußt, diese leer-verfrühten Namen unter einem Zwange hierher gesetzt zu haben. –

Adrians Reise nach Graz, die nicht um des Reisens willen geschah, war eine Durchbrechung der Gleichmäßigkeit seines Lebens. Eine andere war die mit Schildknapp unternommene Fahrt ans Meer, als deren Frucht man jenes einsätzliche symphonische Klanggebilde ansprechen kann. Damit nun wieder hing die dritte dieser Ausnahmen zusammen: eine Reise nach Basel, die er in Gesellschaft seines Lehrers Kretzschmar zur Teilnahme an Aufführungen sakraler Musik des Barock unternahm, die der Basler Kammerchor in der Martinskirche veranstaltete und bei denen Kretzschmar den Orgelpart versehen sollte. Man hörte Monteverdi's Magnificat, Orgelstudien von Frescobaldi, ein Oratorium von Carissimi und eine Kantate Buxtehude's. Der Eindruck dieser »Musica reservata« auf Leverkühn, einer Affektmusik, die als Rückschlag auf den Konstruktivismus der Niederländer das Bibelwort mit erstaunlicher menschlicher Freiheit, deklamatorischer Ausdruckskühnheit behandelte und es mit einer rücksichtslos schildernden instrumentalischen Gestik umkleidete, – dieser Eindruck war sehr stark und nachhaltig; viel sprach er mir damals brieflich und mündlich von dieser bei Monteverdi hervorbrechenden Modernität der musikalischen Mittel, seinen Bewegungsbildern, seinen punktierten Rhythmen, Betonungsumschwüngen, Erregungsfiguren, Linienverstärkungen durch Terz- und Sextenparallelen, seinen Kadenzrückungen, Steigerungsgängen, enggeführten Imitationen, Intervallvergrößerungen, packenden Generalpausen, insistierenden Ostinati und Taktwiederholungen, saß auch viel danach in der Leipziger Bibliothek und exzerpierte Carissimi's »Jephta« und die »Psalmen Davids« von Schütz. Wer wollte in der quasi-geistlichen Musik seiner späteren Jahre, der »Apokalypse« und dem »Dr. Faustus«, den stilistischen Einfluß jenes Madrigalismus verkennen? Das Element eines zum Äußersten gehenden Ausdruckswillens war immer herrschend in ihm, zusammen mit der intellektuellen Leidenschaft für herbe Ordnung, das niederländisch Lineare. Mit anderen Worten: Hitze und Kälte walteten nebeneinander in seinem Werk, und zuweilen, in den genialsten Augenblicken, schlugen sie ineinander, das Espressivo ergriff den strikten Kontrapunkt, das Objektive rötete sich von Gefühl, so daß man den Eindruck einer glühenden Konstruktion hatte, die mir, wie nichts anderes, die Idee des Dämonischen na-

hebrachte und mich stets an den feurigen Riß erinnerte, welchen der Sage nach ein Jemand dem zagenden Baumeister des Kölner Doms in den Sand zeichnete.

Der Zusammenhang von Adrians erster Reise in die Schweiz mit der früheren nach Sylt bestand aber in folgendem. Das kulturell so regsame und unbeschränkte kleine Land hatte und hat einen Tonkünstler-Verein, zu dessen Veranstaltungen sogenannte Orchester-Leseproben, Lectures d'Orchestre, gehören, – das heißt: der die Jury abgebende Vorstand ließ jungen Komponisten von einem der Symphonie-Orchester des Landes und seinem Dirigenten ihre Werke mit Ausschluß der Öffentlichkeit und nur mit Zulassung von Fachleuten im Probespiel vorführen, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Schöpfungen abzuhören, Erfahrungen zu sammeln, ihre Phantasie von der Klangwirklichkeit belehren zu lassen. Eine solche Lesung wurde eben, fast gleichzeitig mit dem Basler Konzert, in Genf, durch das Orchestre de la Suisse Romande abgehalten, und durch seine Verbindungen war es Wendell Kretzschmar gelungen, Adrians »Meerleuchten« – das Werk eines jungen Deutschen, das war eine Ausnahme – auf das Programm setzen zu lassen. Für Adrian war es eine vollkommene Überraschung; Kretzschmar hatte sich den Spaß gemacht, ihn im Dunkeln zu lassen. Er ahnte sogar noch nichts, als er mit seinem Lehrer von Basel nach Genf zum Probespiel fuhr. Und dann erklang unter Herrn Ansermets Stabe seine »Wurzelbehandlung«, dieses Stück nächtlich funkelnden Impressionismus, das er selber nicht ernst nahm, schon beim Schreiben nicht ernst genommen hatte, und bei dessen kritischer Aufführung er auf Kohlen saß. Sich von der Hörerschaft mit einer Leistung identifiziert zu wissen, über die er innerlich hinaus ist und die für ihn nur ein Spiel mit etwas Ungeglauhtem war, ist für den Künstler eine komische Qual. Gottlob waren Beifalls- und Mißfallenskundgebungen bei diesen Darbietungen ausgeschlossen. Privat nahm er Lobsprüche, Beanstandungen, Fehlernachweise, Ratschläge auf französisch und deutsch entgegen, indem er den Entzückten sowenig wie den Unzufriedenen widersprach. Übrigens stimmte er auch niemandem zu. Etwa eine Woche oder zehn Tage blieb er mit Kretzschmar in Genf, Basel und Zürich und kam mit den Künstler-Cirkeln dieser Städte in flüchtige Berührung. Viel Freude wird man nicht an ihm gehabt – nicht eben viel mit ihm anzufangen gewußt haben, wenigstens nicht, soweit man Anspruch auf Harmlosigkeit, Expansivität, kameradschaftliche Ausgiebigkeit erhob. Einzelne, hie und dort, mögen von seiner Scheuheit, der Einsamkeit, die ihn umhüllte, der hohen Schwierigkeit seiner Existenz verständnisvoll berührt gewesen sein, – vielmehr, ich weiß, daß das vorkam, und finde es einleuchtend. Meiner Erfahrung nach gibt es in der Schweiz viel Sinn für das Leiden, viel Wissen darum, welches überdies, mehr als an anderen Stätten hochgetriebener Kultur, etwa im intellektuellen Paris, mit dem Altstädtisch-Bürgerlichen verbunden ist. Hier war ein geheimer Berührungspunkt. Andererseits begegnete das introvertierte Schweizer Mißtrauen gegen den Reichsdeutschen hier einem besonderen Fall deutschen Mißtrauens gegen die »Welt«, – so sonderbar es scheinen mag, wenn man das enge Nachbarländchen im Gegensatz zum weiten und mächtigen deutschen Reich mit seinen Riesenstädten als »Welt« bezeichnet. Es hat aber damit seine unbestreitbare Richtigkeit: Die Schweiz, neutral, mehrsprachig, französisch beeinflusst, von westlicher Luft durchweht, ist tatsächlich, ihres winzigen Formates ungeachtet, weit mehr »Welt«, weit mehr europäisches Parkett als der politische Koloß im Norden, wo das Wort »international« seit langem ein Schimpfwort ist und ein dünkelmütiger Provinzialismus die Atmosphäre verdorben und stockig gemacht hat. Nun habe ich von Adrians innerem Kosmopolitismus schon gesprochen. Aber deutsche Weltbürgerlichkeit war wohl immer etwas anderes als Weltlichkeit, und mein Freund war ganz die Seele, sich vom

Mondänen beklemmt, sich nicht davon aufgenommen zu fühlen. Um einige Tage früher schon als Kretzschmar kehrte er nach Leipzig zurück, dieser gewiß welthaltigen Stadt, wo aber das Weltliche mehr zu Gast als zu Hause ist, – dieser lächerlich redenden Stadt, wo zuerst die Begierde seinen Stolz angerührt hatte: eine tiefe Erschütterung, ein Erlebnis von Tiefe, wie er es der Welt nicht zutraute, und das, wenn ich alles recht sehe, nicht wenig dazu beitrug, ihn scheu gegen diese zu machen. Es ist zwar ganz falsch und nichts als deutscher Eckensteherdünkel, der Welt Tiefe abzusprechen. Aber das ist eben weltliche Tiefe, und es ist ein Schicksal wie ein anderes, das man hinnehmen muß, der provinziellen – und darum desto unheimlicheren – Tiefe Deutschlands zugeboren zu sein.

Adrian behielt, ohne zu wechseln, während der ganzen viereinhalb Jahre, die er in Leipzig verbrachte, seine Zwei-Zimmer-Wohnung in der Petersstraße, nahe dem Collegium Beatae Virginis, wo er das »Magische Quadrat« wieder über dem Pianino befestigt hatte. Er hörte philosophische und musikhistorische Vorlesungen, las und exzerpierte auf der Bibliothek und brachte Kretzschmar seine kompositorischen Übungen zur Kritik: Klavierstücke, ein »Konzert« für Streichorchester und ein Quartett für Flöte, Klarinette, Corno di Bassetto und Fagott, – ich nenne die Stücke, die mir bekannt wurden und die auch erhalten geblieben, wenn auch niemals veröffentlicht worden sind. Was Kretzschmar tat, war, ihn auf flauere Stellen hinzuweisen, ihm Tempokorrekturen, die Belebung eines starr wirkenden Rhythmus, die stärkere Profilierung eines Themas zu empfehlen. Er wies ihn auf eine Mittelstimme hin, die im Sande verlief, auf einen Baß, der liegenblieb, statt sich zu bewegen. Er legte den Finger auf einen Übergang, der nur äußerlich zusammenhielt, sich nicht organisch ergab, den natürlichen Fluß der Komposition in Frage stellte. Er sagte ihm eigentlich nur, was der Kunstverstand des Schülers ihm selbst hätte sagen können und was er ihm schon gesagt hatte. Ein Lehrer ist das personifizierte Gewissen des Adepten, das ihn in seinen Zweifeln bestätigt, ihm seine Unzufriedenheit erläutert, seinen Verbesserungsdrang spornt. Ein Schüler wie Adrian aber brauchte im Grunde gar keinen Korrektor und Meister. Bewußt brachte er ihm Unfertiges, um sich darüber sagen zu lassen, was er selber schon wußte, – und sich dann über den Kunstverstand lustig zu machen, denjenigen des Lehrers, der mit dem seinen durchaus zusammentraf, – den Kunstverstand – man muß den Ton auf den zweiten Bestandteil des Wortes legen –, der der eigentliche Anwalt der Werk-Idee ist, – nicht der Idee eines Werkes, sondern der Idee des Opus selbst, des in sich ruhenden, objektiven und harmonischen Gebildes überhaupt, – der Manager seiner Geschlossenheit, Einheit, Organik, der Risse verklebt, Löcher stopft, jenen »natürlichen Fluß« zuwege bringt, der ursprünglich nicht vorhanden war, und also gar nicht natürlich, sondern ein Kunstprodukt ist, – kurz, nachträglich erst und mittelbar stellt dieser Manager den Eindruck des Unmittelbaren und Organischen her. An einem Werk ist viel Schein, man könnte weitergehen und sagen, daß es scheinhaft ist in sich selbst, als »Werk«. Es hat den Ehrgeiz, glauben zu machen, daß es nicht gemacht, sondern entstanden und entsprungen sei, gleichwie Pallas Athene im vollen Schmuck ihrer ciselierten Waffen aus Jupiters Haupt entsprang. Doch das ist Vorspiegelung. Nie ist ein Werk so hervorgetreten. Es ist ja Arbeit, Kunstarbeit zum Zweck des Scheins – und nun fragt es sich, ob bei dem heutigen Stande unseres Bewußtseins, unserer Erkenntnis, unseres Wahrheitssinnes dieses Spiel noch erlaubt, noch geistig möglich, noch ernst zu nehmen ist, ob das Werk als solches, das selbstgenügsam und harmonisch in sich geschlossene Gebilde, noch in irgendeiner legitimen Relation steht zu der völligen Unsicherheit, Problematik und Harmonielosigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände, ob nicht aller Schein, auch der schönste, und gerade der schönste, heute zur Lüge geworden ist.

Es fragt sich dies, sage ich, das heißt: ich lernte, mich so zu fragen, durch den Umgang mit Adrian, dessen Scharfblick oder, wenn man das Wort bilden darf, Scharfgefühl in diesen Dingen von letzter Unbestechlichkeit war. Meiner eigenen Gutmütigkeit lagen von Hause aus Einsichten fern, wie er sie gesprächsweise, als hingeworfene *Aperçus*, äußerte, und sie taten mir weh, – nicht um meiner verletzten Gutmütigkeit, sondern um seinetwillen; sie schmerzten, bedrückten, ängstigten mich, weil ich gefährliche Erschwerungen seines Daseins, lähmende Inhibitionen bei der Entfaltung seiner Gaben darin erblickte. Ich habe ihn sagen hören:

»Das Werk! Es ist Trug. Es ist etwas, wovon der Bürger möchte, es gäbe das noch. Es ist gegen die Wahrheit und gegen den Ernst. Echt und ernst ist allein das ganz Kurze, der höchst konsistente musikalische Augenblick...«

Wie hätte mich das nicht bekümmern sollen, da ich doch wußte, daß er selbst auf das Werk aspirierte, die Komposition einer Oper plante!

Ich habe ihn ebenso sagen hören:

»Schein und Spiel haben heute schon das Gewissen der Kunst gegen sich. Sie will aufhören, Schein und Spiel zu sein, sie will Erkenntnis werden.«

Was aber aufhört mit seiner Definition übereinzustimmen, hört das nicht überhaupt auf? Und wie will Kunst als Erkenntnis leben? Ich erinnerte mich an das, was er aus Halle über die Ausdehnung des Reiches des Banalen an Kretschmar geschrieben hatte. Dieser hatte sich dadurch nicht im Glauben an die Berufung seines Schülers erschüttern lassen. Aber diese neueren, gegen Schein und Spiel, das heißt: gegen die Form selbst gerichteten Aufstellungen schienen auf eine solche Erweiterung des Reichs des Banalen, nicht mehr Zulässigen zu deuten, daß es die Kunst überhaupt zu verschlingen drohte. Mit tiefer Sorge fragte ich mich, welche Anstrengungen, intellektuellen Tricks, Indirektheiten und Ironien nötig sein würden, sie zu retten, sie wiederzuerobem und zu einem Werk zu gelangen, das als Travestie der Unschuld den Zustand der Erkenntnis einbekannte, dem es abgewonnen sein würde!

Mein armer Freund hat sich eines Tages, eines Nachts vielmehr, aus fürchterlichem Munde, von einem entsetzlichen Helfer über das hier Angedeutete Genaueres sagen lassen. Das Protokoll darüber liegt vor, und an seinem Ort werde ich es mitteilen. Mir hat es den instinktiven Schrecken, den Adrians Äußerungen mir damals erregten, erst recht erläutert und verdeutlicht. Was ich aber oben die »Travestie der Unschuld« nannte, – wie oft tat sich das von früh an in seiner Produktion so eigentümlich hervor! Es gibt darin, auf entwickeltster musikalischer Stufe, vor einem Hintergrund äußerster Spannungen, »Banalitäten«, – natürlich nicht im sentimental Sinn oder in dem schwunghafter Gefälligkeit, sondern Banalitäten im Sinn eines technischen Primitivismus, Naivitäten oder Scheinnaivitäten also, die Meister Kretschmar dem ungewöhnlichen Zögling schmunzelnd durchgehen ließ: gewiß weil er sie nicht als Naivitäten ersten Grades, wenn ich mich so ausdrücken darf, sondern als ein Jenseits von Neu und Abgeschmackt, als Kühnheiten im Gewände des Anfänglichen verstand. Mich erinnerten sie stets daran, was uns der Stotterer einst über die Neigung der Musik gelehrt hatte, ihre Elemente zu zelebrieren. Auch an die Linde zu Buchel erinnerten sie mich, wenn die Stallhanne zu unserem Kinderdiskant so lehrhaft die »zweite Stimme« plärrte, und an unsere Kanongesänge. Es ist nicht leicht, ohne Notenbeispiele, die diesem Werkchen ein zu pedantisch-fachliches Ansehen geben würden, das Einfachste zu beschreiben. Aber da war denn also, mitten in einer Komposition von schwebender, dauernd vorenthaltener Tonart, ein F-Dur-Klang mit dem a als Oberstimme, der durch ein einfallendes des (bzw. cis) aufgehoben und,

indem die Melodie den Halbtonschritt nach as zurückging, in D-Dur mit dem Dominant-Vorhalt h überführt wurde, worauf ein neuerliches Durchgangs-f den Akkord in A-Dur auflöste. Und diesem Nichts, dieser Fibelharmonik war ein Relief verliehen, es war diesen chromatischen Durchgangstönen, dem eis (oder des), dem f dazwischen, der D-Dur Tonika, eine so demonstrative Bedeutsamkeit aufgeprägt, daß die Figur wie eine Verspottung zugleich und Verherrlichung des Fundamentalen, eine schmerzlich erinnerungsvolle Ironisierung der Tonalität, des temperierten Systems, der traditionellen Musik selber wirkte.

Auch in den dreizehn Brentano-Gesängen, denen ich, bevor ich diesen Abschnitt schließe, durchaus noch ein Wort widmen muß, findet sich dergleichen wiederholt, – ich habe das exakte Beispiel sogar dem bewunderungswürdigen Abendständchen ›Hör, es klagt die Flöte wieder‹ entnommen, mit den Schlußzeilen:

»Durch die Nacht, die mich umfangen,  
Blickt zu mir der Töne Licht.«

Daß Adrian in diesen Leipziger Jahren die Liederkomposition so eifrig pflegte, geschah zweifellos, weil er die lyrische Vermählung der Musik mit dem Wort als eine Vorbereitung auf die dramatische betrachtete, die er im Sinne hatte. Wahrscheinlich hing es aber auch mit den Skrupeln zusammen, die sein Geist wegen des Schicksals, der historischen Lage der Kunst selbst, des autonomen Werkes hegte. Er bezweifelte die Form als Schein und Spiel, – so mochte ihm die kleine und lyrische Form des Liedes noch als die annehmbarste, ernsteste, wahrste gelten; sie mochte ihm seine theoretische Forderung gedrängter Kürze am ehesten zu erfüllen scheinen. Dabei sind nicht nur mehrere dieser Gesänge, wie gleich das ›O lieb Mädel‹ mit dem Buchstaben-Symbol, wie ferner die ›Hymne‹, ›Die lustigen Musikanten‹, ›Der Jäger an den Hirten‹ und andere, recht umfangreich, sondern Leverkühn wollte sie auch alle zusammen immer als ein Ganzes, also als ein Werk betrachtet und behandelt wissen, das aus einer bestimmten stilistischen Konzeption, einem Grundlaut, der kongenialen Berührung mit einem bestimmten, wunderschön hoch und tief verträumten Dichtergeist hervorgegangen war, und wollte niemals den Vortrag einzelner Stücke daraus, sondern stets nur die geschlossene zyklische Darbietung zulassen, von dem unsäglich irren und wirren ›Eingang‹ mit den geisterhaften Schlußzeilen:

»O Stern und Blume, Geist und Kleid,  
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!«

bis zu dem düster geharnischten und gewaltigen Schlußstück: ›Einen kenne ich... Tod so heißt er – ein rigoroser Vorbehalt, der der öffentlichen Aufführung zeit seines Lebens außerordentlich im Wege war, besonders da eines der Lieder, ›Die lustigen Musikanten‹, für ein ganzes Quintett von Stimmen, Mutter, Tochter, die beiden Brüder und den Knaben, der »früh das Bein gebrochen« hat, geschrieben ist, also für Alt, Sopran, Bariton, Tenor und eine Kinderstimme, die teils im Ensemble, teils einzeln, teils auch im Duett (nämlich der beiden Brüder) diese Nummer 4 des Zyklus vorzutragen haben. Sie war die erste, die Adrian orchestrierte, richtiger: gleich für ein kleines Orchester von Streichern, Holzbläsern und Schlagzeug setzte; denn viel ist in dem seltsamen Gedicht ja die Rede von den Pfeifen, dem Tamburin, den Schellen und Becken, den lustigen Geigentrillern, mit denen die phantastisch-kummervolle kleine Truppe bei Nacht, »wenn uns kein menschlich Auge sieht«, die Liebenden in ihrer Kammer, die trunkenen Gäste, das einsa-

me Mädchen in den Zauberbann ihrer Weisen zieht. Geist und Stimmung des Stückes, das Gespenstisch-Bänkelsängerische, zugleich Liebliche und Gequälte seiner Musik sind einzig. Und doch zögere ich, ihm die Palme zu reichen unter den dreizehn, von denen mehrere die Musik in einem innerlicheren Sinn herausfordern, als dieses im Wort von Musik handelnde, und sich tiefer in ihr erfüllen. »Großmutter Schlangenköchin« – das ist ein anderes der Lieder, dieses »Maria, wo bist du zur Stube gewesen?«, dieses siebenmalige »Ach weh! Frau Mutter, wie weh!«, das mit unglaublicher Kunst der Einfühlung die traulich-bangste und schaurigste Region des deutschen Volksliedes beschwört. Denn es ist ja so, daß diese wissende, wahre und überkluge Musik um die Volksweise hier immerfort in Schmerzen wirbt. Stets bleibt diese unverwirklicht, ist da und nicht da, klingt fragmentarisch auf, klingt an und verschwindet wieder in einem ihr seelisch fremden musikalischen Stil, aus dem sie sich doch beständig zu gebären sucht. Es ist ein ergreifender künstlerischer Anblick und nicht weniger als ein kulturelles Paradox, wie, in Umkehrung des natürlichen Entwicklungsvorganges, bei dem aus dem Elementaren das Verfeinerte, Geistige wächst, dieses hier die Rolle des Ursprünglichen spielt, dem sich das Einfältige zu entringen strebt.

»Wehet der Sterne  
heiliger Sinn  
leis durch die Ferne  
bis zu mir hin.«

Das ist der fast im Raum verlorene Laut, der kosmische Ozon eines anderen Stückes, worin Geister in goldenen Kähnen den himmlischen See befahren und der klingende Lauf glänzender Lieder sich niederringelt, – hinaufwallt.

»Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,  
bietet sich tröstend und trauernd die Hand,  
sind durch die Nächte die Lichter gewunden,  
alles ist ewig im Innern verwandt.«

Gewiß ganz selten in aller Literatur haben Wort und Klang einander gefunden und bestätigt wie hier. Es wendet Musik hier ihr Auge auf sich selbst und schaut ihr Wesen an. Dieses sich tröstend und trauernd Einander-die-Hand-Bieten der Töne, dieses verwandelnd-verwandt ineinander Verwoben- und Verschlungensein aller Dinge, – das ist sie, und Adrian Leverkühn ist ihr jugendlicher Meister. –

Kretzschmar sorgte, noch bevor er Leipzig verließ, um als Erster Kapellmeister ans Stadttheater von Lübeck zu gehen, für die Drucklegung der Brentano-Gesänge. Schott in Mainz nahm sie in Kommission, das heißt: Adrian hatte, mit Kretzschmars und meiner Hilfe (wir beteiligten uns beide daran), die Druckkosten zu tragen und blieb Eigentümer, indem er dem Kommissionär einen Gewinnanteil von 20% an der Netto-Einnahme zusicherte. Er überwachte die Herstellung des Klavierauszugs sehr genau, verlangte ein raues, unsatiniertes Papier, Quart-Format, einen breiten Rand, ein nicht zu enges Beieinander der Noten. Dazu bestand er auf dem vorgedruckten Vermerk, daß die Wiedergabe in Konzerten und Vereinen nur mit Bewilligung des Autors und nur im Ganzen, bei Vorführung aller dreizehn Stücke gestattet sei. Dies wurde ihm als präventiv verargt und trug zusammen mit den Kühnheiten der Musik dazu bei, den Liedern den Weg in die Öffentlichkeit zu erschweren. 1922 erklangen sie, nicht in Adrians Gegenwart, wohl aber in meiner, in der Tonhalle von Zürich unter dem Stabe des trefflichen Dr. Volkmar An-



dreae, wobei die Partie des Knaben, der »früh das Bein gebrochen«, in den »Lustigen Musikanten von einem leider wirklich verkrüppelten, an einem Krückchen gehenden Kinde, dem kleinen Jakob Nägli, mit glockenreiner, unbeschreiblich zu Herzen gehender Stimme gesungen wurde.

Übrigens und ganz nebenbei gesagt, war die hübsche Original-Ausgabe von Clemens Brentano's Gedichten, auf die Adrian sich bei seiner Arbeit stützte, ein Geschenk von mir: aus Naumburg hatte ich ihm das Bändchen nach Leipzig mitgebracht. Selbstverständlich war die Auswahl der dreizehn Gesänge ganz seine Sache; ich nahm nicht den geringsten Einfluß darauf. Aber ich darf sagen, daß sie fast Stück für Stück meinen Wünschen, meinen Erwartungen entsprach. – Ein unstimmiges Geschenk, so wird der Leser finden; denn was hatte ich, was hatte meine Sittlichkeit und Bildung wohl eigentlich mit den überall aus dem Kindlich-Volksklanglichen ins Geisterhafte entschwebenden, um nicht zu sagen: entartenden Sprachträumereien des Romantikers zu schaffen? Es war die Musik, kann ich darauf nur antworten, die mich zu der Gabe vermochte, – die Musik, die in diesen Versen in so leichtem Schummer liegt, daß die leiseste Berührung von berufener Hand genügte, sie zu erwecken.

### Hermann Hesse

\* 2. Juli 1877 Calw + 9. August 1962 Montagnola (Schweiz)

Autor von oft als „Seelenbiographien“ bezeichneten Romanen und Essays; aufgewachsen in einem pietistischen Elternhaus mit orientalischen Missionarstraditionen; Flucht vom Theologischen Seminar der Klosterschule Maulbronn; Nervenzusammenbrüche; unstetes Leben (viele Berufe, u.a. eine Buchhändlerlehre in Tübingen); 1911 Südostasienreise; 1912 Umzug in die Schweiz; während des Ersten Weltkrieges pazifistische Aktivitäten; von 1919 an in Montagnola im Tessin; 1946 Nobelpreis für Literatur; Lebensanschauung geprägt durch Psychoanalyse und die Philosophie des Ostens. Hauptwerke: *Peter Camenzind* (1904); *Unterm Rad* (1906); *Gertrud* (1910); *Demian* (1919); *Siddhartha* (1922); *Der Steppenwolf* (1927); *Das Glasperlenspiel* (1943).

## DER STEPPENWOLF

### TRACTAT VOM STEPPENWOLF

#### *Nur für Verrückte*

*Es war einmal einer namens Harry, genannt der Steppenwolf. Er ging auf zwei Beinen, trug Kleider und war ein Mensch, aber eigentlich war er doch eben ein Steppenwolf. Er hatte vieles von dem gelernt, was Menschen mit gutem Verstande lernen können, und war ein ziemlich kluger Mann. Was er aber nicht gelernt hatte, war dies: mit sich und seinem Leben zufrieden zu sein. Dies konnte er nicht, er war ein unzufriedener Mensch. Das kam wahrscheinlich daher, daß er im Grunde seines Herzens jederzeit wußte (oder zu wissen glaubte), daß er eigentlich gar kein Mensch, sondern ein Wolf aus der Steppe sei. Es mögen sich kluge Menschen darüber streiten, ob er nun wirklich ein Wolf war, ob er einmal, vielleicht schon vor seiner Geburt, aus einem Wolf in einen Menschen verzaubert worden war oder ob er als Mensch geboren, aber mit der Seele eines Steppenwolfes begabt und von ihr besessen war oder aber ob dieser Glaube, daß er eigentlich ein Wolf sei, bloß eine Einbildung oder Krankheit von ihm war. Zum*

Beispiel wäre es ja möglich, daß dieser Mensch etwa in seiner Kindheit wild und unbändig und unordentlich war, daß seine Erzieher versucht hatten, die Bestie in ihm totzukriegen, und ihm gerade dadurch die Einbildung und den Glauben schufen, daß er in der Tat eigentlich eine Bestie sei, nur mit einem dünnen Überzug von Erziehung und Menschentum darüber. Man könnte hierüber lang und unterhaltend sprechen und sogar Bücher darüber schreiben, dem Steppenwolf aber wäre damit nicht gedient, denn für ihn war es ganz einerlei, ob der Wolf in ihn hineingehext oder -geprügelt oder aber nur eine Einbildung seiner Seele sei. Was andre darüber denken mochten und auch was er selbst darüber denken mochte, das war für ihn nichts wert, das holte den Wolf doch nicht aus ihm heraus.

Der Steppenwolf hatte also zwei Naturen, eine menschliche und eine wölfische, dies war sein Sicksal, und es mag wohl sein, daß dies Schicksal kein so besonderes und seltenes war. Es sollen schon viele Menschen gesehen worden sein, welche viel vom Hund oder vom Fuchs, vom Fisch oder von der Schlange in sich hatten, ohne daß sie darum besondere Schwierigkeiten gehabt hätten. Bei diesen Menschen lebte eben der Mensch und der Fuchs, der Mensch und der Fisch nebeneinander her, und keiner tat dem andern weh, einer half sogar dem andern, und in manchem Manne, der es weit gebracht hat und beneidet wird, war es mehr der Fuchs oder Affe als der Mensch, der sein Glück gemacht hat. Dies ist ja jedermann bekannt. Bei Harry hingegen war es anders, in ihm liefen Mensch und Wolf nicht nebeneinander her, und noch viel weniger halfen sie einander, sondern sie lagen in ständiger Todfeindschaft gegeneinander, und einer lebte dem andern lediglich zu Leide, und wenn Zwei in Einem Blut und Einer Seele miteinander todfreund sind, dann ist das ein übles Leben. Nun, jeder hat sein Los, und leicht ist keines.

Bei unsrem Steppenwolfe nun war es so, daß er in seinem Gefühl zwar bald als Wolf, bald als Mensch lebte, wie es bei allen Mischwesen der Fall ist, daß aber, wenn er Wolf war, der Mensch in ihm stets zuschauend, urteilend und richtend auf der Lauer lag – und in den Zeiten, wo er Mensch war, tat der Wolf ebenso. Zum Beispiel, wenn Harry als Mensch einen schönen Gedanken hatte, eine feine, edle Empfindung fühlte oder eine sogenannte gute Tat verrichtete, dann bleckte der Wolf in ihm die Zähne und lachte und zeigte ihm mit blutigem Hohn, wie lächerlich dieses ganze edle Theater einem Steppentier zu Gesicht stehe, einem Wolf, der ja in seinem Herzen ganz genau darüber Bescheid wußte, was ihm behage, nämlich einsam durch Steppen zu traben, zuzeiten Blut zu saufen oder eine Wölfin zu jagen, – und, vom Wolf aus gesehen, wurde dann jede menschliche Handlung schauerlich komisch und verlegen, dumm und eitel. Aber ganz ebenso war es, wenn Harry sich als Wolf fühlte und benahm, wenn er andern die Zähne zeigte, wenn er Haß und Todfeindschaft gegen alle Menschen und ihre verlogenen und entarteten Manieren und Sitten fühlte. Dann nämlich lag das Menschenteil in ihm auf der Lauer, beobachtete den Wolf, nannte ihn Vieh und Bestie und verdarb und vergällte ihm alle Freude an seinem einfachen, gesunden und wilden Wolfswesen.

So war dies mit dem Steppenwolf beschaffen, und man kann sich vorstellen, daß Harry nicht gerade ein angenehmes und glückliches Leben hatte. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß er in ganz besonderem Grade unglücklich gewesen sei (obwohl es ihm selber allerdings so erschien, wie denn jeder Mensch die ihm zufallenden Leiden für die größten hält). Man sollte das von keinem Menschen sagen. Auch wer keinen Wolf in sich hat, braucht darum nicht glücklich zu sein. Und auch das unglücklichste Leben hat seine Sonnenstunden und seine kleinen Glücksblumen zwischen dem Sand und Gestein. So war es denn auch bei dem Steppenwolf. Er war meistens sehr unglücklich, das ist nicht zu leugnen, und unglücklich konnte er auch andre machen, nämlich wenn er sie liebte und sie ihn. Denn alle, die ihn lieb gewannen, sahen immer nur die eine Seite in ihm. Manche liebten ihn als einen feinen, klugen und eigenartigen Menschen und waren dann entsetzt und enttäuscht, wenn sie plötzlich den Wolf in ihm entdecken mußten. Und das mußten sie, denn Harry wollte, wie jedes Wesen, als Ganzes geliebt werden und konnte darum gerade vor denen, an deren Liebe ihm viel gelegen war, den Wolf nicht verbergen und weglügen. Es gab aber auch solche, die gerade den Wolf in ihm liebten, gerade das Freie, Wilde, Unzählbare, Gefährliche und Starke, und diesen wieder war es dann außerordentlich enttäuschend und jämmerlich, wenn plötzlich

der wilde, böse Wolf auch noch ein Mensch war, auch noch Sehnsucht nach Güte und Zartheit in sich hatte, auch noch Mozart hören, Verse lesen und Menschheitsideale haben wollte. Gerade diese waren meistens besonders enttäuscht und böse, und so brachte der Steppenwolf seine eigene Doppeltheit und Zweisplätigkeit auch in alle fremden Schicksale hinein, die er berührte.

Wer nun aber meint, den Steppenwolf zu kennen und sein klägliches, zerrissenes Leben sich vorstellen zu können, der ist dennoch im Irrtum, er weiß noch lange nicht alles. Er weiß nicht, daß es (wie keine Regel ohne Ausnahme und wie ein einziger Sünder unter Umständen Gott lieber ist als neunundneunzig Gerechte) – daß es bei Harry immerhin auch Ausnahmen und Glücksfälle gab, daß er zuweilen den Wolf, zuweilen den Menschen auch rein und ungestört in sich atmen, denken und fühlen konnte, ja, daß beide manchmal, in sehr seltenen Stunden, Frieden schlossen und einander zu Liebe lebten, so daß nicht bloß der eine schlief, während der andre wachte, sondern beide einander stärkten und jeder den andern verdoppelte. Auch im Leben dieses Mannes schien, wie überall in der Welt, zuweilen alles Gewohnte, Alltägliche, Erkante und Regelmäßige bloß den Zweck zu haben, hie und da eine sekundenkurze Pause zu erleben, durchbrochen zu werden und dem Außerordentlichen, dem Wunder, der Gnade Platz zu machen. Ob nun diese kurzen, seltenen Glücksstunden das schlimme Los des Steppenwolfes ausglich und milderten, so daß Glück und Leid sich schließlich die Waage hielten, oder ob vielleicht sogar das kurze, aber starke Glück jener wenigen Stunden alles Leid aufzog und ein Plus ergab, das ist nun wieder eine Frage, über welche müßige Leute nach Belieben brüten mögen. Auch der Wolf brütete oft darüber, und das waren seine müßigen und unnützen Tage.

Hierzu muß eines noch gesagt werden. Es gibt ziemlich viele Menschen von ähnlicher Art, wie Harry einer war, viele Künstler namentlich gehören dieser Art an. Diese Menschen haben alle zwei Seelen, zwei Wesen in sich, in ihnen ist Göttliches und Teufliches, ist mütterliches und väterliches Blut, ist Glücksfähigkeit und Leidensfähigkeit ebenso feindlich und verworren neben- und ineinander vorhanden, wie Wolf und Mensch in Harry es waren. Und diese Menschen, deren Leben ein sehr unruhiges ist, erleben zuweilen in ihren seltenen Glücksaugenblicken so Starkes und unnenbar Schönes, der Schaum des Augenblicksglückes spritzt zuweilen so hoch und blendend über das Meer des Leides hinaus, daß dies kurze ausfluchtende Glück ausstrahlend auch andere berührt und bezaubert. So entstehen, als kostbarer flüchtiger Glücksschaum über dem Meer des Leides, alle jene Kunstwerke, in welchen ein einzelner leidender Mensch sich für eine Stunde so hoch über sein eigenes Schicksal erhob, daß sein Glück wie ein Stern strahlt und allen denen, die es sehen, wie etwas Ewiges und wie ihr eigener Glückstraum erscheint. Alle diese Menschen, mögen ihre Taten und Werke heißen wie sie wollen, haben eigentlich überhaupt kein Leben, das heißt, ihr Leben ist kein Sein, hat keine Gestalt, sie sind nicht Helden oder Künstler oder Denker in der Art, wie andere Richter, Ärzte, Schuhmacher oder Lehrer sind, sondern ihr Leben ist eine ewige, leidvolle Bewegung und Brandung, ist unglücklich und schmerzvoll zerrissen und ist schauerlich und sinnlos, sobald man den Sinn nicht in ebenjenen seltenen Erlebnissen, Taten, Gedanken und Werken zu sehen bereit ist, die über dem Chaos eines solchen Lebens aufstrahlen. Unter den Menschen dieser Art ist der gefährliche und schreckliche Gedanke entstanden, daß vielleicht das ganze Menschenleben nur ein arger Irrtum, eine heftige und mißglückte Fehlgeburt der Urmutter, ein wilder und grausig fehlgeschlagener Versuch der Natur sei. Unter ihnen ist aber auch der andere Gedanke entstanden, daß der Mensch vielleicht nicht bloß ein halbwegs vernünftiges Tier, sondern ein Götterkind und zur Unsterblichkeit bestimmt sei.

Jede Menschenart hat ihre Kennzeichen, ihre Signaturen, jede hat ihre Tugenden und Laster, jede ihre Todsünde. Es gehörte zu den Zeichen des Steppenwolfes, daß er ein Abendmensch war. Der Morgen war für ihn eine schlimme Tageszeit, die er fürchtete und die ihm niemals Gutes gebracht hat. Nie ist er an irgendeinem Morgen seines Lebens richtig froh gewesen, nie hat er in den Stunden vor Mittag Gutes getan, gute Einfälle gehabt, sich und anderen Freude bereiten können. Erst im Laufe des Nachmittags wurde er langsam warm und lebendig, und erst gegen Abend wurde er, an seinen guten Tagen, fruchtbar,

regsam und zuweilen glühend und freudig. Damit hing auch sein Bedürfnis nach Einsamkeit und nach Unabhängigkeit zusammen. Nie hat ein Mensch ein tieferes, leidenschaftlicheres Bedürfnis nach Unabhängigkeit gehabt als er. In seiner Jugendzeit, als er noch arm war und Mühe hatte, sein Brot zu verdienen, zog er es vor, zu hungern und in zerrissenen Kleidern zu gehen, nur um dafür ein Stückchen Unabhängigkeit zu retten. Er hat sich nie für Geld und Wohlleben, nie an Frauen oder an Mächtige verkauft und hat hundertmal das, was in aller Welt Augen sein Vorteil und Glück war, weggeworfen und ausgeschlagen, um dafür seine Freiheit zu bewahren. Keine Vorstellung war ihm verhaßter und grauenhafter als die, daß er ein Amt ausüben, eine Tages- und Jahreseinteilung innehalten, anderen gehorchen müßte. Ein Bureau, eine Kanzlei, eine Amtsstube, das war ihm verhaßt wie der Tod, und das Entsetzlichste, was er im Traum erleben konnte, war die Gefangenschaft in einer Kaserne. All diesen Verhältnissen wußte er sich zu entziehen, oft unter großen Opfern. Hierin lag seine Stärke und Tugend, hier war er unbeugsam und unbestechlich, hier war sein Charakter fest und gradlinig. Allein mit dieser Tugend hing wieder sein Leid und Schicksal aufs engste zusammen. Es ging ihm, wie es allen ergeht: was er, aus einem innersten Trieb seines Wesens, aufs hartnäckigste suchte und anstrebte, das ward ihm zuteil, aber mehr als für Menschen gut ist. Es wurde anfänglich sein Traum und Glück, dann sein bittres Schicksal. Der Machtmensch geht an der Macht zugrunde, der Geldmensch am Geld, der Unterwürfige am Dienen, der Lustsucher an der Lust. Und so ging der Steppenwolf an seiner Unabhängigkeit zugrunde. Er erreichte sein Ziel, er wurde immer unabhängiger, niemand hatte ihm zu befehlen, nach niemandem hatte er sich zu richten, frei und allein bestimmte er über sein Tun und Lassen. Denn jeder starke Mensch erreicht unfehlbar das, was ein wirklicher Trieb ihn suchen heißt. Aber mitten in der erreichten Freiheit nahm Harry plötzlich wahr, daß seine Freiheit ein Tod war, daß er allein stand, daß die Welt ihn auf eine unheimliche Weise in Ruhe ließ, daß die Menschen ihn nichts mehr angingen, ja er selbst sich nicht, daß er in einer immer dünner und dünner werdenden Luft von Beziehungslosigkeit und Vereinsamung langsam erstickte. Denn nun stand es so, daß Alleinsein und Unabhängigkeit nicht mehr sein Wunsch und Ziel war, sondern sein Los, seine Verurteilung, daß der Zauberwunsch getan und nicht mehr zurückzunehmen war, daß es nichts mehr half, wenn er voll Sehnsucht und guten Willens die Arme ausstreckte und zu Bindung und Gemeinsamkeit bereit war: man ließ ihn jetzt allein. Dabei war er nicht etwa verhaßt und den Menschen zuwider. Im Gegenteil, er hatte sehr viele Freunde. Viele hatten ihn gern. Aber es war immer nur Sympathie und Freundlichkeit, was er fand, man lud ihn ein, man beschenkte ihn, schrieb ihm nette Briefe, aber nahe an ihn heran kam niemand, Bindung entstand nirgends, sein Leben zu teilen war niemand gewillt und fähig. Es umgab ihn jetzt die Luft der Einsamen, eine stille Atmosphäre, ein Wegleiten der Umwelt, eine Unfähigkeit zu Beziehungen, gegen welche kein Wille und keine Sehnsucht etwas vermochte. Dies war eins der wichtigen Kennzeichen seines Lebens.

Ein anderes war, daß er zu den Selbstmördern gehörte. Hier muß gesagt werden, daß es falsch ist, wenn man nur jene Menschen Selbstmörder nennt, welche sich wirklich umbringen. Unter diesen sind sogar viele, die nur gewissermaßen aus Zufall Selbstmörder werden, zu deren Wesen das Selbstmördertum nicht notwendig gehört. Unter den Menschen ohne Persönlichkeit, ohne starke Prägung, ohne starkes Schicksal, unter den Dutzend- und Herdenmenschen sind manche, die durch Selbstmord umkommen, ohne darum in ihrer ganzen Signatur und Prägung dem Typus der Selbstmörder anzugehören, während wiederum von jenen, welche dem Wesen nach zu den Selbstmördern zählen, sehr viele, vielleicht die meisten, niemals tatsächlich Hand an sich legen. Der «Selbstmörder» – und Harry war einer – braucht nicht notwendig in einem besonders starken Verhältnis zum Tode zu leben – dies kann man tun, auch ohne Selbstmörder zu sein. Aber dem Selbstmörder ist es eigentümlich, daß er sein Ich, einerlei, ob mit Recht oder Unrecht, als einen besonders gefährlichen, zweifelhaften und gefährdeten Keim der Natur empfindet, daß er sich stets außerordentlich exponiert und gefährdet vorkommt, so, als stünde er auf allerschmalster Felsenspitze, wo ein kleiner Stoß von außen oder eine winzige Schwäche von innen genügt, um ihn ins Leere fallen zu lassen. Diese Art von Menschen ist in ihrer Schicksalslinie dadurch gekennzeichnet, daß

der Selbstmord für sie die wahrscheinlichste Todesart ist, wenigstens in ihrer eigenen Vorstellung. Voraussetzung dieser Stimmung, welche fast immer schon in früher Jugend sichtbar wird und diese Menschen ihr Leben lang begleitet, ist nicht etwa eine besonders schwache Lebenskraft, man findet im Gegenteil unter den «Selbstmördern» außerordentlich zähe, begehrliche und auch kühne Naturen. Aber so wie es Naturen gibt, die bei der kleinsten Erkrankung zu Fieber neigen, so neigen diese Naturen, die wir «Selbstmörder» heißen und die stets sehr empfindlich und sensibel sind, bei der kleinsten Erschütterung dazu, sich intensiv der Vorstellung des Selbstmordes hinzugeben. Hätten wir eine Wissenschaft, die den Mut und die Verantwortungskraft besäße, sich mit dem Menschen zu beschäftigen, statt bloß mit den Mechanismen der Lebenserscheinungen, hätten wir etwas wie eine Anthropologie, etwas wie eine Psychologie, so wären diese Tatsachen jedem bekannt.

[...]

Es erübrigt noch, das Einzelphänomen des Steppenwolfes, und namentlich sein eigentümliches Verhältnis zum Bürgertum, dadurch zu erklären, daß wir diese Erscheinungen auf ihre Grundgesetze zurückführen. Nehmen wir, da dies sich von selbst anbietet, ebenjenes sein Verhältnis zum «Bürgerlichen» zum Ausgangspunkt!

Der Steppenwolf stand, seiner eigenen Auffassung zufolge, gänzlich außerhalb der bürgerlichen Welt, da er weder Familienleben noch sozialen Ehrgeiz kannte. Er fühlte sich durchaus als Einzelnen, als Sonderling bald und krankhaften Einsiedler, bald auch als übernormal, als ein geniemäßig veranlagtes, über die kleinen Normen des Durchschnittslebens erhabenes Individuum. Mit Bewußtsein verachtete er den Bourgeois und war stolz darauf, keiner zu sein. Dennoch lebte er in mancher Hinsicht ganz und gar bürgerlich, er hatte Geld auf der Bank und unterstützte arme Verwandte, er kleidete sich zwar sorglos, doch anständig und unauffällig, er suchte mit der Polizei, dem Steueramt und ähnlichen Mächten in gutem Frieden zu leben. Außerdem aber zog ihn eine starke, heimliche Sehnsucht beständig zur bürgerlichen Kleinwelt, zu den stillen, anständigen Familienhäusern mit sauberen Gärten, blankgehaltne Treppenhaus und ihrer ganzen bescheidenen Atmosphäre von Ordnung und Wohlanständigkeit. Es gefiel ihm, seine kleinen Laster und Extravaganzen zu haben, sich als außerbürgerlich, als Sonderling oder Genie zu fühlen, doch hauste und lebte er, um es so auszudrücken, niemals in den Provinzen des Lebens, wo keine Bürgerlichkeit mehr existiert. Er war weder in der Luft der Gewalt- und Ausnahmemenschen zu Hause noch bei den Verbrechern oder Entrechteten, sondern blieb immer in der Provinz der Bürger wohnen, zu deren Gewohnheiten, zu deren Norm und Atmosphäre er stets in Beziehung stand, sei es auch in der des Gegensatzes und der Revolte. Außerdem war er in klembürgerlicher Erziehung aufgewachsen und hatte von dorther eine Menge von Begriffen und Schablonen beibehalten. Er hatte theoretisch nicht das mindeste gegen das Dürrenmum, wäre aber unfähig gewesen, persönlich eine Dirne ernst zu nehmen und wirklich als seinesgleichen zu betrachten. Den politischen Verbrecher, den Revolutionär oder den geistigen Verführer, den Staat und Gesellschaft ächteten, vermochte er als seinen Bruder zu lieben, aber mit einem Dieb, Einbrecher, Lustmörder hätte er nichts anzufangen gewußt, als sie auf eine ziemlich bürgerliche Art zu bedauern.

Auf diese Weise anerkannte und bejahte er stets mit der einen Hälfte seines Wesens und Tuns das, was er mit der andern bekämpfte und verneinte. In einem kultivierten Bürgerhause aufgewachsen, in fester Form und Sitte, war er mit einem Teil seiner Seele stets an den Ordnungen dieser Welt hängengeblieben, auch nachdem er sich längst über das im Bürgerlichen mögliche Maß hinaus individualisiert und sich vom Inhalt bürgerlichen Ideals und Glaubens längst befreit hatte.

[...]

Prüfen wir daraufhin die Seele des Steppenwolfes, so stellt er sich dar als ein Mensch, den schon sein hoher Grad von Individuation zum Nichtbürger bestimmt – denn alle hochgetriebene Individuation kehrt sich gegen das Ich und neigt wieder zu dessen Zerstörung. Wir sehen, daß er sowohl nach dem Heiligen wie nach dem Wüstling hin starke Antriebe in sich hat, jedoch aus irgendeiner Schwächung oder Trägheit heraus den Schwung in den freien wilden Weltraum nicht nehmen konnte und an das schwere mütterliche

Gestirn des Bürgertums gebannt bleibt. Dies ist seine Lage im Raum der Welt, dies seine Gebundenheit. Die allermeisten Intellektuellen, der größte Teil der Künstlermenschen gehört demselben Typus an. Nur die stärksten von ihnen durchstoßen die Atmosphäre der Bürgererde und gelangen ins Kosmische, die andern alle resignieren oder schließen Kompromisse, verachten das Bürgertum und gehören ihm dennoch an und stärken und verherrlichen es, indem sie letzten Endes es bejahren müssen, um noch leben zu können. Es reicht diesen zahllosen Existenzen nicht zur Tragik, wohl aber zu einem recht ansehnlichen Mißgeschick und Unstern, in dessen Hölle ihre Talente gar gekocht und fruchtbar werden. Die wenigen, die sich losreißen, finden ins Unbedingte und gehen auf bewunderswerte Weise unter, sie sind die Tragischen, ihre Zahl ist klein. Den andern aber, den Gebundenbleibenden, deren Talenten oft das Bürgertum große Ehren zollt, ihnen steht ein drittes Reich offen, eine imaginäre, aber souveräne Welt: der Humor. Die friedlosen Steppenwölfe, diese beständig und furchtbar Leidenden, denen die zur Tragik, zum Durchbruch in den Sternenraum erforderliche Wucht versagt ist, die sich zum Unbedingten berufen fühlen und doch in ihm nicht zu leben vermögen: ihnen bietet sich, wenn ihr Geist im Leiden stark und elastisch geworden ist, der versöhnliche Ausweg in den Humor. Der Humor bleibt stets irgendwie bürgerlich, obwohl der echte Bürger unfähig ist, ihn zu verstehen. In seiner imaginären Sphäre wird das verzwickte, vielspältige Ideal aller Steppenwölfe verwirklicht: hier ist es möglich, nicht nur gleichzeitig den Heiligen und den Wüstling zu bejahren, die Pole zueinander zu biegen, sondern auch noch den Bürger in die Bejahung einzubeziehen. Es ist ja dem Gottbesessenen sehr wohl möglich, den Verbrecher zu bejahren, und ebenso umgekehrt, ihnen beiden aber, und allen anderen Unbedingten, ist es unmöglich, auch noch jene neutrale laue Mitte, das Bürgerliche, zu bejahren. Einzig der Humor, die herrliche Erfindung der in ihrer Berufung zum Größten Gehemmten, der beinahe Tragischen, der höchstbegabten Unglücklichen, einzig der Humor (vielleicht die eigenste und genialste Leistung des Menschentums) vollbringt dies Unmögliche, überzieht und vereint alle Bezirke des Menschenwesens mit den Strahlungen seiner Prismen. In der Welt zu leben, als sei es nicht die Welt, das Gesetz zu achten und doch über ihm zu stehen, zu besitzen, «als besäße man nicht», zu verzichten, als sei es kein Verzicht – alle diese beliebten und oft formulierten Forderungen einer hohen Lebensweisheit ist einzig der Humor zu verwirklichen fähig.

Und falls es dem Steppenwolf, dem es an Gaben und Ansätzen dazu nicht fehlt, in der schwülen Wirrnis seiner Hölle noch gelingen sollte, diesen Zaubertrank auszukochen, auszuschwitzen, dann wäre er gerettet. Noch fehlt ihm dazu vieles. Die Möglichkeit aber, die Hoffnung ist vorhanden. Wer ihn liebt, wer an ihm Teil nimmt, mag ihm diese Rettung wünschen. Er würde dadurch zwar für immer im Bürgerlichen verharren bleiben, aber seine Leiden wären erträglich, würden fruchtbar. Sein Verhältnis zur Bürgerwelt, in Liebe und Haß, würde die Sentimentalität verlieren, und sein Gebundensein an diese Welt würde aufhören, ihn beständig als Schande zu quälen.

Um dies zu erreichen, oder um vielleicht am Ende doch noch den Sprung ins Weltall wagen zu können, müßte solch ein Steppenwolf einmal sich selbst gegenübergestellt werden, müßte tief in das Chaos der eigenen Seele blicken und zum vollen Bewußtsein seiner selbst kommen. Seine fragwürdige Existenz würde sich ihm alsdann in ihrer ganzen Unabänderlichkeit enthüllen, und es würde ihm fernerhin unmöglich werden, sich immer wieder aus der Hölle seiner Triebe in sentimental-philosophische Tröstungen und aus diesen wieder in den blinden Rausch seines Wolfstums hinüberzuflüchten. Mensch und Wolf würden genötigt sein, einander ohne fälschende Gefühlsmasken zu erkennen, einander nackt in die Augen zu sehen. Dann würden sie entweder explodieren und für immer auseinandergehen, so daß es keinen Steppenwolf mehr gäbe, oder sie würden unter dem aufgehenden Licht des Humors eine Vernunft-ehle schließen.

Möglich, daß Harry eines Tages vor diese letzte Möglichkeit geführt wird. Möglich, daß er eines Tages sich erkennen lernt, sei es, daß er einen unsrer kleinen Spiegel in die Hand bekomme, sei es, daß er den Unsterblichen begegne oder vielleicht in einem unsrer magischen Theater dasjenige finde, wessen er zur Befreiung seiner verwahrlosten Seele bedarf. Tausend solche Möglichkeiten warten auf ihn, sein Schicksal

zieht sie unwiderstehlich an, alle diese Außenseiter des Bürgertums leben in der Atmosphäre dieser magischen Möglichkeiten. Ein Nichts genügt, und der Blitz schlägt ein.

Und dies alles ist dem Steppenwolf, auch wenn er niemals diesen Abriss seiner innern Biographie zu Gesicht bekommt, sehr wohl bekannt. Er ahnt seine Stellung im Weltgebäude, er ahnt und kennt die Unsterblichen, er ahnt und fürchtet die Möglichkeit einer Selbstbegegnung, er weiß vom Vorhandensein jenes Spiegels, in den zu blicken er so bitter nötig hätte, in den zu blicken er sich so tödlich fürchtet.

### **Erich M. Remarque**

\* 22. Juni 1896 Osnabrück + 25. September 1970 Locarno

Eigentlich Erich Paul Remark, Romanautor und Dramatiker; Ausbildung im katholischen Lehrerseminar, danach 1916 eingezogen, 1918 wegen Verwundung vom Kriegsdienst suspendiert; anschließend Volksschullehrer, Sportjournalist und Verkäufer von Grabsteinen; 1929 weltweiter Erfolg mit seinem pazifistischen Weltkriegsroman *Im Westen nichts Neues*, der ihn berühmt und finanziell unabhängig machte; seit 1931 Wohnsitz in der Schweiz; 1938 in Deutschland ausgebürgert; seit 1939 in den USA als Erfolgsautor und Millionär (Verfilmungen nahezu aller seiner Texte); in den 1950er Jahren Rückkehr nach Europa (in die Schweiz). Hauptwerke: *Im Westen nichts Neues* (1927); *Der Weg zurück* (1931); *Liebe Deinen Nächsten* (1941); *L'Arc de Triomphe* (1946); *Zeit zu leben und Zeit zu sterben* (1954); *Die Nacht von Lissabon* (1962).

## **IM WESTEN NICHTS NEUES**

### 11

Wir zählen die Wochen nicht mehr. Es war Winter, als ich ankam, und bei den Einschlägen der Granaten wurden die gefrorenen Erdklumpen fast ebenso gefährlich wie die Splitter. Jetzt sind die Bäume wieder grün. Unser Leben wechselt zwischen Front und Baracken. Wir sind es teilweise schon gewohnt, der Krieg ist eine Todesursache wie Krebs und Tuberkulose, wie Grippe und Ruhr. Die Todesfälle sind nur viel häufiger, verschiedenartiger und grausamer.

Unsere Gedanken sind Lehm, sie werden geknetet vom Wechsel der Tage – sie sind gut, wenn wir Ruhe haben, und tot, wenn wir im Feuer liegen. Trichterfelder draußen und drinnen.

Alle sind so, nicht wir hier allein – was früher war, gilt nicht, und man weiß es auch wirklich nicht mehr. Die Unterschiede, die Bildung und Erziehung schufen, sind fast verwischt und kaum noch zu erkennen. Sie geben manchmal Vorteile im Ausnutzen einer Situation; aber sie bringen auch Nachteile mit sich, indem sie Hemmungen wachrufen, die erst überwunden werden müssen. Es ist, als ob wir früher einmal Geldstücke verschiedener Länder gewesen wären; man hat sie eingeschmolzen, und alle haben jetzt denselben Prägestempel. Will man Unterschiede erkennen, dann muß man schon genau das Material prüfen. Wir sind Soldaten und erst später auf eine sonderbare und verschämte Weise noch Einzelmenschen.

Es ist eine große Bruderschaft, die ein Schimmer von dem Kameradentum der Volkslieder, dem Solidaritätsgefühl von Sträflingen und dem verzweiferten Einanderbeistehen von zum Tode Verurteilten seltsam vereinigt zu einer Stufe von Leben, das mitten in der Gefahr, aus der Anspannung und Verlassenheit des Todes sich abhebt und zu einem

flüchtigen Mitnehmen der gewonnenen Stunden wird, auf gänzlich unpathetische Weise. Es ist heroisch und banal, wenn man es werten wollte – doch wer will das?

Es ist darin enthalten, wenn Tjaden bei einem gemeldeten feindlichen Angriff in rasender Hast seine Erbsensuppe mit Speck auslöffelt, weil er ja nicht weiß, ob er in einer Stunde noch lebt. Wir haben lange darüber diskutiert, ob es richtig sei oder nicht. Kat verwirft es, weil er sagt, man müsse mit einem Bauchschuß rechnen, der bei vollem Magen gefährlicher sei als bei leerem.

Solche Dinge sind Probleme für uns, sie sind uns ernst, und es kann auch nicht anders sein. Das Leben hier an der Grenze des Todes hat eine ungeheuer einfache Linie, es beschränkt sich auf das Notwendigste, alles andere liegt in dumpfem Schlaf; – das ist unsere Primitivität und unsere Rettung. Wären wir differenzierter, wir wären längst irrsinnig, desertiert oder gefallen. Es ist wie eine Expedition im hohen Eise; – jede Lebensäußerung darf nur der Daseinserhaltung dienen und ist zwangsläufig darauf eingestellt. Alles andere ist verbannt, weil es unnötig Kraft verzehren würde. Das ist die einzige Art, uns zu retten, und oft sitze ich vor mir selber wie vor einem Fremden, wenn der rätselhafte Widerschein des Früher in stillen Stunden wie ein matter Spiegel die Umrisse meines jetzigen Daseins außer mich stellt, und ich wundere mich dann darüber, wie das unnennbare Aktive, das sich Leben nennt, sich angepaßt hat selbst an diese Form. Alle anderen Äußerungen liegen im Winterschlaf, das Leben ist nur auf einer ständigen Lauer gegen die Bedrohung des Todes, – es hat uns zu denkenden Tieren gemacht, um uns die Waffe des Instinktes zu geben, – es hat uns mit Stumpfheit durchsetzt, damit wir nicht zerbrechen vor dem Grauen, das uns bei klarem, bewußtem Denken überfallen würde, – es hat in uns den Kameradschaftssinn geweckt, damit wir dem Abgrund der Verlassenheit entgegen, – es hat uns die Gleichgültigkeit von Wilden verliehen, damit wir trotz allem jeden Moment des Positiven empfinden und als Reserve aufspeichern gegen den Ansturm des Nichts. So leben wir ein geschlossenes, hartes Dasein äußerster Oberfläche, und nur manchmal wirft ein Ereignis Funken. Dann aber schlägt überraschend eine Flamme schwerer und furchtbarer Sehnsucht durch.

Das sind die gefährlichen Augenblicke, die uns zeigen, daß die Anpassung doch nur künstlich ist, daß sie nicht einfach Ruhe ist, sondern schärfste Anspannung zur Ruhe. Wir unterscheiden uns äußerlich in der Lebensform kaum von Buschnegern; aber während diese stets so sein können, weil sie eben so sind und sich durch Anspannung ihrer Geisteskräfte höchstens fortentwickeln, ist es bei uns umgekehrt: unsere inneren Kräfte sind nicht auf Weiter-, sondern auf Zurückentwicklung angespannt. Jene sind entspannt und selbstverständlich so, wir sind es äußerst angespannt und künstlich.

Und mit Schrecken empfindet man nachts, aus einem Traum aufwachend, überwältigt und preisgegeben der Bezauberung heranflutender Gesichte, wie dünn der Halt und die Grenze ist, die uns von der Dunkelheit trennt – wir sind kleine Flammen, notdürftig geschützt durch schwache Wände vor dem Sturm der Auflösung und der Sinnlosigkeit, in dem wir flackern und manchmal fast ertrinken. Dann wird das gedämpfte Brausen der Schlacht zu einem Ring, der uns einschließt, wir kriechen in uns zusammen und starren mit großen Augen in die Nacht. Tröstlich fühlen wir nun den Schlafatem der Kameraden, und so warten wir auf den Morgen.

Jeder Tag und jede Stunde, jede Granate und jeder Tote wetzen an diesem dünnen Halt, und die Jahre verschleifen ihn rasch. Ich sehe, wie er allmählich schon um mich herum niederbricht. Da ist die dumme Geschichte mit Detering



Er war einer von denen, die sich sehr für sich hielten. Sein Unglück war, daß er in einem Garten einen Kirschbaum sah. Wir kamen gerade von der Front, und dieser Kirschbaum stand in der Nähe des neuen Quartiers an einer Wegbiegung überraschend in der Morgendämmerung vor uns. Er hatte keine Blätter, aber er war ein einziger weißer Blütenbusch.

Abends war Detering nicht zu sehen. Er kam schließlich an und hatte ein paar Zweige mit Kirschblüten in der Hand. Wir machten uns lustig und fragten, ob er auf Brautschau wolle. Er gab keine Antwort, sondern legte sich auf sein Bett. Nachts hörte ich ihn rumoren, erschien zu packen. Ich witterte Unheil und ging zu ihm. Er tat, als wäre nichts, und ich sagte ihm: »Mach keinen Unsinn, Detering.«

»Ach wo – ich kann nur nicht schlafen.«

»Weshalb hast du denn die Kirschzweige geholt?«

»Ich werde doch wohl noch Kirschzweige holen dürfen«, antwortet er verstockt – und nach einer Weile: »Zu Hause habe ich einen großen Obstgarten mit Kirschen. Wenn die blühen, sieht das vom Heuboden aus wie ein einziges Bettlaken, so weiß. Es ist jetzt die Zeit.«

»Vielleicht gibt's bald Urlaub. Es kann auch sein, daß du, als Landwirt, abkommandiert wirst.«

Er nickt, aber er ist abwesend. Wenn diese Bauern aufgerührt sind, haben sie einen sonderbaren Ausdruck, eine Mischung von Kuh und sehnsüchtigem Gott, halb blöde und halb hinreißend. Um ihn von seinen Gedanken abzubringen, verlange ich ein Stück Brot von ihm. Er gibt es mir ohne Einschränkung. Das ist verdächtig, denn er ist sonst knauserig. Deshalb bleibe ich wach. Es passiert nichts, er ist morgens wie sonst.

Wahrscheinlich hat er gemerkt, daß ich ihn beobachtet habe. – Am übernächsten Morgen ist er trotzdem fort. Ich sehe es, sage jedoch nichts, um ihm Zeit zu lassen, vielleicht kommt er durch. Nach Holland haben es schon verschiedene Leute geschafft.

Beim Appell aber fällt sein Fehlen auf. Nach einer Woche hören wir, daß er gefaßt ist von den Feldgendarmen, diesen verachteten Kommißpolizisten. Er hatte die Richtung nach Deutschland genommen – das war natürlich aussichtslos –, und ebenso natürlich hatte er alles sehr dumm angefangen. Jeder hätte daraus wissen können, daß die Flucht nur Heimweh und momentane Verwirrung war. Doch was begreifen Kriegsgerichtsräte hundert Kilometer hinter der Linie davon? – Wir haben nichts mehr von Detering genommen.

Aber auch auf andere Weise bricht es manchmal heraus, dieses Gefährliche, Gestaute – wie aus überhitzten Dampfkesseln. Da ist auch noch das Ende zu berichten, das Berger fand.

Schon lange sind unsere Gräben zerschossen, und wir haben die elastische Front, so daß wir eigentlich keinen richtigen Stellungskrieg mehr führen. Wenn Angriff und Gegenangriff hin und her gegangen sind, bleibt eine zerrissene Linie und ein erbitterter Kampf von Trichter zu Trichter. Die vordere Linie ist durchbrochen, und überall haben sich Gruppen festgesetzt, Trichternester, von denen aus gekämpft wird.

Wir sind in einem Trichter, seitlich sitzen Engländer, sie rollen die Flanke auf und gelangen hinter uns. Wir sind umzingelt. Es ist schwierig, sich zu ergeben, Nebel und Rauch schwanken über uns hin, niemand würde erkennen, daß wir kapitulieren wollen, vielleicht wollen wir es auch gar nicht, das weiß man selbst nicht in solchen Momenten. Wir hören die Explosionen der Handgranaten herankommen. Unser Maschinengewehr bestreicht den vorderen Halbkreis. Das Kühlwasser verdampft, wir reichen die Kästen

eilig herum, jeder **pißt** hinein, so haben wir wieder Wasser und können weiterfeuern. Aber hinter uns kracht es immer näher. In einigen Minuten sind wir verloren.

Da rast ein zweites Maschinengewehr auf kürzeste Entfernung los. Es steckt im Trichter neben uns, Berger hat es geholt, und nun setzt ein Gegenangriff von hinten ein, wir kommen frei und finden Verbindung nach rückwärts.

Als wir nachher in einigermaßen guter Deckung sind, erzählt einer von den Essen-holern, daß ein paar hundert Schritte entfernt ein verwundeter Meldehund liege.

»Wo?« fragt Berger.

Der andere beschreibt es ihm. Berger geht los, um das Tier zu holen oder es zu erschießen. Noch vor einem halben Jahr hätte er sich nicht darum gekümmert, sondern wäre vernünftig gewesen. Wir versuchen, ihn zurückzuhalten. Doch als er ernsthaft geht, können wir nur sagen: »Verrückt!« und ihn laufenlassen. Denn diese Anfälle von Frontkoller werden gefährlich, wenn man den Mann nicht gleich zu Boden werfen und festhalten kann. Und Berger ist ein Meter achtzig groß, der kräftigste Mann der Kompanie.

Er ist tatsächlich verrückt, denn er muß durch die Feuerwand, – aber es ist dieser Blitz, der irgendwo über uns allen lauert, der in ihn eingeschlagen ist und ihn besessen macht. Bei andern ist es so, daß sie zu toben anfangen, daß sie wegrennen, ja einer war da, der sich mit Händen und Füßen und Mund immerfort in die Erde einzugraben versuchte.

Es wird natürlich auch viel simuliert mit solchen Sachen, aber das Simulieren ist ja eigentlich auch schon ein Zeichen. Berger, der den Hund erledigen will, wird mit einem Beckenschuß weggeholt, und einer der Leute, die es tun, kriegt sogar dabei noch eine Gewehr-kugel in die Wade.

Müller ist tot. Man hat ihm aus nächster Nähe eine Leuchtkugel in den Magen geschossen. Er lebte noch eine halbe Stunde bei vollem Verstande und furchtbaren Schmerzen. Bevor er starb, übergab er mir seine Brieftasche und vermachte mir seine Stiefel – dieselben, die er damals von Kemmerich geerbt hat. Ich trage sie, denn sie passen mir gut. Nach mir wird Tjaden sie bekommen, ich habe sie ihm versprochen.

Wir haben Müller zwar begraben können, aber lange wird er wohl nicht ungestört bleiben. Unsere Linien werden zurückgenommen. Es gibt drüben zu viele frische englische und amerikanische Regimenter. Es gibt zuviel Corned beef und weißes Weizenmehl. Und zuviel neue Geschütze. Zuviel Flugzeuge.

Wir aber sind mager und ausgehungert. Unser Essen ist so schlecht und mit so viel Ersatzmitteln gestreckt, daß wir krank davon werden. Die Fabrikbesitzer in Deutschland sind reiche Leute geworden – uns zerschrint die Ruhr die Därme. Die Latrinestangen sind stets dicht gehockt voll; – man sollte den Leuten zu Hause diese grauen, gelben, elenden, ergebenen Gesichter hier zeigen, diese verkrümmten Gestalten, denen die Kolik das Blut aus dem Leibe quetscht und die höchstens mit verzerrten, noch schmerzbeben-den Lippen sich angrinsen: »Es hat gar keinen Zweck, die Hose wieder hochzuziehen –«

Unsere Artillerie ist ausgeschossen – sie hat zuwenig Munition –, und die Rohre sind so ausgeleiert, daß sie unsicher schießen und bis zu uns herüberstreuen. Wir haben zuwenig Pferde. Unsere frischen Truppen sind blutarme, erholungsbedürftige Knaben, die keinen Tornister tragen können, aber zu sterben wissen. Zu Tausenden. Sie verstehen nichts vom Kriege, sie gehen nur vor und lassen sich abschießen. Ein einziger Flieger knallte aus Spaß zwei Kompanien von ihnen weg, ehe sie etwas von Deckung wußten, als sie frisch aus dem Zuge kamen.

»Deutschland muß bald leer sein«, sagt Kat.

Wir sind ohne Hoffnung, daß einmal ein Ende sein könnte. Wir denken überhaupt nicht so weit. Man kann einen Schuß bekommen und tot sein; man kann verletzt werden, dann ist das Lazarett die nächste Station. Ist man nicht amputiert, dann fällt man über kurz oder lang einem dieser Stabsärzte in die Hände, die das Kriegsverdienstkreuz im Knopfloch, einem sagen: »Wie, das bißchen verkürzte Bein? An der Front brauchen Sie nicht zu laufen, wenn Sie Mut haben. Der Mann ist k.v. Wegtreten!«

Kat erzählt eine der Geschichten, die die ganze Front von den Vogesen bis Flandern entlanglaufen, – von dem Stabsarzt, der Namen vorliest auf der Musterung und, wenn der Mann vortritt, ohne aufzusehen, sagt: »K.v. Wir brauchen Soldaten draußen.« Ein Mann mit Holzbein tritt vor, der Stabsarzt sagt wieder: k.v. – »Und da«, Kat hebt die Stimme, »sagt der Mann zu ihm: ›Ein Holzbein habe ich schon; aber wenn ich jetzt hinausgehe und wenn man mir den Kopf abschießt, dann lasse ich mir einen Holzkopf machen und werde Stabsarzt!‹« – Wir sind alle tief befriedigt über diese Antwort.

Es mag gute Ärzte geben, und viele sind es; doch einmal fällt bei den hundert Untersuchungen jeder Soldat einem dieser zahlreichen Heldengreifer in die Finger, die sich bemühen, auf ihrer Liste möglichst viele a.v. und g.v. in k.v. zu verwandeln.

Es gibt manche solcher Geschichten, sie sind meistens noch viel bitterer. Aber sie haben trotzdem nichts mit Meuterei und Miesmachen zu tun; sie sind ehrlich und nennen die Dinge beim Namen; denn es besteht sehr viel Betrug, Ungerechtigkeit und Gemeinheit beim Kommiß. Ist es nicht viel, daß trotzdem Regiment auf Regiment in den immer aussichtsloser werdenden Kampf geht und daß Angriff auf Angriff erfolgt bei zurückweichender, zerbröckelnder Linie?

Die Tanks sind vom Gespött zu einer schweren Waffe geworden. Sie kommen, gepanzert, in langer Reihe gerollt und verkörpern uns mehr als anderes das Grauen des Krieges.

Die Geschütze, die uns das Trommelfeuer herüberschicken, sehen wir nicht, die angreifenden Linien der Gegner sind Menschen wie wir – aber diese Tanks sind Maschinen, ihre Kettenbänder laufen endlos wie der Krieg, sie sind die Vernichtung, wenn sie fühllos in Trichter hineinrollen und wieder hochklettern, unaufhaltsam, eine Flotte brüllender, rauchspeiender Panzer, unverwundbare, Tote und Verwundete zerquetschende Stahltiere – – Wir schrumpfen zusammen vor ihnen in unserer dünnen Haut, vor ihrer kolossalen Wucht werden unsere Arme zu Strohhalmen und unsere Handgranaten zu Streichhölzern.

Granaten, Gasschwaden und Tankflottillen – Zerstampfen, Zerfressen, Tod.

Ruhr, Grippe, Typhus – Würgen, Verbrennen, Tod. Graben, Lazarett, Massengrab – mehr Möglichkeiten gibt es nicht.

Bei einem Angriff fällt unser Kompanieführer Bertinck. Er war einer dieser prachtvollen Frontoffiziere, die in jeder brenzligen Situation vorne sind. Seit zwei Jahren war er bei uns, ohne daß er verwundet wurde, da mußte ja endlich etwas passieren. Wir sitzen in einem Loch und sind eingekreist. Mit den Pulverschwaden weht der Gestank von Öl oder Petroleum herüber. Zwei Mann mit einem Flammenwerfer werden entdeckt, einer trägt auf dem Rücken den Kasten, der andere hat in den Händen den Schlauch, aus dem das Feuer spritzt. Wenn sie so nahe herankommen, daß sie uns erreichen, sind wir erledigt, denn zurück können wir gerade jetzt nicht.

Wir nehmen sie unter Feuer. Doch sie arbeiten sich näher heran, und es wird schlimm. Bertinck liegt mit uns im Loch. Als er merkt, daß wir nicht treffen, weil wir bei dem scharfen Feuer zu sehr auf Deckung bedacht sein müssen, nimmt er ein Gewehr,

kriecht aus dem Loch und zielt, liegend aufgestützt. Er schießt – im selben Moment schlägt eine Kugel bei ihm klatschend auf, er ist getroffen. Doch er bleibt liegen und zielt weiter – einmal setzt er ab und legt dann aufs neue an; endlich kracht der Schuß. Bertinck läßt das Gewehr fallen, sagt: »Gut«, und rutscht zurück. Der hinterste der beiden Flammenwerfer ist verletzt, er fällt, der Schlauch rutscht dem andern weg, das Feuer spritzt nach allen Seiten, und der Mann brennt.

Bertinck hat einen Brustschuß. Nach einer Weile schmettert ihm ein Splitter das Kinn weg. Der gleiche Splitter hat noch die Kraft, Leer die Hüfte aufzureißen. Leer stöhnt und stemmt sich auf die Arme, er verblutet rasch, niemand kann ihm helfen. Wie ein leerlaufender Schlauch sackt er nach ein paar Minuten zusammen. Was nützt es ihm nun, daß er in der Schule ein so guter Mathematiker war.

Die Monate rücken weiter. Dieser Sommer 1918 ist der blutigste und der schwerste. Die Tage stehen wie Engel in Gold und Blau unfassbar über dem Ring der Vernichtung. Jeder hier weiß, daß wir den Krieg verlieren. Es wird nicht viel darüber gesprochen, wir gehen zurück, wir werden nicht wieder angreifen können nach dieser großen Offensive, wir haben keine Leute und keine Munition mehr.

Doch der Feldzug geht weiter – das Sterben geht weiter – Sommer 1918 – Nie ist uns das Leben in seiner kargen Gestalt so begehrenswert erschienen wie jetzt; – der rote Klatschmohn auf den Wiesen unserer Quartiere, die glatten Käfer an den Grashalmen, die warmen Abende in den halb-dunklen, kühlen Zimmern, die schwarzen, geheimnisvollen Bäume der Dämmerung, die Sterne und das Fließen des Wassers, die Träume und der lange Schlaf – o Leben, Leben, Leben!

Sommer 1918 – Nie ist schweigend mehr ertragen worden als in dem Augenblick des Aufbruchs zur Front. Die wilden und aufpeitschenden Gerüchte von Waffenstillstand und Frieden sind aufgetaucht, sie verwirren die Herzen und machen den Aufbruch schwerer als jemals!

Sommer 1918 – Nie ist das Leben vorne bitterer und grauenvoller als in den Stunden des Feuers, wenn die bleichen Gesichter im Schmutz liegen und die Hände verkrampft sind zu einem einzigen:

Nicht! Nicht! Nicht jetzt noch! Nicht jetzt noch im letzten Augenblick!

Sommer 1918 – Wind der Hoffnung, der über die verbrannten Felder streicht, rasendes Fieber der Ungeduld, der Enttäuschung, schmerzlichste Schauer des Todes, unfassbare Frage: Warum? Warum macht man kein Ende? Und warum flattern diese Gerüchte vom Ende auf?

Es gibt so viele Flieger hier, und sie sind so sicher, daß sie auf einzelne Leute Jagd machen wie auf Hasen. Auf ein deutsches Flugzeug kommen mindestens fünf englische und amerikanische. Auf einen hungrigen, müden deutschen Soldaten im Graben kommen fünf kräftige, frische andere im gegnerischen. Auf ein deutsches Kommißbrot kommen fünfzig Büchsen Fleischkonserven drüben. Wir sind nicht geschlagen, denn wir sind als Soldaten besser und erfahrener; wir sind einfach von der vielfachen Übermacht zerdrückt und zurückgeschoben.

Einige Regenwochen liegen hinter uns – grauer Himmel, graue zerfließende Erde, graues Sterben. Wenn wir hinausfahren, dringt uns bereits die Nässe durch die Mäntel und Kleider, – und so bleibt es die Zeit vorne auch. Wir werden nicht trocken. Wer noch Stiefel trägt, bindet sie oben mit Sandsäcken zu, damit das Lehmwasser nicht so rasch hineinläuft. Die Gewehre verkrusten, die Uniformen verkrusten, alles ist fließend und

aufgelöst, eine triefende, feuchte, ölige Masse Erde, in der die gelben Tümpel mit spiralförmigen roten Blutlachen stehen und Tote, Verwundete und Überlebende langsam versinken.

Der Sturm peitscht über uns hin, der Splitterhagel reißt aus dem wirren Grau und Gelb die spitzen Kinderschreie der Getroffenen, und in den Nächten stöhnt das zerrissene Leben sich mühsam dem Schweigen zu. Unsere Hände sind Erde, unsere Körper Lehm und unsere Augen Regentümpel. Wir wissen nicht, ob wir noch leben.

Dann stürzt die Hitze wie eine Qualle feucht und schwül in unsere Löcher, und an einem dieser Spätsommertage, beim Essenholern fällt Kat um. Wir beide sind allein. Ich verbinde seine Wunde; das Schienbein scheint zerschmettert zu sein. Es ist ein Knochenschuß, und Kat stöhnt verzweifelt: »Jetzt noch – gerade jetzt noch – «

Ich tröste ihn. »Wer weiß, wie lange der Schlamassel noch dauert! Du bist erst mal gerettet – «

Die Wunde beginnt heftig durchzubluten. Kat kann nicht allein bleiben, damit ich eine Bahre zu holen versuche. Ich weiß auch nirgendwo eine Sanitätsstation in der Nähe.

Kat ist nicht sehr schwer; deshalb nehme ich ihn auf den Rücken und gehe zurück mit ihm zum Verbandsplatz.

Zweimal machen wir Rast. Er hat starke Schmerzen durch den Transport. Wir sprechen nicht viel. Ich habe den Kragen meiner Jacke aufgemacht und atme heftig, ich schwitze, und mein Gesicht ist gedunsen von der Anstrengung des Tragens. Trotzdem dränge ich, daß wir weitergehen, denn das Terrain ist gefährlich.

»Geht's wieder, Kat?«

»Muß wohl, Paul.«

»Dann los.«

Ich richte ihn auf, er steht auf dem unverletzten Bein und hält sich an einem Baum fest. Dann fasse ich vorsichtig das verwundete Bein, er gibt sich einen Ruck, und ich nehme auch das Knie des gesunden Beines unter den Arm.

Unser Weg wird schwieriger. Manchmal pfeift eine Granate heran. Ich gehe, so schnell ich vermag, denn das Blut von Kats Wunde tropft zu Boden. Wir können uns nur schlecht schützen vor den Einschlägen, denn ehe wir Deckung nehmen, sind sie längst vorüber. Um abzuwarten, legen wir uns in einen kleinen Trichter. Ich gebe Kat Tee aus meiner Feldflasche. Wir rauchen eine Zigarette. »Ja, Kat«, sage ich trübsinnig, »nun kommen wir doch noch auseinander. «

Er schweigt und sieht mich an.

»Weißt du noch, Kat, wie wir die Gans requirierten? Und wie du mich aus dem Schlamassel holtest, als ich noch ein kleiner Rekrut und zum erstenmal verwundet war? Damals habe ich noch geweint. Kat, es sind fast drei Jahre jetzt.«

Er nickt.

Die Angst vor dem Alleinsein steigt in mir auf. Wenn Kat abtransportiert ist, habe ich keinen Freund mehr hier.

»Kat, wir müssen uns auf jeden Fall wiedersehen, wenn wirklich Frieden ist, ehe du zurückkommst.«

»Glaubst du, daß ich mit dem Knochen da noch mal k.v. werde?« fragt er bitter.

»Du wirst ihn in Ruhe ausheilen. Das Gelenk ist ja in Ordnung. Vielleicht klappt es doch damit.«

»Gib mir noch eine Zigarette«, sagt er.

»Vielleicht können wir irgend etwas später zusammen machen, Kat.« – Ich bin sehr traurig, es ist unmöglich, daß Kat – Kat, mein Freund, Kat mit den Hängeschultern und

dem dünnen, weichen Schnurrbart, Kat, den ich kenne auf eine andere Weise als jeden anderen Menschen, Kat, mit dem ich diese Jahre geteilt habe –, es ist unmöglich, daß ich Kat vielleicht nicht wiedersehen soll.

»Gib mir deine Adresse für zu Hause, Kat, auf jeden Fall. Und hier ist meine, ich schreibe sie dir auf.«

Den Zettel schiebe ich in meine Brusttasche. Wie verlassen ich schon bin, obschon er noch neben mir sitzt. Soll ich mir rasch in den Fuß schießen, um bei ihm bleiben zu können? Kat gurgelt plötzlich und wird grün und gelb. »Wir wollen weiter«, stammelt er.

Ich springe auf, glühend, ihm zu helfen, ich nehme ihn hoch und setze mich in Lauf, einen gedehnten, langsamen Dauerlauf, damit sein Bein nicht zu sehr schlenkert.

Mein Hals ist trocken, es tanzt mir rot und schwarz vor den Augen, als ich verbissen und ohne Gnade weiterstolpernd, endlich die Sanitätsstation erreiche.

Dort breche ich in die Knie, habe aber noch so viel Kraft, nach der Seite umzufallen, wo Kats gesundes Bein ist. Langsam richte ich mich nach einigen Minuten wieder auf. Meine Beine und meine Hände zittern heftig, ich habe Mühe, meine Feldflasche zu finden, um einen Schluck zu nehmen. Die Lippen beben mir dabei. Aber ich lächle – Kat ist geborgen.

Nach einer Weile unterscheide ich den verworrenen Stimmenschwall, der sich in meinem Ohr fängt.

»Das hättest du dir sparen können«, sagt ein Sanitäter.

Ich sehe ihn verständnislos an.

Er zeigt auf Kat. »Er ist ja tot.«

Ich begreife nicht. »Er hat einen Schienbeinschuß«, sage ich.

Der Sanitäter bleibt stehen. »Das auch – «

Ich drehe mich um. Meine Augen sind noch immer trübe, der Schweiß ist mir jetzt von neuem ausgebrochen, er läuft über die Lider. Ich wische ihn fort und sehe zu Kat hin. Er liegt still. »Ohnmächtig«, sage ich rasch.

Der Sanitäter pfeift leise: »Das kenne ich nun doch besser. Er ist tot. Darauf halte ich jede Wette.«

Ich schüttele den Kopf. »Ausgeschlossen! Vor zehn Minuten noch habe ich mit ihm gesprochen. Er ist ohnmächtig.« Kats Hände sind warm, ich fasse ihn bei den Schultern, um ihn mit Tee abzureiben. Da fühle ich meine Finger naß werden. Als ich sie hinter seinem Kopf hervorziehe, sind sie blutig. Der Sanitäter pfeift wieder durch die Zähne: »Siehst du – «

Kat hat, ohne daß ich es bemerkt habe, unterwegs einen Splitter in den Kopf bekommen. Nur ein kleines Loch ist da, es muß ein ganz geringer, verirrter Splitter gewesen sein. Aber er hat ausgereicht. Kat ist tot.

Ich stehe langsam auf.

»Willst du dein Soldbuch und seine Sachen mitnehmen?« fragt der Gefreite mich.

Ich nicke, und er gibt sie mir.

Der Sanitäter ist verwundert. »Ihr seid doch nicht verwandt?«

Nein, wir sind nicht verwandt. Nein, wir sind nicht verwandt.

Gehe ich? Habe ich noch Füße? Ich hebe die Augen, ich lasse sie herumgehen und drehe mich mit ihnen, einen Kreis, einen Kreis, bis ich innehalte. Es ist alles wie sonst. Nur der Landwehrmann Stanislaus Katczinsky ist gestorben.

Dann weiß ich nichts mehr.

Es ist Herbst. Von den alten Leuten sind nicht mehr viele da. Ich bin der letzte von den sieben Mann aus unserer Klasse hier.

Jeder spricht von Frieden und Waffenstillstand. Alle warten. Wenn es wieder eine Enttäuschung wird, dann werden sie zusammenbrechen, die Hoffnungen sind zu stark, sie lassen sich nicht mehr fortschaffen, ohne zu explodieren. Gibt es keinen Frieden, dann gibt es Revolution.

Ich habe vierzehn Tage Ruhe, weil ich etwas Gas geschluckt habe. In einem kleinen Garten sitze ich den ganzen Tag in der Sonne. Der Waffenstillstand kommt bald, ich glaube es jetzt auch. Dann werden wir nach Hause fahren.

Hier stocken meine Gedanken und sind nicht weiterzubringen. Was mich mit Übermacht hinzieht und erwartet, sind Gefühle. Es ist Lebensgier, es ist Heimatgefühl, es ist das Blut, es ist der Rausch der Rettung. Aber es sind keine Ziele.

Wären wir 1916 heimgekommen, wir hätten aus dem Schmerz und der Stärke unserer Erlebnisse einen Sturm entfesselt. Wenn wir jetzt zurückkehren, sind wir müde, zerfallen, ausgebrannt, wurzellos und ohne Hoffnung. Wir werden uns nicht mehr zurechtfinden können.

Man wird uns auch nicht verstehen – denn vor uns wächst ein Geschlecht, das zwar die Jahre hier gemeinsam mit uns verbrachte, das aber Bett und Beruf hatte und jetzt zurückgeht in seine alten Positionen, in denen es den Krieg vergessen wird, – und hinter uns wächst ein Geschlecht, ähnlich uns früher, das wird uns fremd sein und uns beiseite schieben. Wir sind überflüssig für uns selbst, wir werden wachsen, einige werden sich anpassen, andere sich fügen, und viele werden ratlos sein; – die Jahre werden zerrinnen, und schließlich werden wir zugrunde gehen.

Aber vielleicht ist auch alles dieses, was ich denke, nur Schwermut und Bestürzung, die fortstäubt, wenn ich wieder unter den Pappeln stehe und dem Rauschen ihrer Blätter lausche. Es kann nicht sein, daß es fort ist, das Weiche, das unser Blut unruhig machte, das Ungewisse, Bestürzende, Kommende, die tausend Gesichter der Zukunft, die Melodie aus Träumen und Büchern, das Rauschen und die Ahnung der Frauen, es kann nicht sein, daß es untergegangen ist in Trommelfeuer, Verzweiflung und Mannschaftsbordells.

Die Bäume hier leuchten bunt und golden, die Beeren der Ebereschen stehen rot im Laub, Landstraßen laufen weiß auf den Horizont zu, und die Kantinen summen wie Bienenstöcke von Friedensgerüchten.

Ich stehe auf.

Ich bin sehr ruhig. Mögen die Monate und Jahre kommen, sie nehmen mir nichts mehr, sie können mir nichts mehr nehmen. Ich bin so allein und so ohne Erwartung, daß ich ihnen entgegensetzen kann ohne Furcht. Das Leben, das mich durch diese Jahre trug, ist noch in meinen Händen und Augen. Ob ich es überwunden habe, weiß ich nicht. Aber solange es da ist, wird es sich seinen Weg suchen, mag dieses, das in mir »Ich« sagt, wollen oder nicht.

Er fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Front, daß der Heeresbericht sich nur auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden.

Er war vornübergesunken und lag wie schlafend an der Erde. Als man ihn umdrehte, sah man, daß er sich nicht lange gequält haben konnte; – sein Gesicht hatte einen so gefaßten Ausdruck, als wäre er beinahe zufrieden damit, daß es so gekommen war.

## Alfred Döblin

\* 10. August 1878 Stettin (heute Szczecin, Polen) † 26. Juni 1957 Emmendingen

Autor von Romanen und Erzählungen, Dramatiker und Essayist; in einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren, studierte Medizin und ließ sich als Nervenarzt in Berlin nieder; parallel hierzu erste schriftstellerische Arbeiten; 1929 literarischer Durchbruch mit dem ersten deutschen Großstadtroman *Berlin Alexanderplatz*; 1933 Flucht aus Deutschland nach Paris, seit 1940 in den USA (dort u.a. als Drehbuchautor tätig); 1941 Konversion zum Katholizismus; 1945 Rückkehr nach Deutschland (als französischer Offizier); Hier 1946–1951 Herausgeber der Literaturzeitschrift „Das goldene Tor“; 1953 Enttäuschung und Rückkehr nach Paris. Hauptwerke: *Die Ermordung einer Butterblume* (1913); *Die drei Sprünge des Wang-lun* (1915); *Berlin Alexanderplatz* (1929); *Tetralogie* November 1918. *Eine deutsche Revolution* (1937–1950); *Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende* (1956).

## BERLIN ALEXANDERPLATZ DIE GESCHICHTE VON FRANZ BIBERKOPF

Dies Buch berichtet von einem ehemaligen Zement- und Transportarbeiter Franz Biberkopf in Berlin. Er ist aus dem Gefängnis, wo er wegen älterer Vorfälle saß, entlassen und steht nun wieder in Berlin und will anständig sein.

Das gelingt ihm auch anfangs. Dann aber wird er, obwohl es ihm wirtschaftlich leidlich geht, in einen regelrechten Kampf verwickelt mit etwas, das von außen kommt, das unberechenbar ist und wie ein Schicksal aussieht.

Dreimal fährt dies gegen den Mann und stört ihn in seinem Lebensplan. Es rennt gegen ihn mit einem Schwindel und Betrug. Der Mann kann sich wieder aufrappeln, er steht noch fest.

Es stößt und schlägt ihn mit einer Gemeinheit. Er kann sich schon schwer erheben, er wird schon fast ausgezählt.

Zuletzt torpediert es ihn mit einer ungeheuerlichen äußersten Roheit.

Damit ist unser guter Mann, der sich bis zuletzt stramm gehalten hat, zur Strecke gebracht. Er gibt die Partie verloren, er weiß nicht weiter und scheint erledigt.

Bevor er aber ein radikales Ende mit sich macht, wird ihm auf eine Weise, die ich hier nicht bezeichne, der Star gestochen. Es wird ihm aufs deutlichste klargemacht, woran alles lag. Und zwar an ihm selbst, man sieht es schon, an seinem Lebensplan, der wie nichts aussah, aber jetzt plötzlich ganz anders aussieht, nicht einfach und fast selbstverständlich, sondern hochmütig und ahnungslos, frech, dabei feige und voller Schwäche.

Das furchtbare Ding, das sein Leben war, bekommt einen Sinn. Es ist eine Gewaltkur mit Franz Biberkopf vollzogen. Wir sehen am Schluß den Mann wieder am Alexanderplatz stehen, sehr verändert, ramponiert, aber doch zurechtgebogen.

Dies zu betrachten und zu hören wird sich für viele lohnen, die wie Franz Biberkopf in einer Menschenhaut wohnen und denen es passiert wie diesem Franz Biberkopf, nämlich vom Leben mehr zu verlangen als das Butterbrot.

[...]

Lieb Vaterland, magst ruhig sein, ich hab die Augen auf und fall nicht rein.



Zum zweitenmal verläßt jetzt Biberkopf ein Haus, in dem er gefangengehalten war, wir sind am Ende unseres weiten Wegs und machen mit Franz zusammen noch einen einzigen kleinen Schritt.

Das erste Haus, das er verließ, war die Strafanstalt in Tegel. Verängstigt stand er an der roten Mauer, und als er sich losmachte und die 41 kam und mit ihm nach Berlin fuhr, da standen die Häuser nicht still, die Dächer wollten über Franz fallen, er mußte lange gehen und sitzen, bis alles um ihn ruhig war und er stark genug war, um hier zu bleiben und wieder anzufangen.

Jetzt ist er kraftlos. Das feste Haus kann er nicht mehr sehen. Aber siehe, wie er am Stettiner Bahnhof aussteigt, am Vorortbahnhof, und vor ihm das große Baltikumhotel liegt, bewegt – sich – nichts. Die Häuser halten still, die Dächer liegen fest, er kann sich ruhig unter ihnen bewegen, er braucht in keine dunklen Höfe zu kriechen. Ja, dieser Mann – wir wollen ihn Franz Karl Biberkopf nennen, um ihn von dem ersten zu unterscheiden, Franz hat bei der Taufe auch den zweiten Namen bekommen, nach seinem Großvater, dem Vater seiner Mutter –, dieser Mann geht jetzt langsam die Invalidenstraße rauf, an der Ackerstraße vorbei, nach der Brunnenstraße zu, an der gelben Markthalle vorbei, und sieht sich ruhig die Läden und Häuser an und wie die Menschen hier rumrennen, und lange habe ich das alles nicht gesehen, und jetzt bin ich wieder da. Biberkopf war lange weg. Jetzt ist Biberkopf wieder da. Euer Biberkopf ist wieder da.

Herankommen lassen, herankommen lassen die weiten Ebenen, die roten Ziegelhäuser, in denen Licht brennt. Herankommen lassen die frierenden Wanderer, die Säcke auf dem Rücken tragen. Es ist ein Wiedersehen, mehr als ein Wiedersehen.

Er setzt sich in der Brunnenstraße in eine Kneipe, nimmt eine Zeitung. Ob wo sein Name steht oder Miezens oder Herberts oder Reinholds? Nichts. Wo soll ich hingehn, wo werd ich hingehn? Eva, ich will Eva sehn.

Sie wohnt nicht mehr bei Herbert. Die Wirtin macht auf: Herbert ist verschütt gegangen, die Bullen haben all seine Sachen durchsucht, er ist nicht wiedergekommen, die Sachen stehen oben auf dem Boden, sollen sie verknoppt werden, ich werde mal fragen. Franz Karl trifft Evan im Westen in der Wohnung von ihrem Gönner. Sie nimmt ihn auf. Sie nimmt den Franz Karl Biberkopf gern auf.

»Ja, Herbert ist verschütt gegangen, er hat zwei Jahre Knast gekriegt, ich tu für ihn, was ich kann, nach dir haben sie auch viel gefragt, erst in Tegel, und wat machst du, Franz?« »Mir gehts ganz gut, ich bin aus Buch raus, sie haben mir den Jagdschein gegeben.« »Ich habs neulich in der Zeitung gelesen.« »Was die noch alles zu schreiben haben. Aber ich bin schwach, Eva. Anstaltskost ist Anstaltskost.«

Eva sieht seinen Blick, einen stillen, dunklen, suchenden Blick, den hat sie noch nie an Franzen gesehn. Sie sagt von sich nichts, ihr ist ja auch was passiert, was ihn angeht, aber er ist sehr lahm, sie sucht ihm eine Stube, sie hilft ihm, er soll nichts tun. Er sagt selber, wie er in der Stube sitzt und sie gehen will: Nee, jetzt kann ick nichts tun.

Und was er dann tut? Er fängt langsam an, auf die Straße zu gehen, er geht in Berlin herum.

Berlin, 52 Grad 31 nördliche Breite, 13 Grad 25 östliche Länge, 26 Fernbahnhöfe, 121 Vorortbahn, 27 Ringbahn, 14 Stadtbahn, 7 Rangierbahn, Elektrische, Hochbahn, Autobus, es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien. Frauensehnsucht in drei Worten, drei Worte schließen alles Sehnen der Frauen in sich ein. Stellen Sie sich vor, daß eine Newyorker Firma ein neues kosmetisches Mittel ankündigt, das einer gelblichen Netzhaut jene frische bläuliche Farbe verleiht, die nur die Jugend hat. Die schönste Pupille vom

tiefen Blau bis zum samtene Braun kann man aus Tuben beziehen. Wozu so viel Geld für Pelzreinigung ausgeben.

Er geht durch die Stadt. Da sind viele Dinge, die einen gesund machen können, wenn nur das Herz gesund ist.

Zuerst der Alex. Den gibts noch immer. Zu sehen ist an dem nichts, war ja eine furchtbare Kälte den ganzen Winter, da haben sie nicht gearbeitet und alles stehen gelassen, wie es stand, die große Ramme steht jetzt am Georgenkirchplatz, da buddeln sie den Schutt vom Kaufhaus Hahn aus, viele Schienen haben sie da eingekloppt, vielleicht wirds ein Bahnhof. Und auch sonst ist viel los am Alex, aber Hauptsache: er ist da. Und da laufen sie immer rüber, und es ist ein furchtbarer Dreck, denn der Magistrat von Berlin ist so vornehm und human und läßt den ganzen Schnee sich selber sachte *peu à peu* in Dreck auflösen, daß mir den keener anrührt. Wenn die Autos fahren, kannste in den nächsten Hausflur springen, sonst kriegste gratis eine Müllladung gegen den Zylinder und riskierst noch ne Klage wegen Mitnahme von öffentlichem Eigentum. Unser altes »Mokka-fix« ist geschlossen, an der Ecke ist ein neues Lokal, heißt »Mexiko«, Weltsensation: der Küchenschef am Grill im Fenster, Indianerblockhaus, und um die Alexanderkaserne haben sie einen Bauzaun gemacht, wer weiß, was da los ist, da brechen sie Läden aus. Und die Elektrischen sind knüppeldick voll Menschen, die haben alle was zu tun, und der Fahrschein kostet noch immer 20 Pfennig, eine fünftel Reichsmark in bar; wenn man will, kann man auch 30 zahlen oder sich einen Fordwagen kaufen. Hochbahn fährt auch, da gibts keine erste und zweite Klasse, bloß nur dritte, da sitzen alle schön auf Polstern, wenn sie nicht stehen, was auch vorkommt. Eigenmächtiges Aussteigen auf der Strecke bei Strafe bis 150 Mark untersagt; wird man sich schwer hüten, auszusteigen, riskiert man ja einen elektrischen Schlag. Bewunderung ein Schuh erregt, der ständig mit Ägü gepflegt. Schnelles Ein- und Aussteigen erbeten, bei Andrang in den Mittelgang treten.

Das sind alles schöne Sachen, die einem Menschen auf die Beine helfen können, selbst wenn er ein bißchen schwach ist, wenn nur das Herz gesund ist. Nicht an der Tür stehen bleiben. Na, und gesund ist ja Franz Karl Biberkopf, wären alle nur so taktfest wie er. Würde sich auch gar nicht lohnen, von einem Mann eine so lange Geschichte zu erzählen, wenn er nicht mal fest auf den Beinen steht. Und als ein fliegender Buchhändler eines Tages bei schauerlichem Regenwetter auf der Straße stand und über seine schlechten Einnahmen wettete, trat Cäsar Fleischlen an den Bücherkarren. Er hörte sich das Gewettere ruhig an, dann klopfte er dem Mann auf beide nasse Schultern und sagte: »Laß das Gewettere, hab Sonne im Herzen«, so tröstete er ihn und verschwand. Dies war der Anlaß zu dem berühmten Sonnengedicht. Solche Sonne, eine andere freilich, hat auch Biberkopf in sich, und ein Gläschen Schnaps dazu und viel Malzextrakt in die Suppe gerührt, das bringt ihn langsam auf den Damm. Mit diesen Zeilen erlaube ich mir auch, Ihnen einen Anteil von einem ausgezeichneten Fuder 1925er Trabener Würzgarten anzubieten zum Vorzugspreise von Mark 90 für 50 Flaschen einschließlich Emballage ab hier, oder 1,60 Mark pro Flasche ohne Glas und Kiste, die ich zum berechneten Preis zurücknehme. Dijodyl bei Arteriosklerose. Biberkopf hat keine Arteriosklerose, er fühlt sich nur noch schwach, er hat ja unbändig gefastet in Buch, das ging bis dicht an den Hungertod, und da braucht es Zeit, bis sich einer auffüllt. Darum braucht er auch keinen Magnetopathen aufzusuchen, wohin ihn Eva schicken will, weil er ihr mal geholfen hat.

Und wie Eva nach einer Woche mal mit ihm auf Miezes Grab geht, bekommt sie gleich Stoff, sich zu wundern, und merkt, wie es ihm besser geht. Nichts von Weinen, bloß eine Handvoll Tulpen legt er hin, streichelt das Kreuz, und schon nimmt er Evan untern Arm und ab mit ihr.

Gegenüber sitzt er mit ihr in der Konditorei, ißt Bienenstich, Mieze zu Ehren, weil die davon nicht genug haben konnte, schmeckt wirklich ganz gut, aber zu berühmt auch nicht. Nun wären wir also bei unsere kleine Mieze gewesen, und zuviel soll man nich auf Kirchhöfe gehen, da erkältet man sich, vielleicht nächstes Jahr wieder, wenn sie Geburtstag hat. Siehste, Eva, ich habs nicht nötig, kannst mir glauben, zu Mieze zu laufen, für mich ist die auch ohne Friedhof da, und Reinhold auch, ja Reinhold, den vergesse ich nich, und wenn mir auch der Arm wieder anwächst, den vergeß ich nich. Gibt schon Sachen, da muß man ein Haufen Klamotten sein und kein Mensch, wenn man die vergißt. So redet Biberkopf mit der Eva und ißt Bienenstich.

Seine Freundin wollte Eva früher werden, aber jetzt, jetzt will sie selbst nicht mehr. Die Sache mit Mieze und dann das Irrenhaus, das war ihr zu viel, so gut sie ihm ist. Und das Kleine, das sie von ihm erwartet hatte, ist auch nicht gekommen, sie hat gekippt, es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein, aber schließlich ist es auch das Beste und besonders, wo Herbert nicht da ist, und ihrem Gönner ist es auch zehnmal lieber, sie hat kein Kleines, denn schließlich ist es dem guten Mann klar geworden, das Kleine könnte auch von einem andern sein, kann man ihm nicht übelnehmen.

So sitzen sie ruhig nebeneinander und denken rückwärts und vorwärts, essen Bienenstich und einen Mohrenkopf mit Schlagsahne.

Und Schritt gefaßt und rechts und links und rechts und links

Wir sehen den Mann noch bei dem Prozeß gegen Reinhold und den Klempner Matter, beziehungsweise Oskar Fischer, wegen Mord, beziehungsweise Begünstigung, an der Emilie Parsunke aus Bernau am 1. September 1928 in Freienwalde bei Berlin. Biberkopf ist nicht angeklagt. Der einarmige Mann erweckt allgemein Interesse, großes Aufsehen, Mord an seiner Geliebten, das Liebesleben in der Unterwelt, er war nach ihrem Tode geistig erkrankt, stand im Verdacht der Mittäterschaft, tragisches Schicksal.

In der Verhandlung sagt der einarmige Mann aus, der, wie die Gutachten sagen, jetzt wieder ganz hergestellt und vernehmungsfähig ist: Die Tote, er nennt sie Mieze, hat kein Verhältnis mit Reinhold gehabt, Reinhold und er waren gut befreundet, aber Reinhold hat eine furchtbare, unnatürliche Sucht nach Frauen gehabt, und so ist das gekommen. Ob Reinhold Sadist von Anlage war, weiß er nicht. Er vermutet, Mieze wird sich dem Reinhold in Freienwalde widersetzt haben, und da hat er es in seiner Wut getan. Wissen Sie was von seiner Jugend? Nein, da habe ich ihn nicht gekannt. Erzählt hat er Ihnen auch nichts? Hat er getrunken? Ja, damit ist es so: früher hat er nicht getrunken, aber zuletzt hat er damit angefangen, wieviel, weiß er nicht, früher konnte er nicht einen Schluck Bier vertragen, nur immer Brause und Kaffee.

Weiter kriegen sie kein Wort über Reinhold vom Biberkopf raus. Nichts von seinem Arm, nichts von ihrem Streit, von ihrem Kampf, ich hätte es nicht sollen, ich hätt mich mit dem nicht einlassen sollen. Im Zuschauerraum sitzt Eva und mehrere von den Pumsleuten. Reinhold und Biberkopf fixieren sich. Kein Mitleid hat der Einarmige mit dem auf der Anklagebank zwischen den beiden Wachtmeistern, dem es an den Kragen geht, nur eine merkwürdige Anhänglichkeit. Ich hatt einen Kameraden, einen bessern

gibt es nicht. Ich muß ihn ansehen und immer ansehen, es ist mir nichts wichtiger als dich ansehen. Die Welt ist aus Zucker und Dreck gemacht, ich kann dich ruhig und ohne zu plinkern ansehen, ich weiß, wer du bist, ich treffe dich hier, mein Junge, auf der Anklagebank, draußen treffe ich dich noch tausendmal, aber davon wird mir das Herz noch lange nicht zu Stein.

Reinhold hat vor, wenn ihm irgend was in die Quere kommt bei der Verhandlung, die ganze Pumsindustrie bloßzustellen, er will sie alle reinlegen, wenn sie ihn reizen, er hat das in der Hinterhand besonders für den Fall, daß Biberkopf sich vor dem Richter dicktun will, dieser Hund, wegen dem alles gekommen ist. Dann sitzen aber da im Zuschauerraum die Pumsleute auf den Bänken, das ist die Eva, das sind ein paar Kriminalbeamte, die Bullen kennen wir. Und da wird er ruhiger, zögert und überlegt sich. Man ist auf seine Freunde angewiesen, mal kommt man doch raus, und drin braucht man sie auch, und den Bullen machen wir schon lange keine Freude. Und dann benimmt sich der Biberkopf merkwürdig anständig. Der soll ja in Buch gesessen haben. Komisch, wie sich der Dussel verändert hat, komischer Blick, als wenn er die Augen nicht drehen kann, sind ihm wohi eingerostet in Buch, und so langsam spricht er. Bei dem haperts oben noch immer. Biberkopf weiß, als Reinhold nichts aussagt, daß er dem nichts zu danken hat.

Zehn Jahre Zuchthaus für Reinhold, Totschlag im Affekt, Alkohol, triebhafter Charakter, verwahrloste Jugend. Reinhold nimmt die Strafe an.

Im Zuschauerraum schreit jemand auf bei der Urteilsverkündung und schluchzt dann lauf. Es ist Eva, der Gedanke an Mieze hat sie überwältigt. Biberkopf dreht sich auf der Zeugenbank um, wie er sie hört. Dann sackt er auch schwer in sich zusammen und hält sich die Hand vor die Stirn. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, ich bin deine, lieblich ist sie zu dir gekommen, hat dich beschützt, und du, Schande, schrei Schande.

Dem Biberkopf wird gleich nach dem Prozeß eine Stelle als Hilfsportier in einer mittleren Fabrik angeboten. Er nimmt an. Weiter ist hier von seinem Leben nichts zu berichten.

Wir sind am Ende dieser Geschichte. Sie ist lang geworden, aber sie mußte sich dehnen und immer mehr dehnen, bis sie jenen Höhepunkt erreichte, den Umschlagspunkt, von dem erst Licht auf das Ganze fällt.

Wir sind eine dunkle Allee gegangen, keine Laterne brannte zuerst, man wußte nur, hier geht es lang, allmählich wird es heller und heller, zuletzt hängt da die Laterne, und dann liest man endlich unter ihr das Straßenschild. Es war ein Enthüllungsprozeß besonderer Art. Franz Biberkopf ging nicht die Straße wie wir. Er rannte drauflos, diese dunkle Straße, er stieß sich an Bäume, und je mehr er ins Laufen kam, um so mehr stieß er an Bäume. Es war schon dunkel, und wie er an Bäume stieß, preßte er entsetzt die Augen zu. Und je mehr er sich stieß, immer entsetzter klemmte er die Augen zu. Mit zerlöcher-tem Kopf, kaum noch bei Sinnen, kam er schließlich doch an. Wie er hinfiel, machte er die Augen auf. Da brannte die Laterne hell über ihm, und das Schild war zu lesen.

Er steht zum Schluß als Hilfsportier in einer mittleren Fabrik. Er steht nicht mehr allein am Alexanderplatz. Es sind welche rechts von ihm und links von ihm, und vor ihm gehen welche, und hinter ihm gehen welche.

Viel Unglück kommt davon, wenn man allein geht. Wenn mehrere sind, ist es schon anders. Man muß sich gewöhnen, auf andere zu hören, denn was andere sagen, geht mich auch an. Da merke ich, wer ich bin und was ich mir vornehmen kann. Es wird über-

all herum um mich meine Schlacht geschlagen, ich muß aufpassen, ehe ich es merke, komm ich ran.

Er ist Hilfsportier in einer Fabrik. Was ist denn das Schicksal? Eins ist stärker als ich. Wenn wir zwei sind, ist es schon schwerer, stärker zu sein als ich. Wenn wir zehn sind, noch schwerer. Und wenn wir tausend sind und eine Million, dann ist es ganz schwer.

Aber es ist auch schöner und besser, mit andern zu sein. Da fühle ich und weiß ich alles noch einmal so gut. Ein Schiff liegt nicht fest ohne großen Anker, und ein Mensch kann nicht sein ohne viele andere Menschen. Was wahr und falsch ist, werd ich jetzt besser wissen. Ich bin schon einmal auf ein Wort reingefallen, ich habe es bitter bezahlen müssen, nochmal passiert das dem Biberkopf nicht. Da rollen die Worte auf einen an, man muß sich vorsehen, daß man nicht überfahren wird, paßt du nicht auf auf den Auto-bus, fährt er dich zu Appelmus. Ich schwör sobald auf nichts in der Welt. Lieb Vaterland, kannst ruhig sein, ich hab die Augen auf und fall so bald nicht rein.

Sie marschieren oft mit Fahnen und Musik und Gesang an seinem Fenster vorbei, Biberkopf sieht kühl zu seiner Türe raus und bleibt noch lange ruhig zu Haus. Halt das Maul und fasse Schritt, marschiere mit uns andern mit. Wenn ich marschieren soll, muß ich das nachher mit dem Kopf bezahlen, was andere sich ausgedacht haben. Darum rechne ich erst alles nach, und wenn es so weit ist und mir paßt, werde ich mich danach richten. Dem Mensch ist gegeben die Vernunft, die Ochsen bilden statt dessen eine Zunft.

Biberkopf tut seine Arbeit als Hilfsportier, nimmt die Nummern ab, kontrolliert Wagen, sieht, wer rein- und rauskommt.

Wach sein, wach sein, es geht was vor in der Welt. Die Welt ist nicht aus Zucker gemacht. Wenn sie Gasbomben werfen, muß ich ersticken, man weiß nicht, warum sie geschmissen haben, aber darauf kommts nicht an, man hat Zeit gehabt, sich drum zu kümmern.

Wenn Krieg ist, und sie ziehen mich ein, und ich weiß nicht warum, und der Krieg ist auch ohne mich da, so bin ich schuld, und mir geschieht recht. Wach sein, wach sein, man ist nicht allein. Die Luft kann hageln und regnen, dagegen kann man sich nicht wehren, aber gegen vieles andere kann man sich wehren. Da werde ich nicht mehr schreien wie früher: das Schicksal, das Schicksal. Das muß man nicht als Schicksal verehren, man muß es ansehen, anfassen und zerstören.

Wach sein, Augen auf, aufgepaßt, tausend gehören zusammen, wer nicht aufwacht, wird ausgelacht oder zur Strecke gebracht.

Die Trommel wirbelt hinter ihm. Marschieren, marschieren. Wir ziehen in den Krieg mit festem Schritt, es gehen mit uns hundert Spielleute mit, Morgenrot, Abendrot, leuchtest uns zum frühen Tod.

Biberkopf ist ein kleiner Arbeiter. Wir wissen, was wir wissen, wir habens teuer bezahlen müssen.

*Es geht in die Freiheit, die Freiheit hinein, die alte Welt muß stürzen, wach auf, die Morgenluft.*

*Und Schritt gefaßt und rechts und links und rechts und links, marschieren, marschieren, wir ziehen in den Krieg, es ziehen mit uns hundert Spielleute mit, sie trommeln und pfeifen, widebum widebum, dem einen gehts grade, dem andern gehts krumm, der eine bleibt stehen, der andere fällt um, der eine rennt weiter, der andere liegt stumm, widebum widebum.*

## Bertolt Brecht

\* 10. Februar 1898 Augsburg † 14. August 1956 Berlin

Dramatiker, Lyriker, Essayist und Literaturtheoretiker (Konzeption des „epischen Theaters“); von Jugend an Sympathisant der undogmatischen Linken, durch den Dienst als Sanitätssoldat 1918 zum erbitterten Kriegsgegner geworden; In den 1920er Jahren anarchische Faszination für den großstädtischen Überlebenskampf und folgerichtig Studium des Marxismus; 1924-1926 Dramaturg bei Max Reinhardt in Berlin (1928 Weiterfolg mit der von Kurt Weill vertonten *Dreigroschenoper*); 1933 Ausbürgerung und Flucht über Prag und Paris nach Dänemark, dann nach Schweden und Finnland, letztendlich in die USA; 1947 Rückkehr nach Europa (in die Schweiz); nach verweigerter Einreise in die Westzonen Umzug nach Ost-Berlin, dort 1949 Gründung des „Berliner Ensembles“ (einer der wichtigsten Experimentierbühnen Europas). Hauptwerke: *Hauspostille* (1926); *Baal* (1922); *Trommeln in der Nacht* (1919); *Die Dreigroschenoper* (1929); *Furcht und Elend des Dritten Reiches* (1937/1938); *Leben des Galilei* (1938/1939); *Mutter Courage und ihre Kinder* (1939); *Svendborger Gedichte* (1939); *Das kleine Organon für das Theater* (1948); *Buckower Elegien* (1964 aus dem Nachlass).

## DIE DREIGROSCHENOPER

Mitarbeiter: Elisabeth Hauptmann • Kurt Weill

»Die Dreigroschenoper« ist ein Versuch im epischen Theater.

### *Personen*

Jonathan Jeremiah Peachum, Chef einer Bettlerplatte • Frau Peachum • Polly, ihre Tochter • Macheath, Chef einer Platte von Straßenbanditen • Brown, Polizeichef von London • Lucy, seine Tochter • Jenny • Trauerweidenwalter • Münzmatthias • Hakenfingerjakob • Sägerobert • Jimmie • Ede • Filch, einer von Peachums Bettlern • Smith, Konstabler • Huren • Bettler • Konstabler • Volk • Ein Moritatensänger

## VORSPIEL

### DIE MORITAT VON MACKIE MESSER

### *Jahrmarkt in Soho*

*Die Bettler betteln, die Diebe stehlen, die Huren huren. Ein Moritatensänger singt eine Moritat:*

Und der Haifisch, der hat Zähne  
Und die trägt er im Gesicht  
Und Macheath, der hat ein Messer  
Doch das Messer sieht man nicht.

Und es sind des Haifischs Flossen  
Rot, wenn dieser Blut vergießt  
Mackie Messer trägt 'nen Handschuh  
Drauf man keine Untat liest.

An der Themse grünem Wasser  
Fallen plötzlich Leute um

Es ist weder Pest noch Cholera  
Doch es heißt: Mackie geht um.

An 'nem schönen blauen Sonntag  
Liegt ein toter Mann am Strand  
Und ein Mensch geht um die Ecke  
Den man Mackie Messer nennt.

Und Schmul Meier bleibt verschwunden  
Und so mancher reiche Mann  
Und sein Geld hat Mackie Messer  
Dem man nichts beweisen kann.

*Von links nach rechts geht Peachum mit Frau und Tochter über die Bühne, spazierengehend.*

Jenny Towler ward gefunden  
Mit 'nem Messer in der Brust  
Und am Kai geht Mackie Messer  
Der von allem nichts gewußt.

Wo ist Alfons Glite, der Fuhrherr?  
Kommt das je ans Sonnenlicht?  
Wer es immer wissen könnte  
Mackie Messer weiß es nicht.

Und das große Feuer in Soho  
Sieben Kinder und ein Greis  
In der Menge Mackie Messer, den  
Man nichts fragt und der nichts weiß.

Und die minderjährige Witwe  
Deren Namen jeder weiß  
Wachte auf und war geschändet  
Mackie, welches war dein Preis?

*Unter den Huren ein Gelächter, und aus ihrer Mitte löst sich ein Mensch und geht rasch über den ganzen Platz weg.*

SPELUNKENIENNY Das war Mackie Messer!

[...]

## ERSTER AKT

### 3

FÜR PEACHUM, DER DIE HÄRTE DER WELT KENNT,  
BEDEUTET DER VERLUST SEINER TOCHTER DASSELBE WIE VOLLKOMMENEN RUIN

*Peachums Bettlergarderoben*

*Rechts Peachum und Frau Peachum. Unter der Türe steht Polly in Mantel und Hut, ihre Reisetasche in der Hand.*

FRAU PEACHUM Geheiratet? Erst behängt man sie hinten und vorn mit Kleidern und Hüten und Handschuhen und Sonnenschirmen, und wenn sie soviel gekostet hat wie ein Segelschiff, dann wirft sie sich selber auf den Mist wie eine faule Gurke. Hast du wirklich geheiratet?

*Songbeleuchtung: goldenes Licht, an einer Stange kommen drei Lampen herunter und auf den Tafeln steht:*

DURCH EIN KLEINES LIED DEUTET POLLY IHREN ELTERN IHRE VERHEIRATUNG MIT DEM RÄUBER MACHEATH AN

POLLY

1

Einst glaubte ich, als ich noch unschuldig war  
 Und das war ich einst grad so wie du –  
 Vielleicht kommt auch zu mir einmal einer  
 Und dann muß ich wissen, was ich tu.  
 Und wenn er Geld hat  
 Und wenn er nett ist  
 Und sein Kragen ist auch werktags rein  
 Und wenn er weiß, was  
 Sich bei einer Dame schickt  
 Dann sage ich ihm »Nein«.  
 Da behält man seinen Kopf oben  
 Und man bleibt ganz allgemein.  
 Sicher scheint der Mond die ganze Nacht  
 Sicher wird das Boot am Ufer festgemacht  
 Aber weiter kann nichts sein.  
 Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen  
 Ja, da muß man kalt und herzlos sein.  
 Ja, da könnte so viel geschehen  
 Ach, da gibt's überhaupt nur: Nein.

2

Der erste, der kam, war ein Mann aus Kent  
 Der war, wie ein Mann sein soll.  
 Der zweite hatte drei Schiffe im Hafen  
 Und der dritte war nach mir toll.  
 Und als sie Geld hatten  
 Und als sie nett waren  
 Und ihr Kragen war auch werktags rein  
 Und als sie wußten, was  
 Sich bei einer Dame schickt  
 Da sagte ich ihnen »Nein«.  
 Da behielt ich meinen Kopf oben  
 Und ich blieb ganz allgemein.  
 Sicher schien der Mond die ganze Nacht  
 Sicher war das Boot am Ufer festgemacht



Aber weiter konnte nichts sein.  
Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen  
Ja, da mußt ich kalt und herzlos sein.  
Ja, da könnte doch viel geschehen  
Aber da gibt's überhaupt nur: Nein.

3

Jedoch eines Tags, und der Tag war blau  
Kam einer, der mich nicht bat  
Und er hängte seinen Hut an den Nagel in meiner Kammer  
Und ich wußte nicht, was ich tat.  
Und als er kein Geld hatte  
Und als er nicht nett war  
Und sein Kragen war auch am Sonntag nicht rein  
Und als er nicht wußte, was  
Sich bei einer Dame schickt  
Zu ihm sagte ich nicht »Nein«.  
Da behielt ich meinen Kopf nicht oben  
Und ich blieb nicht allgemein.  
Ach, es schien der Mond die ganze Nacht  
Und es ward das Boot am Ufer losgemacht  
Und es konnte gar nicht anders sein!  
Ja, da muß man sich doch einfach hinlegen  
Ja, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein.  
Ach, da mußte so viel geschehen  
Ja, da gab's überhaupt kein Nein.

PEACHUM So, eine Verbrecherschlampe ist sie geworden. Das ist schön. Das ist angenehm.

FRAU PEACHUM Wenn du schon so unmoralisch bist, überhaupt zu heiraten, mußte es ausgerechnet ein Pferdedieb und Wegelagerer sein? Das wird dir noch teuer zu stehen kommen! Ich hätte es ja kommen sehen müssen. Schon als Kind hatte sie einen Kopf auf wie die Königin von England.

PEACHUM Also, sie hat wirklich geheiratet!

FRAU PEACHUM Ja, gestern abend um fünf Uhr.

PEACHUM Einen notorischen Verbrecher. Wenn ich es mir überlege, ist es ein Beweis großer Kühnheit bei diesem Menschen. Wenn ich meine Tochter, die die letzte Hilfsquelle meines Alters ist, wegschenke, dann stürzt mein Haus ein und mein letzter Hund läuft weg. Ich würde mich nicht getrauen, das Schwarze unter dem Nagel wegzuschicken, ohne den direkten Hungertod herauszufordern. Ja, wenn wir alle drei mit einem Scheit Holz durch den Winter kämen, könnten wir vielleicht das nächste Jahr noch sehen. Vielleicht.

FRAU PEACHUM Ja, was denkst du dir eigentlich? Das ist der Lohn für alles, Jonathan. Ich werde verrückt. In meinem Kopf schwimmt alles. Ich kann mich nicht mehr halten. Oh! *Sie wird ohnmächtig.* Ein Glas Cordial Medoc.

PEACHUM Da siehst du, wohin du deine Mutter gebracht hast. Schnell! Also eine Verbrecherschlampe, das ist schön, das ist angenehm. Interessant, wie sich die arme Frau das zu Herzen genommen hat. *Polly kommt mit einer Flasche Cordial Medoc.* Dies ist der einzige Trost, der deiner armen Mutter bleibt.

POLLY Gib ihr nur ruhig zwei Glas. Meine Mutter verträgt das doppelte Quantum, wenn sie nicht ganz bei sich ist. Das bringt sie wieder auf die Beine. *Sie hat während der ganzen Szene ein sehr glückliches Aussehen.*

FRAU PEACHUM erwacht: Oh, jetzt zeigt sie wieder diese falsche Anteilnahme und Fürsorge! *Fünf Männer treten auf.*

BETTLER Ich muß mir ganz energisch beschweren, indem das ein Saustall ist, indem es überhaupt kein richtiger Stumpf ist, sondern eine Stümperei, wofür ich nicht mein Geld hinausschmeiße.

PEACHUM Was willst du, das ist ein ebenso guter Stumpf wie alle anderen, nur du hältst ihn nicht sauber.

BETTLER So, und warum verdiene ich nicht ebensoviel wie alle anderen? Nee, das können Sie mit mir nich machen. *Schmeißt den Stumpf hin.* Da kann ich mir ja mein richtiges Bein abhacken, wenn ich so einen Schund will.

PEACHUM Ja, was wollt ihr denn eigentlich? Was kann denn ich dafür, daß die Leute ein Herz haben wie Kieselstein? Ich kann euch doch nicht fünf Stümpfe machen! Ich mache aus jedem Mann in fünf Minuten ein so bejammernswertes Wrack, daß ein Hund weinen würde, wenn er ihn sieht. Was kann ich dafür, wenn ein Mensch nicht weint! Da hast du noch einen Stumpf, wenn dir der eine nicht ausreicht. Aber pflege deine Sachen!

BETTLER Damit wird es gehen.

PEACHUM *prüft bei einem andern eine Prothese:* Leder ist schlecht, Celia, Gummi ist ekelhafter. *Zum dritten:* Die Beule geht auch schon zurück und dabei ist es deine letzte. Jetzt können wir wieder von vorn anfangen. *Den vierten untersuchend:* Naturgrind ist natürlich nie das, was Kunstgrind ist. *Zum fünften:* Ja, wie schaut du denn aus? Du hast wieder gefressen, da muß jetzt ein Exempel statuiert werden.

BETTLER Herr Peachum, ich habe wirklich nichts Besonderes gegessen, mein Speck ist bei mir unnatürlich, dafür kann ich nicht.

PEACHUM Ich auch nicht. Du bist entlassen. *Nochmals zum zweiten Bettler:* Zwischen »erschüttern« und »auf die Nerven fallen« ist natürlich ein Unterschied, mein Lieber. Ja, ich brauche Künstler. Nur Künstler erschüttern heute noch das Herz. Wenn ihr richtig arbeiten würdet, müßte euer Publikum in die Hände klatschen! Dir fällt ja nichts ein! So kann ich dein Engagement natürlich nicht verlängern.

*Die Bettler ab.*

POLLY Bitte, schau ihn dir an, ist er etwa schön? Nein. Aber er hat sein Auskommen. Er bietet mir eine Existenz! Er ist ein ausgezeichnete Einbrecher, dabei ein weitschauender und erfahrener Straßenräuber. Ich weiß ganz genau, ich könnte dir die Zahl nennen, wieviel seine Ersparnisse heute schon betragen. Einige glückliche Unternehmungen und wir können uns auf ein kleines Landhaus zurückziehen, ebenso gut wie Herr Shakespeare, den unser Vater so schätzt.

PEACHUM Also, das ist alles ganz einfach. Du bist verheiratet. Was macht man, wenn man verheiratet ist? Nur nicht denken. Na, man läßt sich scheiden, nicht wahr, ist das so schwer herauszubringen?

POLLY Ich weiß nicht, was du meinst.

FRAU PEACHUM Scheidung.

POLLY Aber ich liebe ihn doch, wie kann ich da an Scheidung denken?

FRAU PEACHUM Sag mal, genierst du dich gar nicht?

POLLY Mutter, wenn du je geliebt hast –

FRAU PEACHUM Geliebt! Diese verdammten Bücher, die du gelesen hast, die haben dir den Kopf verdreht. Polly, das machen doch alle so!

POLLY Dann mach ich eben eine Ausnahme.

FRAU PEACHUM Dann werde ich dir deinen Hintern versohlen, du Ausnahme.

POLLY Ja, das machen alle Mütter, aber das hilft nichts. Weil die Liebe größer ist, als wenn der Hintern versohlt wird.

FRAU PEACHUM Polly, schlag dem Faß nicht den Boden aus.

POLLY Meine Liebe laß ich mir nicht rauben.

FRAU PEACHUM Noch ein Wort, und du kriegst eine Ohrfeige.

POLLY Die Liebe ist aber doch das Höchste auf der Welt.

FRAU PEACHUM Der Kerl, der hat ja überhaupt mehrere Weiber. Wenn der mal gehängt wird, meldet sich womöglich ein halbes Dutzend Weibsbilder als Witwen und jede womöglich noch mit einem Balg auf dem Arm. Ach, Jonathan!

PEACHUM Gehängt, wie kommst du auf gehängt, das ist eine gute Idee. Geh mal raus, Polly. *Polly ab. Sie borcht hinter der Tür.* Richtig. Das gibt vierzig Pfund.

FRAU PEACHUM Ich versteh dich. Beim Sheriff anzeigen.

PEACHUM Selbstverständlich. Und außerdem wird er uns dann umsonst gehängt... Das sind zwei Fliegen mit einem Schlag. Nur, wir müssen wissen, wo er überhaupt steckt.

FRAU PEACHUM Ich werde es dir genau sagen, mein Lieber, bei seinen Menschen steckt er.

PEACHUM Aber die werden ihn nicht angeben.

FRAU PEACHUM Das laß mich nur machen. Geld regiert die Welt. Ich gehe sofort nach Turnbridge und spreche mit den Mädchen. Wenn dieser Herr von jetzt ab in zwei Stunden sich auch nur mit einer einzigen trifft, ist er geliefert.

POLLY Liebe Mama, den Weg kannst du dir ersparen. Ehe Mac mit einer solchen Dame zusammentrifft, wird er selber in die Kerker von Old Bailey gehen. Aber selbst wenn er nach Old Bailey ginge, würde ihm der Sheriff einen Cocktail anbieten und bei einer Zigarre mit ihm über ein gewisses Geschäft in dieser Straße plaudern, wo auch nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Denn, lieber Papa, dieser Sheriff war sehr lustig auf meiner Hochzeit.

PEACHUM Wie heißt der Sheriff?

POLLY Brown heißt er. Aber du wirst ihn nur unter Tiger-Brown kennen. Denn alle, die ihn zu fürchten haben, nennen ihn Tiger-Brown. Aber mein Mann, siehst du, sagt Jackie zu ihm. Denn für ihn ist er einfach sein lieber Jackie. Sie sind Jugendfreunde.

PEACHUM So, so, das sind Freunde. Der Sheriff und der oberste Verbrecher, na, das sind wohl die einzigen Freunde in dieser Stadt.

POLLY *poetisch:* Sooft sie einen Cocktail zusammen tranken, streichelten sie einander die Wangen und sagten: »Wenn du noch einen kippst, will ich auch noch einen kippen.« Und sooft einer hinausging, wurden dem anderen die Augen feucht, und er sagte: »Wenn du wohin gehst, will ich auch wohin gehen.« Gegen Mac liegt in Scotland Yard gar nichts vor.

PEACHUM So, so. Von Dienstag abend bis Donnerstag früh hat Herr Macheath meine Tochter Polly Peachum unter dem Vorwand der Verhelichung aus dem elterlichen Hause gelockt. Bevor die Woche herum ist, wird man ihn aus diesem Grunde an den Galgen führen, den er verdient hat. »Herr Macheath, Sie hatten einst weiße Glacéhandschuhe, einen Stock mit einem Elfenbeingriff und eine Narbe am Hals und verkehrten im Tintenfisch-Hotel. Übriggeblieben ist Ihre Narbe, welche wohl den geringsten Wert unter Ihren Kennzeichen besaß, und Sie verkehren nur mehr in Käfigen und absehbar bald nirgends mehr...«

FRAU PEACHUM Ach, Jonathan, das wird dir nicht gelingen, denn es handelt sich um Mackie Messer, den man den größten Verbrecher Londons nennt. Der nimmt, was er will.

PEACHUM Wer ist Mackie Messer?! Mach dich fertig, wir gehen zu dem Sheriff von London. Und du gehst nach Turnbridge.

FRAU PEACHUM Zu seinen Huren.

PEACHUM Denn die Gemeinheit der Welt ist groß und man muß sich die Beine ablaufen, damit sie einem nicht gestohlen werden.

POLLY Ich, Papa, werde Herrn Brown sehr gern wieder die Hand schütteln.

*Alle drei treten nach vorne und singen bei Songbeleuchtung das 1. Finale. Auf den Tafeln steht:*

# I. DREIGROSCHEN-FINALE: ÜBER DIE UNSICHERHEIT MENSCHLICHER VERHÄLTNISSE

POLLY

Was ich möchte, ist es viel?

Einmal in dem tristen Leben

Einem Mann mich hinzugeben.

Ist das ein zu hohes Ziel?

PEACHUM *mit der Bibel in den Händen:*

Das Recht des Menschen ist's auf dieser Erden

Da er doch nur kurz lebt, glücklich zu sein

Teilhaftig aller Lust der Welt zu werden

Zum Essen Brot zu kriegen und nicht einen Stein.

Das ist des Menschen nacktes Recht auf Erden.

Doch leider hat man bisher nie vernommen

Daß einer auch sein Recht bekam – ach wo!

Wer hätte nicht gern einmal Recht bekommen

Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.

FRAU PEACHUM

Wie gerne wäre ich zu dir gut

Alles möchte ich dir geben

Daß du etwas hast vom Leben

Weil man das doch gerne tut.

PEACHUM

Ein guter Mensch sein

Ja, wer wär's nicht gern?

Sein Gut den Armen geben, warum nicht?

Wenn alle gut sind, ist Sein Reich nicht fern

Wer säße nicht sehr gern in Seinem Licht?

Ein guter Mensch sein? Ja, wer wär's nicht gern?

Doch leider sind auf diesem Sterne eben

Die Mittel kärglich und die Menschen roh.

Wer möchte nicht in Fried und Eintracht leben?

Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!

POLLY *und* FRAU PEACHUM

Da hat er eben leider recht.  
Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht.

PEACHUM

Natürlich hab ich leider recht  
Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht.  
Wer wollt auf Erden nicht ein Paradies?  
Doch die Verhältnisse, gestatten sie's?  
Nein, sie gestatten's eben nicht.  
Dein Bruder, der doch an dir hängt  
Wenn halt für zwei das Fleisch nicht langt  
Tritt er dir eben ins Gesicht.  
Auch treu sein, ja, wer wollt es nicht?  
Doch deine Frau, die an dir hängt  
Wenn deine Liebe ihr nicht langt  
Tritt sie dir eben ins Gesicht.  
Ja, dankbar sein, wer wollt es nicht?  
Und doch, dein Kind, das an dir hängt  
Wenn dir das Altersbrot nicht langt  
Tritt es dir eben ins Gesicht.  
Ja, menschlich sein, wer wollt es nicht!

POLLY *und* FRAU PEACHUM

Ja, das ist eben schade  
Das ist das riesig Fade.  
Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht  
Da hat er eben leider recht.

PEACHUM

Natürlich habe ich leider recht  
Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht.  
Wir wären gut – anstatt so roh  
Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.

ALLE DREI

Ja, dann ist's freilich nichts damit  
Dann ist das eben alles Kitt!

PEACHUM

Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht  
Da hab ich eben leider recht!

ALLE DREI

Und das ist eben schade  
Das ist das riesig Fade.  
Und darum ist es nichts damit  
Und darum ist das alles Kitt.

## Werner Bergengruen

\* 16. September 1892 Riga (Livland) † 4. September 1964 Baden-Baden

Autor von christlich fundierten, weltanschaulich konservativen und formell traditionalistischen Novellen und Romanen, auch Lyriker; Gymnasium in Lübeck, danach Studium der Germanistik, Jura, Geschichte und Theologie in Marburg, München und Berlin; als Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg; bis 1922 Journalist in Tilsit und Memel; später in Berlin; 1936 Übertritt zum Katholizismus; 1937 wegen seines Romans *Der Großtyrann und das Gericht* aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen; nach 1945 Wohnsitz in Berlin, München, Baden-Baden. Hauptwerke: *Die drei Falken* (1936) und viele andere Novellen (vgl. die Sammlung *Die schönsten Novellen* von 1965); *Der Großtyrann und das Gericht* (1935); *Am Himmel wie auf Erden* (1940); Trilogie *Der letzte Rittmeister* (1952), *Die Rittmeisterin* (1954), *Der dritte Kranz* (1962).

## DER GROSSTYRANN UND DAS GERICHT

### 4

Alle erhoben und verneigten sich, Monna Mafalda mit einem Ächzen. Der Großtyrann nickte und ließ sich auf dem erhöhten Sitze nieder. Zugleich winkte er den Aufgestandenen, sie möchten ihre Plätze wieder einnehmen. Diomede setzte sich neben den Färber. Sie waren der Tür am nächsten. An der entgegengesetzten Seite bildeten Nespoli und Monna Vittoria den Beschluß der Reihe.

Der Großtyrann ließ eine kleine Zeit hindurch seine Blicke über den Verein dieser Menschen hingehen. Darauf sagte er:

«Ihr alle wißt, aus welchem Anlasse ich euch hierher beschieden habe. Ihr seid versammelt, die ihr mit diesem Anlasse in einer nahen Weise zu schaffen hattet. Doch habe ich nicht alle diejenigen laden wollen, die sonst noch in unserer Angelegenheit aufgetreten sind, denn es hat sich ja die ganze Stadt Cassano auf diese oder jene Weise in den Fall, welchen ich jetzt richten werde, verfangen. Es ist mir auch gemeldet worden, daß viele sich draußen eingefunden haben, wie jenes Mädchen oder dein schielender Diener, Massimo. Was ich euch zu eröffnen habe, dies hat seine Bedeutung nicht für euch allein, sondern auch für jene unwichtigen Leute, und so werdet ihr es in einer Art, die euch angemessen erscheint, zur Kenntnis jener Übrigen bringen. Ich sitze aber hier zu Gericht nicht über die einzelne Tat eines Menschen, wie ihr vielleicht geglaubt habt. Sondern es hat sich aus einer solchen eine Abfolge von sehr vielen anderen Taten ergeben; und ihr wißt nicht, bis zu welchem Grade sie mir offenbar geworden sind. Ich habe die menschliche Art nicht für so leichtfällig gehalten. Nun aber habe ich gesehen, daß der Mensch nur in Versuchung geführt zu werden braucht, um in Schuld zu fallen. Dies werde ich euch erhärten und einem jeden das Seine geben im Verständnis seiner Antriebe und Handlungen und im Klarsetzen alles Zusammenhängens. Denn ich habe ja von dem herrscherlichen Amte jenen Begriff, daß ein Abbild des Herzensforschers und Weltenrichters in ihm beschlossen liegt.»

Es ging ein Schauer aus seinen Worten über die acht Menschen hin. Einige von ihnen empfanden es mit einem Male sehr deutlich, wie groß der Saal war, der für viele Dutzende Raum geboten hätte und ja nur einer Unterscheidung zuliebe die kleine Halle genannt wurde; es war ihnen, als sei eine riesige Leere um sie her, obwohl doch die Sessel nicht sehr weit voneinander standen.

Der Großtyrann hatte wohl noch geredet in seiner herrscherhaften und überlegenen Art, die ein jeder an ihm kannte, obwohl er ihr nicht in sämtlichen Alltagsdingen ihren freien Lauf ließ. Dennoch dünkte er sie ein wenig verändert. Allein das wurde ihnen nicht recht deutlich, da ja ein jeder sehr stark mit dem eigenen Anteil an den Geschehnissen beschäftigt und so sehr erfüllt von der Erwartung des Kommenden war. Nur Nespoli als dem erfahrensten Beobachter seines Herrn, Nespoli wollte scheinen, es verrate sich in den Bewegungen und Mienen des Großtyrannen eine Unruhe, wie er sie bisher nie an ihm hatte wahrnehmen können. Es fiel ihm eine Blässe des Gesichtes auf und eine ungewollte Beweglichkeit des schmallippigen Mundes, und doch vermochte er, um des Fensterlichtes willen, die Züge des Großtyrannen nicht übermäßig genau zu unterscheiden. Ja, auch aus der Stimme des Gewalthabers meinte er etwas Ungewöhnliches herauszuhören.

Alle sahen sie zum Großtyrannen auf. Nur Monna Mafalda tat das nicht. Ihr mächtiger weißer Zottelkopf war zur Brust gefallen. Aber selbst ihr Schnarchen noch verriet mit seinen heftigen und unregelmäßigen Stößen die wilde und querköpfige Kraft der Greisin. Der Beamte, welcher neben ihr saß, beugte sich herüber, um sie behutsam zu wecken. Doch der Großtyrann blickte hin und verwehrte es ihm mit einem Wink.

Gleich beim Eintritt des Großtyrannen hatte der Rettichkopf begonnen, sich höchst auffällig zu gebärden. Er räusperte sich laut, er zog die Papiere aus der Rocktasche, wendete sie hin und her und knisterte mit ihnen, indem er sie bald auseinander-, bald wieder zusammenfaltete.

Mit einem kleinen Lächeln erwies ihm der Großtyrann endlich den Gefallen, auf ihn aufmerksam zu werden.

«Hast du das Gutachten da?» fragte er.

Der Rettichkopf schnellte in die Höhe, schwenkte sein Papierbündel und begann: «Mit der gnädigen Erlaubnis und nach Auftrag der Herrlichkeit habe ich eine genaueste Vergleichung vorgenommen zwischen der Handschrift jenes Zettels, der im Sterbebett des seligen Pandolfo Confini gefunden worden ist, und allerlei anderen Schriftstücken, die von der Hand eben dieses Seligen...»

Der Großtyrann unterbrach ihn: «Es bedarf keiner Einleitung.»

«So erlaube die Herrlichkeit mir, mein Gutachten zu verlesen! Ich darf vorausschicken, daß ich es in zwei Ausfertigungen hergestellt habe, nämlich einmal in der Volkssprache, und zum zweiten, der Freude an wohlgebildeten Sätzen zuliebe, im Latein; ja, wie ich in Bescheidenheit und Untertänigkeit glaube sagen zu dürfen: in der edelsten Latinität. Und so beginne ich.»

«Gib es her», befahl der Großtyrann.

«Beides?» fragte der Rettichkopf. «Das Lateinische auch?»

«Alles.»

«Und den Zettel des seligen Herrn Confini?»

«Alles.»

Der Rettichkopf trat vor und legte mit einer Verbeugung den ganzen Packen zu den Akten auf das Tischchen. Er blieb wartend stehen, das verzogene Gesicht, dessen enttäuschter Ausdruck von keinem verkannt werden konnte, dem Großtyrannen zugewandt. Dieser winkte ihm mit dem Kopfe, an seinen Platz zurückzukehren, ohne daß er nach den Papieren gegriffen, ja, auch nur einen Blick auf sie geworfen hätte.

«Ich muß jetzt zu dir sprechen, Färber», sagte er. «Ich habe viele Leute in Versuchung fallen sehen, vornehmlich in dieser letzten Zeit. Und auch dich, Färber. Du bist

versucht worden mit der Lockung, in dir selber einen Heiligen zu erblicken. Dieser Versuchung hast du zu begegnen gewußt. Dann habe ich dich versucht mit der Lockung, du könntest dein Geständnis zurücknehmen, den Kerker verlassen und vor allem Übel sicher bleiben. Und in eine besondere Versuchung habe ich dich noch gebracht, indem ich, du wirst dich erinnern, dir jenen Satz aus dem Briefe des Apostels Petrus vorhielt. Auch diesen Versuchungen hast du widerstanden. Einer anderen aber bist du erlegen. Soll ich dir sagen, welche es war? Du hast Gott dienen müssen nach deiner Bestimmung mit deinem Wandel, und du hast eine große Sehnsucht gehabt, ihm statt dessen zu dienen mit einer Tat. Unter dem Wandel verstehe ich ein Leidendes, das unermessliche Geduld fordert, unter der Tat ein Handelndes, das eines unermesslichen Heldentums bedarf. Der Wandel ist ohne Ende, die Tat einmalig. Der Wandel begreift Taten ein, nicht die Tat. Und so erblicke ich in der Tat den Versuch, sich im einmaligen Aufschwung der dauernden Notwendigkeit des Wandels zu entziehen und sich ihr zu entziehen durch eine Steigerung, welche den Wandel hinter sich läßt. Es hat dich verlangt, und dies begreife ich wohl, einen einmaligen heldenhaften Aufschwung zu wählen, dem die Ruhe in Gott folgen sollte, statt eines ständigen Aufschwunges, der schwer, streng und immer gegenwärtig ist, so wie ja mancher aus dem Getreide dem stillen, alltäglichen und getreuen Brot den Kornbranntwein vorzieht, der rasch und beflügelnd in den Kopf aufsteigt. Und so hast du dich von dem Glanz der Tat verblenden lassen und hast deinem mühseligen täglichen Gottesdienst auf Erden entfliehen wollen durch die sturmhafte Erhebung einer Tat, die dich jählings gen Himmel reißen sollte. Dies also war die Versuchung, welcher du erlegen bist. Habe ich nicht recht?»

«Gewiß wirst du recht haben, Herrlichkeit», antwortete der Färber. «Und dennoch habe ich tun müssen, was ich getan habe. Aber daß ich dieser Versuchung erlag, das ist nicht der einzige Grund dafür, daß ich freiwillig jenen Mord eingestand, dessen gerechte Bestrafung ich jetzt von dir erwarte.»

«Ich werde dich später nach deinem anderen Grunde fragen», sagte mit einer kleinen Mißbilligung der Großtyrann, als habe er sich einen genauen Ablauf dieser Unterredung wie auch der ganzen Gerichtsverhandlung vorgesetzt und als sei es ihm nicht recht, daß der Färber ihn durch irgendeine Erklärung von dem beschlossenen Wege abbringen könne.

«Einstweilen», fuhr er fort, «habe ich euch die Eröffnung zu machen, daß dieser Mann sich freiwillig eines Verbrechens bezichtigt, das er nicht begangen hat.»

Die Hörer gerieten in Unruhe. Diomede hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Er griff nach Sperones Hand und preßte sie ungestüm.

«Ich habe es begangen», sagte Sperone verwirrt.

«Lieber, danach habe ich dich jetzt nicht gefragt», versetzte der Großtyrann. «Es wird dir bewiesen werden, daß du nichts mit der Sache zu schaffen hattest. Denn ich werde in kurzem vor allen hier Versammelten den Täter nennen. – Du, Don Luca, hast dich verteidigt mit allerlei Klugheit und Tapferkeit des Herzens, doch möchte es mir wohl denkbar sein, daß auch du in deinem Innern dich hast irren und anfechten lassen. Und ob du, hätte deine Probe, die nun geendigt ist, ein wenig länger gewährt und wäre sie ein wenig härter geworden, nicht auch der Versuchung nachgegeben hättest, dies bleibe unerörtert; vielleicht hat nicht deine eigene Seelenkraft, sondern nur der Gang der äußeren Dinge dich gehindert. Der Widerstreit, welcher in dir angefacht worden ist, ging um ein Luftgespinnst und um ein Nichts, denn ich weiß ja, daß jener Beichtende dir nichts gesagt haben kann von dem, wonach ich dich fragte; und doch ist dieser Widerstreit ein



Abbild gewesen allen Widerstreites, der sich je und je im Gewissen eines Menschen erheben mag.»

Don Luca schlug seine Hände vor das Gesicht, während die Ellbogen sich in das Fleisch der Oberschenkel gruben. Sein großer und bäuerlicher Leib wurde von Schluchzen hin und her geworfen, und zwischen den Fingern tropften klare Tränen hervor. Mit einem Male löste er die Hände vom Gesicht und sah auf. Er erinnerte sich plötzlich jenes Feigenbaumes und er wußte nun, daß er weder verdorren noch der Axt gegeben werde. Er erinnerte sich jenes Wortes, das Christus zu Nathanael sprach: «Da du unter dem Feigenbaume warest, sah ich dich.» Er verstand, daß dieses Wort auch zu ihm gesprochen war, und er sagte es vor sich hin, einmal über das andere, unbekümmert um die Gegenwart der übrigen. Niemand verstand, was er meinte. Er aber hatte nun die Gewißheit der Verheißung, die am gleichen Ort ausgesprochen ist, nämlich, daß er noch Größeres sehen werde als dies.

5

Der Großtyrann hatte in seinem Sprechen innegehalten, bis Don Lucas äußerste Erschütterung gesänftigt war. Er fuhr nun fort: «Dir, mein Massimo, habe ich zu sagen, daß ich dir jene Fristen stellte und jene Bedrohung über dich verhängte, nicht weil ich deine Geschicklichkeit, sondern weil ich die Redlichkeit deines Herzens auf die Probe zu setzen wünschte. Und ich habe auch sehen wollen, ob du ein Vertrauen zu mir hast und zu meiner Einsicht und Gerechtigkeitsliebe oder aber in knechtlicher Furcht vor mir bist. Du aber hast dich von dieser Furcht antreiben lassen, und so hast du das geistesschwache Mädchen beschuldigt. Dies war deine erste größere Abweichung, und von ihr schreibt alles Weitere sich her. Darauf, Monna Mafalda, Monna Vittoria und Diomede Confini, sind jene Begebnisse vorgefallen, die mit eurem Hause ihren Zusammenhang hatten, und ihre Auszweigungen fanden in all diesem Getriebe von Zeugen, Widerzeugen und Widerwiderzeugen.»

Monna Vittoria und Diomede saßen steil aufgerichtet und ohne eine Regung. Monna Mafalda aber, da sie ihren Namen nennen hörte, schrak auf. Sie schaute um sich, leblos und hilflos, so daß es ein jammernswürdiger Anblick war für alle, die in der Halle zugegen waren. Allein gleich darauf wurde sie wieder von ihrer alten Abwesenheit umfassen.

«Ich habe euch auf meine Proben gestellt», so redete der Großtyrann weiter, «indem ich euch den Entzug eurer Besitztümer androhte, und ihr wißt, welche Entschlüsse ihr daraus zogt, und wir alle wissen ja auch, welches Maß an jeder Übeltat sich sonst noch in dieser Stadt ereignete und daß dies alles sich aus der gleichen Wurzel herleitete. Nun weiß ich freilich wohl, daß der giftige Wind, dem ja die Natur vieler Menschen untertan ist, an manchem Ursache gewesen sein muß. Und dennoch graut es mir vor allem, das ich euch habe tun sehen, euch und alle andern Einwohner meiner Stadt.»

Nach diesen Worten winkte der Großtyrann den Rettichkopf zu sich.

«Nimm all dies Papier hier vom Tische, trage es zum Kamin, schlage Feuer und lasse es in den Flammen umkommen bis auf das letzte Blatt. Hüte dich aber, daß du keinen Versuch machst, auch nur eine Zeile zu lesen oder gar etwas auf die Seite zu schaffen.»

«Alles? Herrlichkeit! Auch mein Gutachten in den zwei Ausfertigungen? Und auch das Schreiben des seligen Herrn Confini?»

«Alles.»

«Herrlichkeit!» schrie er kläglich. »Die Herrlichkeit hat ja mein Gutachten noch nicht gelesen, geschweige denn von mir verlesen lassen!»

«Tu, was ich dich heißen habe.»

Der Rettichkopf stöhnte und seufzte erbärmlich. Mit einem Gesicht, das von vollkommener Verzweiflung entstellt wurde, begab er sich zum Kamin. Jeder seiner Schritte schien eine schwer zu leistende Selbstüberwindung.

Der Großtyrann behielt ihn im Auge, bis die Flammen zur Höhe schlugen. Nun hieß er ihn an seinen Ort zurückkehren und sagte: «Sehe ein jeder zu, wie er das Gewicht des von ihm Getanen ertrage.»

Während des Verbrennens war es durchaus still gewesen. Und nur Don Luca hatte mit seiner zitternden Stimme, in welcher doch ein Jubel und ein Lobpreis mittönten, noch einmal vor sich hingesagt: «Da du unter dem Feigenbaum warest, sah ich dich.»

Der Großtyrann fuhr jetzt in seiner Ansprache fort, indem er sehr bedeutsam sagte: «Und nun weiß ein jeder einzelne von euch, welcher Art die Anklagen sind, die hier in Rede stehen, und er weiß auch, gegen wen diese Anklagen sich richten. Gegen den verstorbenen Pandolfo Confini aber oder gegen den Färber Sperone richtet sich keine Anklage, wie denn überhaupt in Sachen des Mordes eine Anklage nicht erhoben werden kann. Die Tötung des Fra Agostino nämlich steht außerhalb der Gerichtsbarkeit. Ich selbst habe sie mit meiner eigenen Hand vollzogen, da ich mich von seiner Verrätereier überzeugt hatte und doch kein Gerichtsverfahren wünschen konnte; denn es ging um sehr heimliche Staatsdinge.»

Über die Lippen des Rettichkopfes kam ein pfeifender Laut, und seine Augen schienen sich aus dem Gesicht drängen zu wollen. Sein ganzer Körper drückte ein entzücktes Schnuppern und Wittern aus. Nespolis runder Kopf sank mit einem Ruck gegen die Brust. Dies mochte eine unbewußte Schutzbewegung sein, damit er den Blicken, die sich nun von allen Seiten auf ihn richten würden, nicht zu begegnen brauchte. Indessen sah niemand ihn an. Alle Augen lagen auf dem Gesicht des Großtyrannen. Nespoli sagte halblaut: «Ich habe es gewußt. Es hat Augenblicke gegeben, da ich es gewußt habe, das erkenne ich jetzt. Aber ich habe es nicht zu wissen gewagt.»

«Du hättest es wissen und wagen müssen», sagte unmitteilid der Großtyrann. «Und du bist ja auch auf diesen Gedanken verfallen, wenn auch nicht als auf einen offenbaren, so doch als auf einen heimlichen, ohne dein eigenes Vorwissen. Allein dann sind deine Furcht und deine Knechtlichkeit über dich gekommen. Nicht so sehr deine Furcht davor, mir ins Angesicht zu sagen: ‚Du, Herrlichkeit, bist der Mörder, es kann niemand anders sein als du‘ – denn dieser Furcht hättest du wohl Herr werden können, da du mir im Confinischen Lusthäuschen jene todesmutigen Dinge gesagt hast. Aber es hat dich eine andere Knechtlichkeit und Furcht beherrscht: nämlich die Furcht davor, dir selber einzugestehen, daß jemand sich aus dir, aus Massimo Nespoli, ein Spiel machen könne, ein Spiel der Probe oder gar der Laune. Denn deine Eigenliebe hat dich wohl dir selber als etwas Unentbehrliches und von Cassano nicht Hinwegzudenkendes gezeigt. Aber wie sehr bist du von ihr abgefallen, als ich mit dem Zettel zu dir kam und die Versuchung, es könne alles von selber zu seiner Ordnung kommen, sich vor dich hinstellte!»

Während dieser Rede hatte die Betäubung, welche mit dem Tatbekenntnis des Großtyrannen über die Anwesenden gelegt worden war, Zeit gehabt, einer wilden Bewegtheit Raum zu machen. Diomede sprang auf und rief, flammend vor Schmerz und Zorn: «Du, Herrlichkeit, hast dir ein Spiel aus allem gemacht? Du hast aus einer kalten Lust die Ehre und den Namen meines Vaters beschmutzen lassen? Und mit welchem Übermaß an Verschlagenheit und Verstellung hast du es getan! Don Luca und der Färber werden von diesen Dingen mehr wissen als ich; aber ich erinnere mich wohl eines Wortes

aus dem Evangelienbuch, daß nämlich Ärgernis sein müsse in der Welt. Allein es ist auch gesagt: Wehe jenem, von welchem das Ärgernis seinen Ausgang nimmt!»

Auch Vittoria war von ihrem Sitz aufgefahren; aufgefahren mit einem Schrei. Diomede stand da, schön und wild in seinem Grimme. Er wurde es nicht gewahr, daß Sperone ihm die Hand auf den Arm legte wie zu einer mißgeschickten Liebkosung. Diomedes Hände lagen geklammert an zwei Sesselknäufen, und sein Oberkörper war vorgeschneit, so, als werde er sich im nächsten Augenblick zu einer Gewalttat auf den Großtyrannen werfen. Allein dann senkte er den Kopf und sagte mit einer schmerzlichen Dämpfung der Stimme: «Du hast mir noch etwas anderes angetan, Herrlichkeit. Du hast das Bild zerstört, das ich von dir gehabt habe.»

Der Großtyrann entgegnete streng: «Vergiß nicht, Diomede, daß ich es bin, der hier zu Gericht sitzt, und nicht du oder sonst einer. Ist jemand unter euch, der es etwa wagt, mir einen Vorwurf zu machen aus der Tötung des Mönchs? Er mag es straflos sagen und ohne Scheu.»

Niemand antwortete. Schließlich erklärte der Beamte in seiner ruhigen Weise, jedoch ohne den geringsten Ton einer Schmeichelei: «Hierin wird keiner die Herrlichkeit tadeln wollen. Das ist Sache des fürstlichen Gewissens, das vor Gott steht.»

Der Großtyrann sagte: «Und da ich mir dies Recht nahm, das mir niemand abstreitet, so nahm ich mir ein anderes von der gleichen Unabstreitbarkeit: nämlich dasjenige, mir einen Erweis zu verschaffen von der Gesinnung und der Gewissenstärke derer, mit denen ich zu tun habe als mit meinen Dienern und Untertanen. Und ich habe sie alle unterliegen sehen vor jeder Versuchung. Auch dich, Diomede, der du so sehr ein Anwalt aller Gerechtigkeit bist.»

«Was hat dieser mit uns getan!» raunte Nespoli erschüttert.

Vittoria aber kehrte in ihren Sessel zurück. Sie schüttelte den Kopf und antwortete: «Darin liegt es nicht, Massimo. Hatte ich denn vergessen können, daß ich ja keine Rechtfertigung mehr erwarten will aus den Handlungen anderer Menschen? Ich habe einzig zu fragen nach meinem eigenen Tun, und so werde ich auftreten und alle Begebnisse ansagen.»

Nespoli schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er:

«Und wenn du das tust, Vittoria, so sage an, daß alles aus meiner Anstiftung geschehen ist. Denn auch ich will keine Schonung mehr.»

6

So stark war Don Luca bestürmt worden vom Überfließen seines Herzens, daß er für den Großtyrannen nur wenig Gedanken haben konnte. Es war ihm auch nicht möglich gewesen, des Großtyrannen Mitteilung von der eigenen Täterschaft in ihrer ganzen Schwerkraft aufzunehmen; dies um so weniger, als ja Don Luca nicht von den geschwinden Menschen war. Und so hatte ein Maß Zeit vergehen müssen, bevor die Verknüpfung aller Einzeldinge sich in seinem Geiste vollzogen hatte. Seine Augen rundeten, sein Mund öffnete sich. Die dichten weißen Brauen zogen sich zusammen, daß fast die Nasenwurzel unter ihnen verschwand. Über die vielen Runzeln seines Gesichts lief eine Bewegung. Er schluckte schwer, er hob seinen grobschlächtigen Leib aus dem Sessel, und er trat langsam an den Großtyrannen heran, indem er einen Fuß auf die Erhöhung stellte. Und nun begann er zu reden, ohne Rücksicht, ohne Schonung und voll einer bäuerlichen Unerschrockenheit.

«Und du selber, Herrlichkeit?» fragte er sehr laut und lauter als alle, die vor ihm in diesem Raum gesprochen hatten, so daß der Hall von den Wänden zurückprallte und über die Hörer hinwegte. «Bist du nicht der Versuchung erlegen wie alle?»

«Welcher?» fragte der Großtyrann zurück, und dem Beamten, der ja nicht so im Innerlichsten mitbetroffen wurde wie die übrigen und daher weniger in seiner beobachtenden Aufmerksamkeit gehindert war, fiel es auf, daß in der Stimme des Großtyrannen eine Beunruhigung sich zu erkennen gab.

«Der ärgsten von allen», antwortete Don Luca. «Der des Gottähnlichseinswollens. Der Versuchung der Schlange im Paradiese, welche unseren Voreltern sagte: ‚Ihr werdet sein wie Gott, indem ihr wissen werdet das Gute und das Böse.‘ Wir andern sind in Versuchungen und Verschuldungen gefallen nach menschlicher Weise und innerhalb der Begrenzung des menschlichen Wesens. Du aber als der einzige hast gesündigt, indem du dich über das Menschliche zu erheben trachtetest und Gott gleich sein wolltest.»

Der Großtyrann schloß die Augen. Doch blieb er unbeweglich und sagte nichts.

Der Beamte sah, daß ein Angriff von großer Kühnheit und Gewalt gegen seinen Herrn gerichtet wurde, ohne daß dieser gesonnen schien, ihn abzuwehren. Daher sagte er mit seiner gleichmäßigen und angenehm klingenden Stimme: «Ihr vergeßt eins, Don Luca. Die Herrlichkeit hat ihren Ort hoch über allen anderen Menschen. So muß es nur ziemlich erscheinen, daß sie auch da, wo sie vor dem Angesicht Gottes sündigen mag – ob sie es tat, hierin habe ich nicht zu urteilen –, über den Schkreis des gemeinen menschlichen Sündigens sich emporhebe.»

«Sprich du jetzt nicht, mein Freund», sagte der Großtyrann leise zu ihm. «Denn ich habe mehr Lust, die Stimmen der Anklage zu hören als die der Verteidigung.»

«Welche Nötigung hat dich genötigt, Herrlichkeit, oder welche Bedrohung dich bedroht?» fuhr Don Luca fort, ohne auf die Einrede des Beamten zu achten. «Ein jeder andere wurde so versucht, daß er aus Zwang und Not eines rettenden Ausweges bedurfte; und er war schwach genug, ihn zu begehen. Wo aber ist deine Entschuldigung? Du hast mit deinem freien Willen dies widergöttliche Spiel angehoben, nicht getrieben von einer Not, sondern einzig von deinem Gelüsten, in Gleichheit Gottes die Schicksale der Menschen zu bewegen und zu beschauen und endlich als ein Weltenrichter über sie zu befinden. Und so hast du des Menschen Fehlbarkeit und Leichtverführbarkeit bestürzender zum Erweis gebracht als diese anderen. So bist du der Urheber aller bösen Geschehnisse in deiner Stadt, und einzig du, Herrlichkeit, hast nichts, was zu deiner Rechtfertigung dienen könnte oder zu einer Milderung des Urteils, wie es doch alle diese anderen haben. Dies ist die Anklage, die hier gegen dich erhoben wird. Und nun weißt du, Herrlichkeit, daß du unter dem Gerichte stehst, ob auch nicht unter dem unseren.»

Mehrfach noch hatte der Beamte versucht, Don Luca durch Zeichen zu bedeuten, er möge einhalten. Er war erschrocken, und er befürchtete einen Zornesausbruch des Großtyrannen. Ja, er erwartete von Augenblick zu Augenblick einen Wink seines Herrn, aufzuspringen und Leute von der Trabantengarde kommen zu lassen, die den Priester in Verhaft zu nehmen hätten. Und selbst Nespoli, welcher in seinem Inneren tiefer aufgerissen worden war als zu all jenen Stunden an der Brücke, im Schwanenzimmer oder Lusthäuschen und noch keine Fassung hatte gewinnen können, selbst Nespoli wollte es aus der Gewohnheit seines höfischen Verhältnisses ungeheuerlich anmuten, daß Don Luca solche Dinge redete vor den Ohren eines ganzen Kreises von Menschen, unter denen ein Mann war wie der Rettichkopf.

Der Großtyrann indessen ließ kein Merkmal des Zornes erkennen. Er saß, ein wenig zusammengesunken, auf seinem hochstehenden Sessel und rührte sich nicht, eine längere und qualenvolle Zeit hindurch.

Danach sagte er mit einer mühseligen Stimme: «Und du, Färber? Was hast du mir zu sagen? Aber du brauchst nicht mehr zu sprechen. Denn ich habe mein Urteil aus deinem Munde gestern nacht im Gartenhause vernommen, und es war ein Wort darunter, das seitdem vorzugsweise meine Gedanken nicht mehr hat verlassen können. Du redest davon, daß in dieser Stadt mehr Dinge vorgefallen seien, als das Gewissen ihres Urhebers zu tragen vermöchte.»

Sperone antwortete ihm mit einem jener Einfälle, an deren oberen Ursprung er glaubte: «Herrlichkeit, ich habe erzählen hören, daß die Deutschen, deren ja manche mit den Kaisern in unser Land kommen, die Redewendung haben, es sehe einer den Wald vor lauter Bäumen nicht. Aber mich dünkt, wir sollten diesen Satz umkehren, und so dürfen wir ihn auf Gott anwenden, indem wir sagen, er sehe vor Wald die Bäume nicht. Hiermit aber will ich meinen, sein Blick gehe nieder aus einer solchen Höhe, daß für ihn jene Unterscheidungen, welche wir wahrzunehmen glauben, nicht statthaben; vielmehr mag vor seinem Auge ein winziger Wald stehen von ebenmäßiger Beschaffenheit, und eine häuserhohe Pappel mag ihm darin nicht anders erscheinen als ein krüppeliges und sich kaum vom Boden hebendes Stachelgewächs. Und so sind vor ihm die uns wichtig dünkenden Unterscheidungen zwischen den Menschen gering, und es bedeutet nichts, ob nun nach menschlichen Maßen die Verschuldung des einen um ein wenig schwerer wiegt als die des anderen.»

Nach diesen Worten Sperones begann der Großtyrann wieder zu sprechen, indem er sich nicht an den Färber allein, sondern an die Gesamtheit der Anwesenden wandte: «Es ist wohi so gewesen, daß ich aufs erste nur mit dir, mein Massimo, jene Probe vorhatte. Darauf aber hatte sich der Umkreis der Handlungen erweitert ohne mein Zutun. Ich habe es auch anfänglich nicht so weit treiben wollen, wie es getrieben worden ist. Allein da überkam mich die Lockung, die Handlungen der Menschen, da ich ja den Wurzelgrund dieser Handlungen kannte, so klar vor mir zu sehen, wie sie vor dem Auge Gottes liegen. Und so habe ich nicht aufzuhören vermocht. Doch verschmähe ich es, mich auf den tückischen Wind als eine Mitursache meines Tuns zu berufen. Darum habe ich auch das Gutachten über die Handschrift geflissentlich hinausgezögert, damit es nicht ein vorzeitiges Ende bewirke. Und ebenso habe ich auch jenes Mädchen, das ihr Perlhühnchen nennt, nicht gefänglich verwahren lassen, was ja doch nahegelegen hätte, damit es einer Beeinflussung seiner Aussagen entzogen würde. Aber ich wollte ja gerade sehen, wie diese Einflüsse wirksam waren, welche Widereinflüsse sie heraufführen mußten und wie dieses Spiel sich fortspinnen würde. Und ich weiß nicht, ob ich heute zu diesem Abschluß hätte herbescheiden können, wenn ich nicht mit dir, Färber, es zu schaffen bekommen hätte. Ich weiß, daß ich ein Zwiefältiger bin, und als ein Zwiefältiger habe ich mit euch Zwiefältigen gespielt. Allein dann bin ich diesem Einfältigen begegnet; mit dem hat nicht gespielt werden dürfen. Du hast, Färber, unter dem, was du mir zu nächtlicher Zeit sagtest, noch ein Wort gesprochen, das sich in mir festsetzte, wenn ich dich auch dies nicht habe merken lassen. Nämlich du sprachst davon, daß du dich dieser Tat bezichtigt hast aus einer Liebe zu den Menschen. Und hier möchte ich dich noch etwas fragen, und ich denke mir, es wird zusammenfallen mit jenem, das du vorhin sagen wolltest, als ich dir meine Ansicht über deine Versuchung auseinandergesetzt hatte. Nämlich: an wen hast du gedacht, da du dich aus deiner großen Liebe hast opfern wollen?»

Sperone antwortete: «Ich sagte es dir, Herrlichkeit. Ich habe dem Taumel ein Ende machen wollen, um alle die Einwohner von Cassano herauszuführen, die sich in ihn verstrickt hatten. Und ich habe das tun wollen, weil ich eine Liebe zu ihnen hatte.»

«Wie ist das zu verstehen?» fragte der Großtyrann. «Du hättest also eine solche Liebe gehabt auch für den Mörder des Fra Agostino, welchen du ja nicht kanntest? Und habe ich Anlaß zu glauben, du habest auch für mich dich aufopfern wollen?»

Sperone errötete und bejahte mit einem Nicken des gesenkten Kopfes.

Vittoria näherte ihre Lippen dem Ohre Nespolis und flüsterte:

«Dieser hat lieben wollen um der anderen willen. Wahrlich, es ist nichts vielförmiger als die Liebe.»

Der Großtyrann sagte: «Es ist also einer gewesen in Cassano, der aus Liebe hat sterben wollen auch für mich.»

Er wollte noch sprechen, aber es versagte ihm die Stimme; dies hatte keiner an ihm erlebt, wie lange sie ihn auch kannten.

## 7

Der Großtyrann wandte sich ab und barg das gesenkte Antlitz hinter den Händen. Es war sehr still, und kaum Atemzüge wurden vernehmlich. Dies währte seine Weile, dann stand Diomede auf und ging auf den Rettichkopf zu, welcher offenen Mundes mit tiefenden Lippenwinkeln den Gewaltherrn aus verzückten Augen anstarrte; seine Zunge lief rasch über beide Lippen hin und her. Diomede sagte halblaut, doch so scharf, daß jeder in der Halle seine Worte verstehen konnte: «Gehe hinaus. Du bist nicht der Mensch, der zugegen sein darf, wenn ein Mann wie die Herrlichkeit sein Herz entblößt.»

Der Rettichkopf spähte unsicher um sich, als suche er nach Beistand.

«Ich habe Ansprüche», erwiderte er schließlich.

«Gehe. Ich stehe dir dafür, daß du zu dem deinigen kommst.»

Der Rettichkopf wollte Einwendungen machen, aber er erschrak vor Diomedes Miene. Diomede streckte die Hand nach ihm aus. Der Rettichkopf, welcher sich bereits bei Diomedes erster Anrede erhoben hatte, ohne daß dies seine Absicht gewesen wäre, huschte davon. Ohne Geräusch schloß er hinter sich die Tür.

Der Großtyrann dauerte eine geraume Zeit in seiner Haltung aus, vor der alle eine Ehrfurcht hatten.

Endlich ließ er die Hände sinken. «Vergebt mir», sagte er in die Stille hinein. «Denn ich bin der Schuldige.»

Alle fühlten, daß es ungeziemend gewesen wäre, eine Antwort zu geben; denn in dieser Bitte des Herrschers lag ihre Gewährung durch die Untertanen beschlossen.

Nespoli durchlief es glühend wie die Ahnung vom Dasein einer anderen Welt, einer Welt außerhalb all jener Ursachen und Folgen, an welche er geglaubt hatte, und doch in jeder von ihnen gegenwärtig, einer Welt ohne Vorbehalte. Es widerfuhr ihm ein plötzliches Aufbluten aller seiner Seelenkräfte, und er fühlte, daß er alle seine künftigen Jahre hindurch werde die Hand ausstrecken müssen nach etwas, das er sich nicht zu deuten noch zu nennen wußte.

Er hätte auf den Großtyrannen zugehen mögen; aber er wandte sein Gesicht zu Monna Vittoria und faßte nach ihrer Hand.

«Vittoria», flüsterte er, «wie wird es werden? Wird es dahin kommen, daß wir einander werden ansehen können? Oder willst du, daß nichts Gemeinsames mehr sei zwischen uns?»

«Die Schuld war uns gemeinsam, Massimo», gab Vittoria zurück, «und so bedürfen wir einer gleichen Vergebung. Welche größere Gemeinsamkeit kann zwischen zwei Menschen sein als diese?»

Nespoli wollte noch etwas sagen, da hörte er die Stimme des Großtyrannen und blieb stumm.

«Sperone, du hast mir vorgestern gesprochen von einem Unterschiede zwischen der unvollkommenen und der vollkommenen Vergebung. Ich weiß, wir Menschen können um unserer Schwäche willen einander nur unvollkommen vergeben. Aber wir wollen versuchen, hierin unser höchstes Maß zu erreichen und zugleich uns jener Vergebung zu versehen, welche vollkommen ist, nicht nur nach dem Willen, sondern auch nach der Wirkung.»

Vittoria stand auf. «Herrlichkeit», sagte sie, «ich an meinem Teil kann diese Vergebung nicht hinnehmen, ehe ich nicht alles bekannt habe.»

«Mit dem Verbrennen der Schriftstücke», versetzte der Großtytann, «habe ich euch bereits angezeigt, daß kein einzelnes untersucht oder weiter beredet werden soll. Es ist ja auch verziehen allen Verleumdern, Meineidigen und Gewalttätern aus dieser Zeit. Vieles ist an den Tag gekommen; das übrige bleibe bedeckt.»

Auch Diomede erfuhr mit dem Wort des Sperone von dem Walde und den Bäumen die neue Erschütterung dieser Stunde. Er fühlte, daß jene sonderbare Gemeinsamkeit, die in Liebe und in Haß zwischen ihm und dem Großtyrannen gewesen war, durch den Färber ihre Besiegelung empfangen hatte. Einen Augenblick noch wunderte er sich, daß er es nicht hatte ertragen können, diesen Mann, der doch sein Feind hätte sein müssen, in solcher Verkleinerung zu erblicken; einen Augenblick noch wunderte er sich, wie das hätte über ihn kommen können, daß er den Rettichkopf hinausweisen mußte, um dem Großtyrannen eine Beschämung zu sparen; doch mochte er hierbei weniger vom Gedanken an den Großtyrannen geleitet worden sein als von der Empörung über die Anwesenheit des Rettichkopfes in einer solchen Stunde.

Jetzt aber sah er auch den Großtyrannen – als zwielichtigen Mann, in welchem ja nach menschlicher Weise Größe und Fehlbarkeit verschlungen waren – in jenes Gedankengebilde vom Morgen einbegriffen, und nun liebte er ihn in seiner Zerbrochenheit stärker als je zuvor, stärker und ohne Einschränkung. Wie es ihm ehemals schwer geworden war, daß der Großtyrann ihn zu einer Feindschaft gegen sich genötigt hatte, so wollte er jetzt fast darüber lächeln, daß er hatte meinen können, zu einem Hasse gegen ihn verpflichtet zu sein.

Diomede hatte bekennen wollen, und sein Bekenntnis war zurückgewiesen worden. Er hatte dem Färber ein Opfer bringen wollen, und gleich dem Sohnesopfer des Abraham war sein Opfer nicht angenommen worden. Er versagte es sich Sperone oder den Großtyrannen von seiner Bereitschaft zu diesem Sühneopfer etwas wissen zu lassen. Denn auch dies Bekennen, denn auch dies Opfer gehörte dem Alten an, das vergangen war.

Gleich den anderen hing auch der Großtyrann eine Zeit über schweigend seinen Gedanken nach, während sein Blick auf der Gestalt des Färbers ruhte. Er wußte wohl, und eben

jetzt wußte er es, daß er nicht geschaffen war zu der vollkommenen Einfalt Sperones. Und doch begehrte er nach einem Ausgang aus all seiner Vielspältigkeit und Mehrsinnigkeit und aus seiner Liebe zum Zwieströmigen, Heimlichen und Durchsetzten; denn dies hatte er ja an dem Färber erfahren, daß Gott ein Herr und ein Freund des Einfachen ist. Er erlaubte sich keinen Selbstbetrug, und er bedachte, daß es ein langer und mühevoller Weg war, welcher vor ihm lag und begangen sein wollte in Härte und in Freudigkeit.

Er sagte: «Ich merke wohl, welch eines Gewissens ich bedarf. Du, mein Massimo, sollst fortfahren, mein Auge, mein Ohr und mein Arm zu sein. Aber von dir, Diomede, denke ich, daß du mein Gewissen zu sein vermöchtest, nämlich das Gewissen meiner Gerechtigkeit. Darum kehre nach Bologna zurück und führe deine Studien zu ihrem Ende. Ich werde dich erwarten.»

«Wie wäre das möglich, Herrlichkeit?» entgegnete Diomede. «Ich weiß nicht, ob du den Umfang meiner Verschuldungen kennst.»

«Ich glaube ihn zu kennen, mein Diomede», versetzte der Großtyrann. «Und eben deshalb habe ich dir meinen Vorschlag gemacht. Glaubst du denn, Petrus hätte zum Fürsten der Apostel werden können und für alle Zeiten zum Hüter der Gewissen des Erdkreises, wenn er nicht dreimal den Herrn verleugnet hätte?»

Diomede schwieg. Der Großtyrann aber kehrte sich zu Sperone.

«Möchtest du dich entschließen, das geistliche Amt anzustreben, so würde ich dich als meinen Beichtiger bei mir haben wollen; denn mir scheint, es ist hier bereits ein Anfang geschehen. Ich werde dich dem Bischof empfehlen und für dich sorgen, bis du die Weihen erhalten hast.»

Sperone antwortete mit einem Lächeln: «Ich danke dir, Herrlichkeit. Aber ich habe wohl nicht den Kopf dazu. Auch hat mir mein Engel von einem solchen Vorhaben nichts ins Herz gegeben. Und wenn ich viel wüßte, so stünde ich ja in Gefahr, verwirrt zu werden.»

«Und was willst du tun? Die Leute werden dir jetzt noch mehr nachlaufen und zusetzen als bisher. Sie werdet dich sehr rühmen.»

«Ich werde die Werkstatt meinem Giovanni überlassen. Ich werde heute noch fortgehen und den Engel bitten, er wolle mir den Weg zeigen. Wie sollte ich denn nach diesem allem ohne Anfechtung in Cassano leben, als ob sich nichts ereignet hätte?»

Damit stand er auf, trat zu Don Luca und bat ihn um seinen priesterlichen Segen. Als er ihn von dem Überraschten erhalten hatte, umfaßte er mit einem Blick den Großtyrannen und die übrigen, verneigte sich und ging zur Tür.

Diomede sprang auf, er wollte ihm nacheilen und ihn halten. Allein in der Tür wandte der Färber sich um, sah ihn an und hob verwehrend die Hand. Diomede begriff schmerzlich, daß er kein Anrecht auf diesen Mann hatte.

Don Luca sagte leise: «Sein Weg wird in die Schmach des Scheiterhaufens führen oder in die Ehre der Altäre. Wir können ihn nicht halten, wir müssen es Gott anheimstellen und ihn bitten, er wolle ihm eine der vielen Wohnungen seines Hauses geben.»

Alle schwiegen sie bewegt. Endlich sprach der Großtyrann:

«Geht jetzt ruhig in eure Häuser. Es wird manches sein, das ihr noch untereinander werdet in seine Ordnung zu bringen haben. Dies mögt ihr in der Stille tun, jeder nach seinem Gewissen. Und auch ihr sollt euch ja gegenseitig vergeben. Morgen werden wir miteinander den göttlichen Leib nehmen und danach den Herrn Confini zu seiner Ruhe bestatten. Und dann werden wir trachten, unser Leben weiterhin zu ertragen, ein jeder nach seiner Weise. Denn dies wird ja von uns gefordert.»



## Stefan Paul Andres

\* 26. Juni 1906 Breitwies bei Trier † 29. Juni 1970 Rom

Autor von Novellen und Erzählungen sowie (später) Romanen, auch Lyriker und Dramatiker; Ausbildung zum Priesterberuf; 1928 Abbruch des Noviziats und Beginn eines Studiums der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in Köln, Jena sowie Berlin; bis 1935 Redakteur beim Reichssender Köln; 1937 Ausreise nach Italien, wo er mit Ausnahme der Jahre 1949–1961 wohnen blieb; einer der Hauptvertreter der sog. Inneren Emigration, die von der christlichen Weltordnung bzw. den unabänderlichen Wirkkräften der Natur spricht, eine Rückbesinnung auf traditionelle Werte fordert und eine religiös motivierte Kritik an totalitären Systemen übt. Hauptwerke: *El Greco malt den Großinquisitor* (1936); *Moselländische Novellen* (1937); *Wir sind Utopia* (1942); Trilogie *Die Sintflut* mit *Das Tier aus der Tiefe* (1949), *Die Arche* (1951); *Der graue Regenbogen* (1959).

### EL GRECO MALT DEN GROSSINQUISITOR

Es traf den Meister Domenicos Theodokopulos wie ein kalter Schlag, als der Kaplan des Kardinals, der eigens von Sevilla nach Toledo herübergeritten war, ihm überbrachte, der Maler el Greco habe am ersten Sonntag im Advent vor Seiner Eminenz zu erscheinen. Derweil er dem Gast eine Erquickung zu reichen befahl mit einem formelhaft höflichen Satz und mit einer wie auswendigen und ganz vergessenen Stimme, prüfte er seine innere Welt, nicht, ob sie gut, sondern ob sie dicht und abgeschlossen sei. Er dachte an seine Freunde, an in den Ohren der Inquisition unliebsame Namen, er dachte an Cazalla, dachte an Äußerungen, die er seinem Gehilfen Preboste über gewisse fromme Bildaufträge getan, er dachte an seine Bilder selber, war im Geiste hier und dort in allen Kirchen und Kapellen und Stiften; die zuckenden Flügelschläge seiner hingeschreckten Angst schatteten und schwirrten über seine Bilder hin, suchten in den Gesichtern seiner Heiligen und seiner Menschen... Er blickte den hungrigen Kaplan nicht an, da er ihm die Schale mit Orangen hinschob, er sah allein die bleichen, beinigen Hände des Priesters, die eine Frucht nur mit der Spitze der Finger faßten und mit den scharfen, langen Nägeln aufstachen. El Greco sah den leuchtenden Saft tropfen und sah immer noch seine Bilder im Geiste an, und der Saft der Orangen stand auf den Stirnen seiner Heiligen, goldener Schweiß; und da die Schale leise krachend sich hob, kam die Frucht unter den spitzigen Fingern hervor.

Lange kann man sich verbergen, dachte el Greco, und er spürte den Schweiß unter den Achseln ausbrechen, bis der Ruhm kommt. Der Ruhm ist das geschliffene Brennglas über unseren Werken; er wird ein Loch sengen, wohin sich der Blick der Welt versammelt. Der Generalinquisitor schickt seinen Kaplan.

»Was wünscht Seine Eminenz von ihrem Diener?« fragte er und hob seinen Blick, aber auf die Schläfe des Priesters, die weit mit Haaren zugewachsen war. »Ihr sollt Euer Malgerät mitbringen, über das übrige wird der Hausmeister mit Euch verhandeln.« El Greco hustete seinen aufgestauten Atem in verhohlener Erleichterung hin und lächelte dem Gast verbindlich zu. Eine Gefahr weicht der andern, dachte er und sprach: »Ich danke Seiner Eminenz für die außerordentliche Ehre.« Er wollte noch mehr sagen, wollte in Worten gegen Sevilla hin einen Kniefall tun, fügte indes nur bei: »Ich wundere mich!« Der Kaplan zögerte mit der Fruchtscheibe in seiner Hand, zögerte wie mit der Hostie

vor der dargebotenen Zunge eines Verdächtigen, dann aß er und nickte: »Ich wundere mich nicht, daß Ihr Euch verwundert. Eure Malart ist neben Juan el Mudo gesehen – sehr – –«, er überlegte, »– fremd zu nennen.« »Mein Geblüt!« schob el Greco ein, »vergeßt nicht, daß ich Grieche bin!« Der Priester, er mochte schon über fünfzig sein, nickte wie vorhin. »Eure Eltern waren schismatisch?« »Das Volk ist nie schismatisch zu nennen; es sind die Priester, die Hirten – – die Grenzen aufrichten und niederreißen!« Der Kaplan horchte auf. Er drückte sich mit gespreizten Händen ein wenig vom Tische ab, sein Stuhl wiegte auf den hinteren Füßen, das Rohr knisterte. Er sprach die Worte el Grecos nach, er murmelte sie, den Maler dabei anblickend, ohne ihn anzublicken. Dann fügte er bei, etwas betonter, nicht mehr murmelnd: »Wenn ein ganzes Volk sich von Rom abreißt, ist auch das kleinste zu Verstand und Vernunft gelangte Kind verantwortlich zu machen. Oder denkt Ihr darüber anders?« El Greco schüttelte heftig den Kopf. »Es wäre sonst wohl zumindest eine Unmenschlichkeit, Unmündige auf den Scheiterhaufen zu stellen!« Er erhob sich dabei, auch der Kaplan erhob sich.

In diesem Augenblick kam der Knabe Manuel herein, el Greco war das Erscheinen seines Söhnchens angenehm; sie sprachen über seine Anlagen und Neigungen, und als der Kaplan sich nach einer Weile verabschiedete, segnete er zuvor den Knaben, der ihm vor der Tür in den Sattel half.

Als die enge Häuserrinne vom Eisen des Pferdes erfüllt war, stand Greco mitten im Gemach, und zum Takt der Hufe maß er mit verlorenen Lippen einige Jamben in seiner Sprache – oh, sie war dem gelösten, verklingenden Schritt des Reittieres näher als die gewichtigen Klänge des Spanischen. Dann sah er sich ratlos um und schrieb einige Namen auf einen Zettel – heute wollte er keine Gäste – und schickte den Diener in die Paläste von Toledo, er solle absagen, el Greco sei krank. »Nur der Arzt soll kommen, Dr. Cazalla, und er soll spät kommen.«

Es ist besser, in der Nacht mit Cazalla in der Bibliothek zu sitzen, auch die Diener sollen es nicht mehr sehen, daß ein Cazalla Nachtgast bei el Greco ist. Dieses Geschlecht hat es an sich, laut zu sprechen. Den andern Cazalla, den Bruder des Arztes, den *Dr. Theologiae* in Valladolid, hat dieser Brustton das Leben gekostet, die heilige Inquisition will keine Brusttöne; aber Cazalla soll kommen. Was will Manuel? Der Vater trägt sich mit dem Bildnis des Generalinquisitors; während dieser Zeit soll er nicht mit seinem Söhnchen spielen. »Geh Manuel, wo ist die Kinderfrau? – Geh, Vater muß in die Werkstatt.«

El Greco geht auch nicht in die Werkstatt. Preboste wird allein fertig. Preboste braucht nur einen Blick auf die graubrüchigen Tongestalten zu tun. Die Palette hat er selbst zusammengesetzt – er drückt sich auf die Augen, dann steigen langsam Sterne auf und Kreise wallen nach allen Seiten, das sind el Grecos Farben: in der Gefolgschaft der Sterne, im Schwanz der Kometen, die immer da sind, sooft man sich auf die Augäpfel drückt, bis sie schmerzen. Preboste, der gute, entdeckt sie erst auf Grecos Palette, ah, mit einem diebischen Blick über die Schulter; Preboste sieht dann dumm aus in seiner schnellen und heimlichen Schläue. Preboste nimmt die Farbe als Außenseite der Welt, er hält die Welt für angestrichen; wie er sich irrt, der gute Hidalgo. Preboste malt jeden Greco, wenn er die Palette hat und die Tonmodelle, aber Seine Eminenz Nino de Guevara, den muß el Greco selber malen gehen, nach Sevilla, am ersten Sonntag im Advent. Und malen kann man doch nur Menschen oder Heilige, Menschen, wie sie sind, Heilige, wie die Menschen nicht sind.

El Greco gedachte einer Begegnung. Im Eskorial, aus dem Schlund des unendlichen Korridors kamen ein roter Strich und ein schwarzer. Der rote war lang, der schwarze

klein, der rote bewegte sich unter den Falten seiner Moiréseide wie auf Rollen, man sah keine Schritte, der schwarze hinkte und stützte sich auf einen Stock. Das waren Nino und Philipp. Sie kamen zur Besichtigung seines Gemäldes vom Martyrium des Heiligen Mauritius und der thebaischen Legion, eben als er seinen Namen in griechischen Lettern auf das Bild gesetzt hatte: Domänikos Theodokopulos-kräs. Der Name steht auf einem Schildchen, zu dem eine Viper sich reckt, als wollte sie den Namen lesen; die gemalte Viper, die sich hinter einem Stein emporwindet.

Philipp ließ sich auf einem Sessel nieder, el Greco hört noch immer den männlich verhaltenen Seufzer des von der Gicht immerwährend geplagten Königs. Oder war der Seufzer dem Bilde geopfert, das der König zum erstenmal sah? »Diesen Helden verdanken Wir nicht zuletzt Unsern Thron«, sprach Philipp, aber ernsthaft, ohne Lächeln – er kannte keine Ironie in einem Satz, in dem ein Thron stand. Der Kardinal reckte sich, als wolle er die Worte des Königs überhören, so schien es Greco, zu dem Bilde hin, und dann blitzten seine Brillengläser den Maler an. »Eine Schlange, warum eine Schlange, die Euer Namensschild ins Licht hebt?« »Verzeiht, Eminenz, die Viper trägt nicht mein Namensschild, es ist etwas undeutlich, sie reckt sich nur zu der Schrift. Mein Name soll allem Bösen den Eintritt in das Bild verwehren, der Name ist ja die Pforte des Werkes; das Böse soll vor der Pforte liegenbleiben und sich fürchten.« Der Kardinal nickte mit den Augendeckeln hinter den Gläsern, als hätte er verstanden, sprach dann: »Uns scheint, daß der Name eines Menschen das Böse nicht bannen kann, wie wir zur Zeit in allen Ländern Europas sehen. Im Namen des Menschen wird der Hochmut und daraus der Irrtum und daraus die Zwietracht und daraus die Schwäche des Reiches Gottes beschworen.« Philipp seufzte, zu seinen Knien greifend, fuhr sich aber dann über sein blondes, schütteres Haar. El Greco sprach: »Verzeiht, Eminenz, aber mir scheint, daß der Mensch, der ein Werk schafft, Gottes voll sein muß, und so ist sein Name eine Beschwörung Gottes, wie es ja die Namen Ihrer Katholischen und Apostolischen Majestäten auch sind, bei uns freilich in kleinerem Maße.« »Das Bild sei fertig, wenn es Uns auch nicht gefällt«, sprach Philipp dazwischen, er schien dieses Gespräch nicht zu billigen. Die Diener kamen auf seinen Wink näher, und der rote und der schwarze Strich gingen davon; el Greco sieht immer noch den abgeschabten Samt des Königs und die schillernde Moiréseide des Kardinals.

Das war im Eskorial vor einem fertigen Bild; nun ist es in Toledo vor einem aufgetragenen, das Herz klopft auf die gleiche Weise.

In dieser Stunde verwünschte el Greco seine Ruhmsucht, die ihn aus der freien Luft Venedigs in den Bannkreis des Eskorial getrieben hatte. Wahrhaftig, nicht umsonst hat Philipp dem nüchtern pathetischen Mönchspalast die Form eines Bratrostes gegeben, zum Andenken an den gebratenen Märtyrer Laurentius, an dessen Tag sein Feldherr die Franzosen schlug. Auf diesem spitzigen Dächerrost liegt die Welt gebraten, und verbranntes Fleisch stinkt, und die Scheiterhaufen werfen ihren Schein auf die Palette, man braucht sich nicht einmal auf die Augäpfel zu drücken. Also für den Thron, für den Thron Philipps starb die thebaische Legion... das gefiel freilich Nino de Guevara nicht: sie starb für den Apostolischen Stuhl.

El Greco lachte in seiner Stube in Toledo, sein bleiches Gesicht färbte sich rot vor Lachen. Die Schlange vor meinem Namen, o bester Einfall meines Lebens, ohne Tonmodell floß die Schlange ins Bild. Die Viper soll den Namen el Grecos nicht entziffern! Und wenn Nino de Guevara gemalt im Bild steht, braucht keine Schlange mehr unter mein Namensschild, und wieder lachte er, doch leiser, er hörte den Diener kommen. Dr. Cazal-

la sei seit einer Woche in Madrid, meldete der Diener. In Madrid? Dann kann er nur im Eskorial sein, im Eskorial herrscht die Gicht. Das ganze Spanische Reich hat die Gicht: der König, das Heer, die Flotte, – alles ist steif, geschwollen, unbeweglich geworden. Welch eine gewaltige Krankheit, dachte er, die ein ganzes Zeitalter zu Tode bringt.

Dann spät in der Nacht, er wachte immer noch, pochte es. Er ging selber öffnen. In eine große Kappa gehüllt, trat Dr. Cazalla ein, und erst in der Bibliothek legte er den Mönch ab. Sein Gesicht stand auf dem Teller der Krause bleich und verstört. »Seine Majestät ist gestorben, vorgestern.« Die Bücherregale stehen plötzlich schief, die Tische und Sessel scheinen hinzugleiten, wie auf einem Schiff, das sich zur Seite legt; el Greco spreizt seine Beine. »Was wird nun aus der Welt?« will er sagen und sagt es dann. Dr. Cazalla reißt die Augen auf: »Was sagt Ihr? Wißt Ihr, daß der König so sprach, mit denselben Worten, als ich am Vorabend auf eine kurze Weile bei ihm allein war? Was wird aus der Welt?« El Greco wandte dem Freunde den Rücken. So sprach er, zu den Büchern blickend, als läse er in ihnen durch die Hüllen hindurch: »Mein Ausruf beweist, wie sehr wir alle, trotz inneren Widerstrebens, von der Notwendigkeit der Despoten überzeugt sind. Wir sprechen schon mit ihren anmaßenden Worten ihre Unersetzlichkeit aus! Es wird Zeit, daß alle, die im geheimen wissen, daß die Erde nicht Mitte der Welt ist, auch keinem Menschen mehr einräumen, Mitte der Menschen zu sein. Wir haben eine andere Mitte. Und so atmet das Land auf beim Tode eines Herrschers, und wäre er selbst erträglicher gewesen als Philipp – es ist ein Entgürten und Entwappnen, die Erwartung eines Unglaublichen, das die Lenden eines Reiches schwellt.« »Was haben wir zu erwarten«, murmelte Cazalla düster, und dann hob sich seine Stimme: »Ich habe Philipp gehaßt wie Ihr, aber wer einen Gehaßten wie einen König sterben sieht, vergißt ihm alles. Philipp wußte, wie er gehaßt wurde; er sprach zu mir: ›Cazalla, Unsere Gicht ist der Haß des ganzen Landes, aber Wir haben Uns an Unsere Gicht gewöhnt, sie ist der wahre Anteil der Herrscher.«

[...]

Da fuhr hinter ihnen, über ihre Häupter weg, ein Blitz. Sie sahen ihn nicht selber, sie sahen nur die wogende Wand der Wolken, blitzweiß, vom Wind zerblasen in schwarzen Lücken, und der Donner schien aus dem Gewölbe der Wolken zu kommen; das Gewölbe stürzte dröhnend ein, und die Dunkelheit verschlang alles, nicht aber das Bild in el Grecos Augen. Er sah es noch: die schmale, zum Fluß herabblautende Mauer, wie das Rückgrat des Berges; den spitzen Turm wie ein Händefalten der Erde; den Palast, trotzig und fest, aber geduckt; die Häuser gelb und mit leeren, schwarzen Fensterhöhlen.

Als der Regen mit scharfem Prasseln einsetzte, seufzte Cazalla: »Ich möchte wissen, warum wir hier stehen, während die andern schlafen oder beten! Und es ist das Beste: schlafen oder beten, wenn der Himmel sich so furchtbar zeigt!« El Greco sagte: »Nennet Ihr diesen Vorgang auch furchtbar, wenn er ohne Gefahr wäre für Euch oder die andern?« Cazalla schüttelte den Kopf: »Dann wäre er nur noch schön!« »Oh, Cazalla«, el Greco lachte mit hoher Stimme, »oh, Cazalla, ich werde dieses Bild malen, und keiner wird von diesen meinen gemalten Blitzen erschlagen, er wird nicht an den Tod durch Blitz denken vor meinem Bild, und er wird es doch furchtbar finden, das Große ist furchtbar; Gott ist furchtbar, nicht der Tod, nicht Nino und sein Anhang!«

Am andern Tage ging el Greco in die Werkstatt und begann das nächtliche Gesicht, in dem er Toledo gesehen, auf die Leinwand zurückzustrahlen. Preboste war still und konnte nicht arbeiten.

[...]

In der Oktav von Epiphanie kam der Tag, da el Greco das Bildnis des Generalinquisitors beendete. Dr. Cazalla war immer noch anwesend, den Zustand des Genesenden von allen Seiten und zu allen Zeiten des Tages wie ein mit seiner Arbeit ehrgeizig Unzufriedener überwachend. Der Arzt Cazalla war die Tür geworden, an der in den letzten Wochen jeder anpochen mußte, der zum Kardinal wollte, auch el Greco, der ebenso ruhelos kam und ging, bis zu jenem Tag in der Oktav von Epiphanie. Der Kardinal war willig und gehorsam gewesen, und obgleich die Aktenstöße im Zimmer des Sekretärs sich häuften, ließ er sich leichte Verse vorlesen, eben wie Cazalla sie richtig fand auf eine beschworene Galle, und el Greco fand den Kardinal jeden Tag eine Stunde für sich bereit. »Wir müssen neue Kräfte sammeln«, pflegte Nino de Guevara ganz unvermittelt in das Schweigen zu murmeln, als wollte er seine Müßigkeit entschuldigen. Dann floß in seine über die Stuhllehne hängenden Hände eine Welle wie in einen schlaffen Schlauch, und das Ende des Schlauches, die Finger krümmten sich einmal, und wieder hingen die Hände wie sonst da, müßig und bereit.

El Greco sah es, er wartete immer auf die Welle in den Händen, wenn der Generalinquisitor von seinen sich anhäufenden Verpflichtungen sprach. Und er wartete auf das kurze, ungeduldige Wimpernschlagen hinter der Brille.

Vielerlei Tiere sind in der Menschen Augen wie in den Käfigen der Tierzwinger; da geht es mannigfaltig um von Gier, List, Trägheit und Blutausch, meist jedoch ungefährlich und durch Sitte und Angst vergittet. Gefährlich aber sind Ninos Augen. Wie im kühlen Dunkel der Krypta ist da alles unbewegt und ineinander. Und was der Arglose für einen Stab hält, ist das gefährlichste der Tiere, dem Stab des Moses gleich, der hingeworfen zur Viper wird. El Greco denkt an Höhlen, in denen Drachen hausen. Er denkt auch daran, daß die Drachen einen Schatz behüten. Es sind Kryptenaugen wie die meinen, denkt el Greco, sie sind traurig wie die meinen; in diesen Augen sind Gräber. O diese kalte, steinerne Schwermut in den Augen des Inquisitors! Vielleicht verdirbt sie den Sinn des Bildes, und die Menschen übersehen die Schlange in der Nacht dieser Traurigkeit. Was traurig ist, rückt in das Reich des Menschlichen. Soll man die Schwermut also dämpfen? Plötzlich reckt er den Kopf an der Staffelei vorbei und stiert den Generalinquisitor an. Sein Blick fragt lange nur das eine: Was hütet die Schlange? Den Schatz der großen Traurigkeit, welche die Welt erkannt hat? Bist du traurig, wie meine Heiligen es sind? Ein trauriger Henker?

Indem erhob sich Nino de Guevara und kam langsam auf el Greco zu, kam hinter die Staffelei. »Laßt mich sehen!« sprach er kurz. Es war das erstemal, daß er sein Bild betrachtete. El Greco zögerte. Indes der Kardinal winkte, als el Greco mit gepreßten Lippen daneben stand, und schob dann mit eigener Hand das Bild halb gegen das Fenster. Dort stand Cazalla und sprach: »Eminenz, seid auf Eure Gesundheit bedacht!« Nino de Guevara hörte diese Worte, eine kurze Bewegung des Kopfes zum Fenster schien zu einer Antwort auszuholen, aber die Augen blieben an seinem Bildnis haften; und so stand er mit verdrehten Augen da und vergaß die Antwort; seine Hände hoben sich aus den Falten, sie wollten eine abwehrende Bewegung zum Arzt hin tun oder das Bild noch mehr ins Licht ziehen, man konnte es nicht wissen, denn die Bewegung stockte im Blick auf das Bildnis, und der Zeigefinger der Rechten kratzte in der hohlen Linken. Wer sah den Kardinal je eine solch lächerliche, verlorene Bewegung tun, kratzte er sich doch immer noch mit dieser kleinen, affenschnellen Bewegung, bei der nur der Zeigefinger lebendig, sonst aber alles erstarrt war. Endlich sagte er mit einer ganz kleinen, belegten Stimme: »Seide?« »Ja, Seide«, antwortete el Greco. Bei dieser Stimme schien Nino de

Guevara zu erwachen, er ließ seine Hände sinken und sagte, nun schon bestimmter: »Wir tragen aber winterliche Wolle!« »Und ich malte Seide«, wiederholte el Greco.

»Seid Ihr fertig?« fragte dann de Guevara mit gewohnter Stimme, und als el Greco jäh den Kopf schüttelte und das Bild herumschieben wollte, befahl er: »Das Bild ist fertig! Es soll fertig sein – oder – was fehlt noch?« Der Kardinal war bleich. El Greco wollte sich Zeit schaffen und sagte: »Mein Name fehlt noch.« »Und die Schlange davor?« Der Generalinquisitor lächelte boshaft. Da erbleichte auch el Greco und sprach: »Nicht davor, darinnen fehlt sie; zwar fehlt sie nicht, Ihr seht es, doch ist sie nicht so aufgerichtet wie jetzt in Euren Augen, Eminenz!« Der Kardinal, er überragte el Greco um eine halbe Haupteslänge, schüttelte den Kopf; man wußte nicht, was in seiner Stimme war, Hohn oder kühl entrückter Glaube: »Theodokopulos, wer sprach diese Worte: Gleich wie Moses die Schlange in der Wüste aufgerichtet hat – auch die Schlange bildet Christus vor, alles kann ihn Vorbilden. Die von Schlangen gebissen sind, sollen durch das Bild von Schlangen geheilt werden!«

Und dann wandte er sich Cazalla und wieder el Greco zu, und als wollte er sie mit diesem Blick zusammenmähen, fragte er: »Seid ihr geheilt?« El Greco antwortete nicht, er setzte seinen Namen unter das Bild; er hörte dabei Dr. Cazallas Stimme in seinem brausenden Ohr: »Eminenz, Ihr seid geheilt, allein ich weiß nicht, für wie lange.« Darauf sprach der Generalinquisitor, und das war sein letztes Wort, mit dem er beide entließ: »Nach des Arztes Willen sollten Wir in Zukunft nur Unserer Galle dienen. Unsere Galle aber dient der Heilung der Welt. Denn der Arzt, das wißt ihr, stirbt an seinem Heilen!«

Mit diesen Worten in den Ohren ritten sie durch die wüsten Berge nach Toledo, eine Woche lang; und es kam der Bote des Generalinquisitors und entlohnte sie, den Maler und den Arzt. Und die Scheiterhaufen der heiligen Inquisition regten sich wie die neugestärkten Lebensgeister Nino de Guevaras.

Da die beiden nun warteten, ob der andre Bote des Generalinquisitors zu ihnen komme, warteten sie vergebens.

El Greco aber schrieb später den Namen des Generalinquisitors in jene Liste, wo seine Heiligenbilder verzeichnet standen. Und als Cazalla darüber höchlichst verwundert war, lächelte er und wies auf die beträchtliche Summe, die der Kardinal geschickt hatte.

»Seht, er zahlt das Zehnfache des geizigen Philipp – und ich wollte ihm zehnfach übler als dem schlimmen König. Ich habe sein Gesicht erkannt, und dafür ist er dankbar, wie selten ist das! Er ist ein Heiliger um seiner Schwermut willen, ein trauriger Heiliger, ein heiliger Henker! Er hat Kryptenaugen«, sprach el Greco leise, »und wo sie im Dunkel seines Hauptes und seiner Welt münden, wissen wir nicht.«

## Klaus Mann

\* 18. November 1906 München † 21. Mai 1949 Cannes (Durch Selbstmord)

Autor von Erzählungen und Romanen; ältester Sohn Thomas Manns; erste Erfolge bereits 1924 durch Veröffentlichungen in Zeitschriften, u.a. als Theaterkritiker; frühe Auseinandersetzung mit dem Vater und dem bürgerlichen Elternhaus (Bekenntnis zur Homosexualität, Neigung zum Drogenkonsum, extravaganter Lebensstil); 1929 Weltreise mit Schwester Erika; 1933 Flucht über Paris nach Amsterdam (dort Herausgeber der Exilzeitschrift „Die Sammlung“); seit 1936 in den USA (1942 Eintritt in die US-Army); 1944/1945 Rückkehr nach Deutschland als amerikanischer Kriegskorrespondent; Freitod aus politischer Enttäuschung und privaten Gründen. Hauptwerke: *Kind dieser Zeit* (1932); *Treffpunkt im Unendlichen* (1932); *Flucht in den Norden* (1934); *Symphonie pathétique* (1935); *Mephisto* (1936); *Der Vulkan* (1939); *Der Wendepunkt* (1952, englisch 1942).

## MEPHISTO ROMAN EINER KARRIERE

### VII DER PAKT MIT DEM TEUFEL

Wehe, der Himmel über diesem Lande ist finster geworden. Gott hat sein Antlitz gewendet von diesem Lande, ein Strom von Blut und Tränen ergießt sich durch die Straßen aller seiner Städte.

Wehe, dieses Land ist beschmutzt, und niemand weiß, wann es wieder rein werden darf – durch welche Buße und durch welch gewaltigen Beitrag zum Glück der Menschheit wird es sich entschulden können von so riesiger Schande? Mit dem Blut und den Tränen spritzt der Dreck von allen Straßen aller seiner Städte. Was schön gewesen ist, wurde besudelt, was wahr gewesen ist, wurde niedergeschrien von der Lüge.

Die dreckige Lüge maß sich die Macht an in diesem Lande. Sie brüllt in den Versammlungssälen, aus den Mikrofonen, aus den Spalten der Zeitungen, von der Filmleinwand. Sie reißt das Maul auf, und aus ihrem Rachen kommt ein Gestank wie von Eiter und Pestilenz: der vertreibt viele Menschen aus diesem Lande, wenn sie aber gezwungen sind zu bleiben, dann ist das Land ein Gefängnis für sie geworden – ein Kerker, in dem es stinkt.

Wehe, die Apokalyptischen Reiter sind unterwegs, hier haben sie sich niedergelassen und aufgerichtet ein gräßliches Regiment. Von hier aus wollen sie die Welt erobern: denn dahin geht ihre Absicht. Sie wollen herrschen über die Länder und über die Meere auch. Ueberall soll ihre Mißgestalt verehrt und angebetet werden. Ihre Häßlichkeit soll bewundert sein als die neue Schönheit. Wo man heute noch über sie lacht, soll man morgen vor ihnen auf dem Bauche liegen. Sie sind entschlossen, die Welt anzufallen mit ihrem Kriege, um sie dann demütigen und verderben zu können – so wie sie heute schon das Land, das sie beherrschen, demütigen und verderben: Unser Vaterland, über dem der Himmel finster geworden ist und von dem Gott sein Antlitz zürnend gewendet hat. Es ist Nacht in unserem Vaterlande. Die schlechten Herren reisen durch seine Gaue – in großen Automobilen, in Flugzeugen oder in Extrazügen. Sie reisen eifrig umher. Auf allen Marktplätzen plappern sie ihren Schwindel. An jedem Orte, wo sie oder ihre niedrigen Helfer erscheinen, erlöscht das Licht der Vernunft, und es wird finster.

Der Schauspieler Höfgen befand sich in Spanien, als, dank den Intrigen im Palais des ehrwürdigen Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls, jener Mann mit der bellenden Stimme, den Hans Miklas und mit ihm eine große Anzahl unwissender und verzweifelter Menschen ihren «Führer» nannten, Reichskanzler wurde. Der Schauspieler Hendrik Höfgen spielte den eleganten Hochstapler in einem Detektivfilm, zu dem die Außenaufnahmen in der Nähe von Madrid gedreht wurden. Nach einem anstrengenden Tage kam er abends müde ins Hotel zurück, kaufte sich beim Concierge Zeitungen, und erschrak. Wie – der großsprecherische Geselle, über den man sich so häufig lustig gemacht hatte im Kreise geistvoller und fortschrittlich gesinnter Genossen – er sollte nun plötzlich der mächtigste Mann im Staate sein?! – Das ist ja scheußlich, dachte der Schauspieler Höfgen. Eine scheußliche Ueberraschung! Und ich war fest davon überzeugt gewesen, diese Nazis brauchte man nicht ernst zu nehmen! So ein Reinfall!

Er stand in seinem schönen, beigefarbenen Frühlingsanzug in der Halle des Hotel Ritz, wo ein internationales Publikum die unheilswangeren deutschen Vorkommnisse und die Reaktion der Börse auf sie besprach. Dem armen Hendrik wurde es heiß und kalt, wenn er bedachte, was ihm nun bevorstehen mochte. Zahlreiche Personen, denen er immer nur Böses angetan, würden jetzt vielleicht die Möglichkeit haben, sich an ihm zu rächen. Cäsar von Muck zum Beispiel: ach, hätte er sich doch nur ein wenig besser mit dem Blut- und Boden-Dichter gestellt, anstatt alle seine Stücke abzulehnen! Was für unverzeihliche Fehler hatte man gemacht – nun begriff man es, und es war zu spät. Es war zu spät, man hatte bei den Nazis lauter unversöhnliche Feinde. Sogar an den kleinen Hans Miklas mußte der erschütterte Hendrik denken – was hätte er nun drum gegeben, jenen unseligen Zwischenfall im Hamburger Künstlertheater ungeschehen machen zu können! Welche Bagatelle war denn damals der Anlaß gewesen für einen Zank, der sich nachträglich als so beklagenswert herausstellte? Eine Aktrice namens Lotte Lindenthal: sehr wohl möglich, daß selbst aus dieser plötzlich eine Person geworden war, die im entscheidenden Grade nützen oder schaden konnte...

Mit wankenden Knien betrat Hendrik den Lift. Eine Verabredung, die er für den Abend mit einigen Kollegen getroffen hatte, sagte er ab. Er ließ sich das Diner auf seinem Zimmer servieren. Nachdem er eine halbe Flasche Champagner getrunken hatte, wurde seine Stimmung etwas zuversichtlicher.

Man mußte kühl und gefaßt bleiben, sich vor Panikstimmungen hüten. Dieser sogenannte «Führer» war also Reichskanzler – schlimm genug. Immerhin war er noch nicht Diktator und würde es aller Wahrscheinlichkeit nach niemals werden. Die Leute, die ihn an die Macht geholt haben, diese Deutschnationalen, werden schon dafür sorgen, daß er ihnen nicht gar zu sehr über den Kopf wächst, dachte Hendrik. Dann fielen ihm auch die großen Oppositionsparteien ein, die doch schließlich noch existieren. Die Sozialdemokraten und die Kommunisten würden Widerstand leisten – vielleicht bewaffneten Widerstand –: so beschloß Hendrik Höfgen in seinem Hotelzimmer und bei seiner halben Flasche Sekt, nicht ohne lustvolles Gruseln. Nein, bis zur nationalsozialistischen Diktatur war es noch weit! Vielleicht würde die Situation sogar überraschend schnell umschlagen: der Versuch, das deutsche Volk dem Faschismus auszuliefern, konnte enden mit der sozialistischen Revolution. Dergleichen war sehr wohl möglich, und dann würde sich herausstellen, daß der Schauspieler Höfgen ungemein schlaue und weitblickend spekuliert hatte. – Angenommen aber sogar, die Nazis blieben an der Regierung: was hatte er, Höfgen, schließlich von ihnen zu fürchten? Er gehörte keiner Partei an, er war kein Jude. Vor allem dieser Umstand – daß er kein Jude war – erschien Hendrik mit einemmal ungeheu-



er tröstlich und bedeutungsvoll. Was für ein unverhoffter und bedeutender Vorteil, man hatte es früher gar nicht so recht bedacht! Er war kein Jude, also konnte ihm alles verziehen werden, selbst die Tatsache, daß er sich im Kabarett «Sturmvogel» als «Genosse» hatte feiern lassen. Er war ein blonder Rheinländer. Auch sein Vater Köbes war ein blonder Rheinländer gewesen, ehe die finanziellen Sorgen ihn grau werden ließen. Und seine Mutter Bella wie seine Schwester Josy waren einwandfrei blonde Rheinländerinnen.

«Ich bin ein blonder Rheinländer», trällerte Hendrik Höfgen, vom Sektgenuß wie vom Resultat seiner Ueberlegungen erleichtert, und er ging guter Dinge zu Bett.

[...]

Hingegen standen die fulminanten Ueberraschungen erst bevor. Als Höfgen in Paris eintraf, war das erste, was er erfuhr, die Nachricht vom Brande des deutschen Reichstags. Hendrik, durch seine langjährige Tätigkeit als Schurkenspieler geübt im Erraten krimineller Zusammenhänge und nicht ohne natürlichen Instinkt für die niedrigen Kombinationen der Unterwelt, begriff sofort, wer diese provokatorische Untat ersonnen und ausgeführt hatte: die ruchlose und dabei infantile Schlaueit der Nazis hatte sich ja eben an jenen Filmen und Theaterstücken geübt und entzündet, in denen Hendrik die Hauptrollen zu spielen pflegte. Höfgen konnte sich nicht verbergen, daß sich in den Schauer, den er über den rohen Trick dieser Brandstiftung empfand, ein anderes Gefühl mischte, welches Behagen und beinahe Wollust war. Die verderbte Phantasie von Abenteurern entschloß sich zu dem frechen, leicht durchschaubaren Betrug, der nur deshalb Erfolg haben konnte, weil in Deutschland selber niemand mehr wagen durfte, die Stimme gegen ihn zu erheben, und weil die übrige Welt, auf ihre eigene Ruhe mehr bedacht als auf die Sittlichkeit europäischen Lebens, nicht geneigt schien, sich in die unheimlichen Affären dieses verdächtigen Reiches zu mischen.

Wie stark das Böse ist! dachte der Schauspieler Höfgen unter ehrfürchtigen Schauern. Was es sich alles leisten und ungestraft herausnehmen darf! – Es geht in der Welt wirklich zu wie in den Filmen und Stücken, deren Held ich so häufig gewesen bin. Dies war für den Augenblick das kühnste, was er zu denken wagte. Aber ahnungsweise und ohne es sich noch eingestehen zu wollen, empfand er zum ersten Male einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem eigenen Wesen und jener anrühigen, verderbten Sphäre, in der vulgäre Schurkenstreiche, wie diese Brandstiftung, ersonnen und ausgeführt wurden.

[...]

Andererseits begann in den vielen einsamen Stunden, die er in seinem Hotelzimmer, auf den Brücken, Straßen, in den Cafés der Stadt Paris verbrachte, ein dunkler Trotz in ihm zu wachsen – ein guter Trotz, das beste Gefühl, das er jemals aufgebracht hatte. – Habe ich es nötig, das Mordgesindel um Verzeihung anzubetteln? – dachte er dann. Bin ich denn auf sie angewiesen? Hat mein Name nicht schon internationalen Klang? Ich könnte mich überall durchbringen – es würde wohl nicht ganz leicht sein, aber es müßte gehen. Welche Erleichterung, ja welche Erlösung würde es bedeuten: stolz und freiwillig mich zurückzuziehen von einem Lande, wo die Luft verpestet ist; mit lauter Stimme die Solidarität zu erklären mit jenen, die kämpfen wollen gegen das blutbefleckte Regime! Wie rein würde ich mich fühlen dürfen, könnte ich mich durchringen zu solchem Entschluß! Was für einen neuen Sinn, welch neue Würde bekäme mein Leben!

Mit diesen Stimmungen, die sehr heftig und auf eine düstere Art genußreich waren, aber nie lange standhielten, stellte sich regelmäßig ein Bedürfnis ein, Barbara wiederzusehen und lange mit ihr zu sprechen – Barbara, die er seinen guten Engel genannt hatte: wie dringend brauchte er sie gerade jetzt! Aber er war seit Monaten ohne Nachricht von

ihr, er wußte gar nicht, wo sie sich befand. Wahrscheinlich sitzt sie auf dem Gut der Generalin und kümmert sich um nichts! dachte er bitter. Ich habe es ihr ja vorausgesagt, sie werde noch dem faschistischen Terror interessante Seiten abgewinnen. So mußte es kommen: Ich bin der Märtyrer, ich irre durch die Straßen dieser fremden Stadt; sie aber plaudert vielleicht gerade mit einem von diesen Mördern und Folterknechten, wie sie mit Hans Miklas zu plaudern pflegte...

[...]

Der bedeutungsvolle Brief war von der kleinen Angelika Siebert – wer hätte gedacht, daß gerade sie, die von Hendrik stets grausam-hochmütig übersehen worden war, noch einmal eine so entscheidende Funktion in seinem Leben haben sollte! Wie lange hatte Höfgen nicht an die kleine Siebert gedacht, und da er nun versuchte, sich ihr Antlitz vorzustellen – dieses lebenswürdige und ängstliche Gesichtchen eines dreizehnjährigen Bubens, mit den kurzsichtigen zusammengekniffenen, hellen Augen – kam ihm vor, als ob es immer tränenüberströmt gewesen wäre. Hatte die kleine Angelika nicht beinahe unaufhörlich geweint? Und hatte man ihr nicht recht häufig Anlaß zum Weinen gegeben? Hendrik erinnerte sich sehr wohl, wie gemein er sie meistens behandelt hatte... Ihr eigensinnigzärtliches Herz aber war ihm, trotz allem, treu geblieben. Darüber war Hendrik verwundert. Aus guten Gründen – indem er nämlich von sich auf die anderen schloß – rechnete er stets mit der selbstsüchtigen Infamie seiner Mitmenschen. Die gute Handlung, die brave und zärtliche Tat machte ihn fassungslos. In seinem öden Hotelzimmer, dessen Wände und Möbel er schon so gut kannte, daß er sie zu hassen und zu fürchten begann, mußte er weinen, als er den Brief Angelikas gelesen hatte. Nicht nur Nervosität und Ueberreiztheit ließen ihn schluchzen, sondern auch eine echte Rührung machte ihm die Augen naß. Welche Seligkeit, welche Entschädigung für so viel Erlittenes wäre es für die kleine Angelika gewesen, hätte sie sehen dürfen, daß er, um dessentwillen sie unendliche Tränen vergossen hatte, nun seinerseits weinte, und daß es schließlich doch noch ihre Liebe war, die seine kostbaren, gefährlichen und kalten Augen füllte mit den salzigen Tropfen.

Angelika berichtete in ihrem Brief, daß sie in Berlin sei, ein bißchen filmen dürfe, und daß es ihr leidlich gut gehe. Ein erfolgreicher junger Regisseur habe es sich in den Kopf gesetzt, sie zu heiraten, «aber natürlich denke ich nicht daran», schrieb sie, und Hendrik mußte lächeln, als er es las: Ja, so war sie – spröde und ablehnend gegen Werbungen und Angebote, mochten sie noch so verlockend sein; eigensinnig versessen auf das Unerreichbare, und ihr Gefühl immer dorthin verschwendend, wo es übersehen und mißachtet wurde. – Bei den Aufnahmen zu einem großen Biedermeier-Lustspiel hatte sie die Bekanntschaft der Aktrice Lindenthal gemacht, eben jener Dame, die in Jena erste Sentimentale, gleichzeitig aber die Freundin eines nationalsozialistischen Fliegeroffiziers gewesen war. Hendrik, der die deutschen Ereignisse mit Gier und Haß in den Zeitungen verfolgte, wußte, daß der Fliegeroffizier zu den Mächtigsten des neuen Reiches gehörte. Also war auch Lotte Lindenthal eine einflußreiche Person geworden. Bei ihr hatte sich Angelika Siebert mit Erfolg für Hendrik verwendet.

In schwärmerischen Tönen schilderte der Brief den überlegenen Charme, die Klugheit, Sanftmut und Würde der Lindenthal. Man durfte – nach Angelikas Meinung – sicher sein, daß diese herzensgute und liebeiche Dame ihren mächtigen Freund in jeder Hinsicht auf das günstigste beeinflussen werde. Sie tat es jetzt schon, besonders in allen Dingen, die das Theater betrafen. Der große Mann hatte ein huldvolles Interesse für Schauspiel, Operette und Oper. Seine Geliebten – oder die Damen, denen seine besondere Verehrung galt – waren meist Bühnenkünstlerinnen vom üppigen und sentimental

Typ. Ihnen tat er gerne jeglichen Gefallen, solange es sich um nichts Ernsthaftes handelte, sondern nur um heitere Nebensächlichkeiten, wie etwa um die Karriere eines Schauspielers. – Lotte Lindenthal war von der kleinen Siebert darauf aufmerksam gemacht worden, daß Hendrik Höfgen in Paris sitze und sich nicht nach Deutschland traue. Hierüber hatte die Favoritin des Gewaltigen gutmütig lachen müssen. Was fürchtete dieser Mensch? – wollte sie wissen, und machte naive Augen. Höfgen war doch kein Jude, vielmehr ein blonder Rheinländer, und einer Partei hatte er niemals angehört. Uebrigens war er ein bedeutender Künstler – Fräulein Lindenthal hatte ihn als Mephisto gesehen. «Leute wie ihn können wir gar nicht entbehren», sagte die kostbare Frau, und sie versprach, noch am gleichen Tage mit ihrem mächtigen Freund über den Fall zu reden. «Männer ist doch durch und durch liberal», versicherte die erste Sentimentale aus Jena, die es wissen mußte – und alle Anwesenden spürten einen ehrfürchtigen Schauer, weil sie sich dazu herbeiließ, von dem gefürchteten Riesen auf so traulich-intime Art zu reden. «Er ist auch gar nicht nachträgerisch. Mag dieser Höfgen sich früher allerlei Extravaganzen und kleine Torheiten geleistet haben – für so was bringt Männer Verständnis auf, wenn es sich um einen Künstler von Qualität handelt. Hauptsache ist schließlich der gute Kern», sprach Lotte ein wenig sinnlos, aber mit herzhafter Betonung. Und sie tat, wie sie verheißen hatte. Als der Mächtige seine Abendvisite machte, bettelte sie: «Männer, sei lieb!» Sie habe sich's nun mal in den Kopf gesetzt: in dem Lustspiel, mit dem sie am Berliner Staatstheater debütieren solle, müsse Hendrik Höfgen ihr Partner sein. «Keiner eignet sich so für die Rolle wie er», schwatzte die Sentimentale. «Schließlich liegt doch auch dir daran, daß ich einen netten Partner habe, wenn ich das erste Mal hintrete vor die Berliner Volksgenossen!» Der General erkundigte sich, ob Höfgen ein Jude sei. Da er erfuhr, daß es sich, ganz im Gegenteil, um einen garantiert blonden Rheinländer handelte, versprach er, «diesem Burschen» solle nichts geschehen, was immer er auch früher angestellt haben mochte.

Vom freundlichen Verlauf ihrer Unterredung mit Männer machte die Lindenthal ihrer kleinen Kollegin, der Siebert, sofort Mitteilung, und diese wieder konnte es kaum erwarten, Hendrik von der schönen Wendung der Dinge zu unterrichten.

So war die trübe Leidenszeit in Paris beendet! Keine einsamen Spaziergänge mehr, den Boulevard St. Michel hinunter, am Seine-Ufer oder durch die Champs Elysées, für deren Schönheit man so blind gewesen war. Hatte Hendrik Höfgen jemals kühnen und rebellischen Träumen in einem öden Hotelzimmer nachgehungen? Hatte er irgendwann das heftige und auf eine düstere Art genußvolle Bedürfnis gespürt, sich zu reinigen, sich zu befreien, aufzubrechen zu einem neuen und wilden Leben? Er wußte es schon nicht mehr; während er die Koffer packte, war es vergessen. Trällernd vor Vergnügen und sehr in Versuchung, jähe Luftsprünge zu machen, eilte er zum Reisebureau Thomas Cook & Son bei der Madeleine, um sich die Schlafwagenkarte für den Zug nach Berlin zu bestellen.

[...]

Nach der ersten Probe sagte Lotte Lindenthal zu Höfgen: «Es ist ein Jammer, daß der General jetzt gerade so ungeheuer beschäftigt ist. Wenn er es irgend einrichten könnte, würde er sicher einmal auf die Probe kommen und uns ein bißchen bei der Arbeit zuschauen. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für glänzende Ratschläge er uns Schauspielern manchmal gibt. Ich glaube, er versteht von Theater ebenso viel wie von seinen Flugzeugen – und das will etwas heißen!»

Hendrik konnte es sich vorstellen, und er nickte respektvoll. Dann fragte er Fräulein Lindenthal, ob er sie in seinem Wagen nach Hause bringen dürfe. Sie gestattete es mit einem huldvollen Lächeln. Während er ihr den Arm bot, sagte er leise: «Es bedeutet eine so große, große Freude für mich, mit Ihnen spielen zu dürfen. In den letzten Jahren habe ich gar zu viel unter den Manieriertheiten meiner Partnerinnen zu leiden gehabt. Dora Martin hat die deutschen Schauspielerinnen durch das schlechte Beispiel ihres krampfhaften Stils verdorben – das war kein Theaterspielen mehr, sondern hysterisches Gemauschel. Und nun höre ich von Ihnen wieder einen klaren, einfachen, seelenvollen und warmen Ton!»

Sie schaute ihn dankbar an aus ihren etwas hervortretenden, veilchenblauen und dummen Augen. «Ich bin so froh, daß Sie mir das sagen», flüsterte sie und drückte seinen Arm ein wenig fester an ihren. «Denn ich weiß, daß Sie mir nicht schmeicheln. Ein Mensch, der seinen Beruf so heilig ernst nimmt wie Sie, schmeichelt nicht in künstlerischen Dingen.» Hendrik seinerseits entsetzte sich geradezu bei dem Gedanken, daß er geschmeichelt haben könnte. «Aber ich bitte Sie!» Er legte die Hand aufs Herz. «Ich – und schmeicheln! Meine Freunde pflegen mir vorzuwerfen, daß ich den Menschen gar zu gerne unangenehme Wahrheiten ins Gesicht sage.» Die Lindenthal freute sich, dies zu hören. «Ich mag aufrichtige Menschen gut leiden», erklärte sie schlicht. – «Schade, daß wir schon da sind», sagte Hendrik, der seinen Wagen vor einem stillen, eleganten Haus in der Tiergartenstraße halten ließ; denn hier wohnte Lotte Lindenthal. Er beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen, wobei er den grauledernen Handschuh ein wenig zurückstreifte, auf daß er mit seinen Lippen ihre milchig weiße Haut berühren könne. Sie schien diese kleine Keckheit zu übersehen oder doch jedenfalls nicht zu mißbilligen, ihr Lächeln blieb strahlend. «Tausend Dank, daß ich Sie begleiten durfte!» sprach er über ihre Hand geneigt. Während sie auf die Türe ihres Hauses zuing, dachte er: Wenn sie sich noch einmal umdreht, dann wird alles gut. Wenn sie aber gar winkt, dann ist es ein Triumph, und ich kann es weit bringen. – Sie überquerte in aufrechter Haltung die Straße. Als sie vor der Haustür angekommen war, wendete sie den Kopf, zeigte eine verklärte Miene, und – welche Wonne! – sie hob winkend die Hand. Hendrik spürte einen Glücksschauer; denn Lotte Lindenthal rief schalkhaft: «Ta ta!» Das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Mit einem großen Seufzer der Erleichterung lehnte er sich zurück in die Lederpolster seines Mercedes-Wagens. –

[...]

Dies war ein beängstigender Anfang – um so beängstigender für Hendrik, wenn er bedachte, daß hinter dem rachsüchtigen und arrivierten Poeten die Person des Propagandaministers stand. Dieser war in kulturellen Dingen beinahe allmächtig, und er wäre es *ganz* gewesen, hätte es sich der zum preußischen Ministerpräsidenten avancierte Fliegeroffizier nicht in den Kopf gesetzt, auch sein Wörtchen mitzureden, was die Staatstheater betraf. An diesen war der Dicke, schon Lottens wegen, stark interessiert. So kam es zu Kompetenzstreitigkeiten zwischen den zwei Gewaltigen – dem Herrn der Propaganda und dem Herrn der Flugzeuge. Hendrik hatte noch keinen von den beiden Halbgöttern mit Augen gesehen; aber er wußte, daß er die Feindschaft des einen nur dann eine Zeitlang würde aushalten können, wenn er der Protektion des anderen sicher war. Der Weg zum Ministerpräsidenten ging über die Schauspielerin. Hendrik mußte Lotte Lindenthal gewinnen.

In den ersten Wochen seines neuen Berliner Aufenthalts hatte er keinen anderen Gedanken im Kopf als nur diesen: Lotte Lindenthal muß mich lieben. Juwelenaugen und aasigem Lächeln hat noch keine widerstehen können, und schließlich ist auch sie nur ein Mensch. Diesmal geht es ums Ganze, ich muß alle meine Künste spielen lassen – Lotte

soll erobert werden wie eine Festung. Mag sie hochbusig und kuhäugig sein, mag sie noch so provinziell und hausbacken aussehen mit ihrem Doppelkinn und ihren blonden Dauerwellen: für mich ist sie begehrenswerter als eine Cöttin.

Und Hendrik kämpfte. Er war blind und taub für alles, was um ihn herum geschah, sein Wille, seine Intelligenz waren konzentriert auf das eine Ziel: die Kaptivierung der blonden Lotte. Nur für sie hatte er Augen, alle anderen übersah er. Die kleine Angelika war gründlich im Irrtum gewesen, wenn sie geglaubt hatte, Höfgen würde sie nun, aus Dankbarkeit, einer gewissen Aufmerksamkeit würdigen. Nur in den ersten Stunden nach seiner Ankunft war er nett zu ihr. Kaum aber, daß sie ihn der Lindenthal vorgestellt hatte, schien Angelika nicht mehr für ihn zu existieren. Sie mußte sich ausweinen bei ihrem Filmregisseur, Hendrik aber ging auf sein Ziel los, es hieß Lotte.

Bemerkte er, wie die Straßen von Berlin sich verändert hatten? Sah er die braunen und die schwarzen Uniformen, die Hakenkreuzfahnen, die marschierende Jugend? Hörte er die kriegereischen Lieder, die auf den Straßen, aus den Radioapparaten, von der Filmleinwand klangen? Achtete er auf die Führerreden mit ihren Drohungen und Prahlerien? Las er die Zeitungen, die beschönigten, verschwiegen, logen und doch noch genug des Entsetzlichen verrieten? Kümmerte er sich um das Schicksal der Menschen, die er früher seine Freunde genannt hatte? Er wußte nicht einmal, wo sie sich befanden. Vielleicht saßen sie an irgendeinem Caféhaustisch in Prag, Zürich oder Paris, vielleicht wurden sie in einem Konzentrationslager geschunden, vielleicht hielten sie sich in einer Berliner Dachkammer oder in einem Keller versteckt. Hendrik legte keinen Wert darauf, über diese düsteren Einzelheiten unterrichtet zu sein. Ich kann ihnen doch nicht helfen: dies war die Formel, mit der er jeden Gedanken an die Leidenden von sich wies. Ich bin selbst in ständiger Gefahr – wer weiß, ob nicht Cäsar von Muck morgen schon meine Verhaftung durchsetzen wird. Erst wenn ich meinerseits definitiv gerettet bin, werde ich anderen vielleicht nützlich sein können!

Nur widerwillig und mit einem Ohr hörte Hendrik zu, als man ihm von den Gerüchten Mitteilung machte, die über das Schicksal Otto Ulrichs' im Umlauf waren. Der kommunistische Schauspieler und Agitator, der sofort nach dem Reichstagsbrand verhaftet worden war, habe mehrere jener grauenhaften Prozeduren, die man «Verhöre» nannte und die in Wahrheit unbarmherzige Folterungen waren, ausstehen gehabt. «Das hat mir jemand erzählt, der im Columbiahaus in der Zelle neben Ulrichs untergebracht war.» So berichtete mit angstvoll gedämpfter Stimme der Theaterkritiker Ihrig, der bis zum 30. Januar 1933 zur radikalen Linken gehört hatte und aggressiver Vorkämpfer einer streng marxistischen, nur dem Klassenkampf dienenden Literatur gewesen war. Nun stand er im Begriff, seinen Frieden mit dem neuen Regime zu machen. Wie sehr hatten alle Schriftsteller, die einer bürgerlichliberalen oder gar einer nationalistischen Gesinnung verdächtig waren, einst vor Doktor Ihrig gezittert! Er, der wachsamste und unnachsichtigste Priester einer marxistischen Orthodoxie, hatte sie mit dem großen Bannspruch belegt, hatte sie verdammt und vernichtet, indem er sie als ästhetizistische Söldlinge des Kapitalismus denunzierte. Der rote Literaturpapa war nicht geneigt gewesen, zu nuancieren und feine Unterscheidungen zu treffen, seine Meinung war: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich, wer nicht nach den Rezepten schreibt, die ich für die gültigen halte, der ist ein Bluthund, der Feind des Proletariats, ein Faschist – und wenn er es noch nicht weiß, dann wird er es von mir, dem Feuilletonchef des «Neuen Börsenblattes», erfahren. – Doktor Ihrigs kategorische Urteile wurden von allen, die sich zur linken Avantgarde rechneten, heilig ernst genommen, obwohl sie in den Spalten einer schwer kapitalistischen Zeitung erschienen.

Denn zu jener Zeit heften es die Börsenblätter, sich den Scherz eines marxistischen Feuilletons zu leisten – es gab eine pikante Note und konnte niemanden ernstlich stören. Des Lebens Ernst herrschte im Handelsteil. Unter dem Strich – wohin kein seriöser Geschäftsmann jemals schaute – durfte ein roter Papst sich austoben.

[...]

Hendrik hatte allen Grund zur Zufriedenheit: Lotte Lindenthals Lächeln wurde immer süßer, immer vielversprechender. Wenn sie eine intime Szene miteinander probierten – und die Komödie «Das Herz» bestand fast nur aus intimen Szenen zwischen der Gattin eines großen Geschäftsmannes, die Lottens Rolle war, und dem galanten Hausfreund, den Hendrik darstellte –, dann geschah es wohl, daß sie ihren Busen seufzend an den Partner drückte und feuchte Blicke warf. Höfgen seinerseits blieb von einer Zurückhaltung, die melancholisch-disziplinierten Charakter hatte, und hinter der sich fiebernde Begehrlichkeit zu verbergen schien. Er behandelte Fräulein Lindenthal mit fein akzentuierter Reserviertheit, meistens nannte er sie «Gnädige Frau», in seltenen Augenblicken «Frau Lotte», und nur während der Arbeit, im Eifer des gemeinsamen Probierens ließ er sich einmal zum vertraulichkollegialen Du hinreißen. Seine Augen aber schienen immer sagen zu wollen: Ach, wenn ich nur könnte, wie ich möchte! Wie würde ich dich umfassen, du Süße! Wie würde ich dich pressen, du Holde! Zu meinem Leidwesen muß ich mich bezwingen, aus Loyalität gegen einen deutschen Helden, der dich die Seine nennt... Solche zugleich brünstigen und männlichgefaßten Gedanken verrieten die schönen Augen des Schauspielers Höfgen. In Wirklichkeit dachte er nur: *Warum* – um Gottes willen, warum hat sich der Ministerpräsident, der doch jede haben könnte, gerade die ausgesucht?! Sie mag ja eine ganz brave Person und eine vortreffliche Hausfrau sein, aber sie ist doch schrecklich dick, und dabei so lächerlich affektiert. Eine schlechte Schauspielerin ist sie übrigens auch...

Auf den Proben hatte er zuweilen große Lust, die Lindenthal anzuschreien. Jeder anderen Kollegin hätte er ins Gesicht gesagt: Was Sie da machen, meine Gute, ist schlimmstes Provinztheater. Daß Sie eine feine Dame spielen, ist kein Anlaß, mit einer so hohen, verstellten Stimme zu sprechen und auf so groteske Art ständig den kleinen Finger wegzustrecken, wie Sie das zu tun belieben. Feine Damen haben längst nicht immer diese Gewohnheit. Und wo steht geschrieben, daß die Gattin eines großen Geschäftsmannes, wenn sie mit ihrem Hausfreund flirtet, die Ellenbogen vom Körper entfernt halten muß, als habe sie sich die Bluse mit einer stinkenden Flüssigkeit beschmiert und fürchte sich nun, die Ärmel mit ihr in Berührung zu bringen? Lassen Sie doch bitte diese Albernheiten!

Natürlich hütete sich Hendrik sehr wohl, dergleichen Lotten gegenüber auszusprechen. Auch ohne daß sie die verdienten Grobheiten gesagt bekam, schien sie aber zu spüren, daß sie sich auf den Proben blamierte. «Ich fühle mich noch so unsicher», klagte sie und machte ihr naives Kleinmädchengesicht. «Es ist das Berliner Milieu – das bringt mich ganz durcheinander. Ach, gewiß werde ich schrecklich durchfallen und miserable Presse bekommen!» Sie tat, als wäre sie irgendeine kleine Debütantin, die ernsthaft Angst vor den Berliner Kritikern haben mußte. «Oh, bitte bitte, Hendrik, sagen Sie mir!» – dabei patschte sie babyhaft in die erhobenen Händchen – «wird man mich recht grausam behandeln? Wird man mich zerzausen und zerreißen?» Hendrik konnte mit dem Brustton echter Ueberzeugtheit erklären, daß er dies für gänzlich ausgeschlossen halte. –

Während Höfgen und die Lindenthal noch die Komödie «Das Herz» probierten, wurde bekannt, daß der «Faust» wieder ins Repertoire des Staatstheaters aufgenommen

werden sollte. Zu seinem Entsetzen mußte Hendrik erfahren, daß Cäsar von Muck – sicherlich im Einverständnis mit dem Propagandaminister – beschlossen hatte, die Rolle des Mephisto mit einem Schauspieler zu besetzen, der schon seit langen Jahren der Nationalsozialistischen Partei angehörte und den man, vor einigen Wochen, aus der Provinz nach Berlin berufen hatte. Dieses war die Rache des «Tannenberg»-Dichters an Höfgen, der seine Stücke abgelehnt hatte. Hendrik spürte: Ich bin erledigt, wenn Muck durchkommt mit seinem scheußlichen Plan. Der Mephisto ist meine große Rolle. Darf ich ihn nicht spielen, dann ist es erwiesen, daß ich in Ungnade bin. Dann ist es deutlich, daß die Lindenthal ihren Einfluß beim Ministerpräsidenten nicht für mich geltend macht, oder daß sie den großen Einfluß gar nicht besitzt, den man ihr zuschreibt. Mir bliebe dann nichts mehr übrig, als meine Koffer zu packen und nach Paris zurück zu reisen – wo ich vielleicht überhaupt hätte bleiben sollen; denn hier ist es eigentlich scheußlich. Meine Stellung ist eine traurige, besonders wenn man sie mit der vergleicht, die ich früher hatte. Alle sehen mich mißtrauisch an. Man weiß, daß der Intendant und der Propagandaminister mich hassen, und man hat noch nicht den kleinsten Beweis dafür, daß ich beim Fliegergeneral wirklich in Gunst stehe. Eine feine Situation, in die ich da geraten bin! Der Mephisto könnte alles retten, von ihm hängt jetzt alles ab...

Vor Beginn einer Probe trat Höfgen mit festen Schritten auf Lotte Lindenthal zu, und das Beben seiner Stimme war ausnahmsweise keineswegs künstlich, als er sagte: «Frau Lotte – ich habe eine große, große Bitte an Sie.» Sie lächelte etwas angstvoll: «Ich bin meinen Kollegen und Freunden immer gerne behilflich – wenn ich kann.» Da sprach er, mit tiefem, hypnotisierendem Blick in ihre Augen hinein:

«Ich muß den Mephisto spielen. Verstehen Sie mich, Lotte?»

Sein großer, dringlicher Ernst erschreckte sie, und übrigens fühlte sie sich erregt durch die andrängende Nähe seines Körpers, der ihr längst nicht mehr gleichgültig war. Sanft errötend, die Augen niedergeschlagen – wie ein junges Mädchen, dem man den Antrag macht, und das verheißt, sie werde sich mit den Eltern beraten – flüsterte sie: «Ich will versuchen, was ich machen kann. Ich spreche noch heute mit ihm.»

Hendrik hatte ein tiefes Aufatmen der Erleichterung.

Am nächsten Morgen rief das Sekretariat der Staatstheaterintendanz ihn an, um mitzuteilen, er werde am Nachmittag zur Arrangierprobe der neuen «Faust»-Einstudierung erwartet. Das war der Sieg. Der Ministerpräsident hatte sich für ihn verwendet. Ich bin gerettet, dachte Hendrik Höfgen. – Er schickte einen großen Strauß gelber Rosen an Lotte Lindenthal; den schönen Blumen legte er einen Zettel bei, auf dem er in großen, pathetisch eckigen Buchstaben das Wort «DANKE» schrieb.

[...]

Der «Faust»-Aufführung des Staatstheaters wohnte der Ministerpräsident und Fliegergeneral in Begleitung seiner Freundin Lotte Lindenthal bei. Die Vorstellung begann mit einer Viertelstunde Verspätung, weil der große Herr auf sich warten ließ. Aus seinem Palais wurde telephonierte, er sei festgehalten durch eine Besprechung mit dem Reichwehrminister. Die Schauspieler in ihren Garderoben aber flüsterten sich spöttisch zu, daß er einfach wieder einmal nicht rechtzeitig fertig werde mit seiner Toilette. «Er braucht doch immer eine Stunde, um sich umzuziehen», kicherte die Darstellerin des Gretchens, die so blond war, daß sie sich kleine Aufsässigkeiten leisten durfte. Uebrigens vollzog sich der Eintritt des hohen Paares dann mit betonter Dezenz. Der Ministerpräsident hielt sich im Hintergrund seiner Loge, solange Licht im Saal war. Nur die Leute in den ersten Parkettreihen bemerkten ihn und schauten ehrfurchtsvoll auf seine ge-

schmückte Uniform, die einen purpurnen Kragen und breite silberne Manschetten zeigte, und auf das blitzende Brillantendiadem seiner hochbusigen, ährenblonden Freundin. Erst als der Vorhang sich hob, setzte sich der Minister, wobei er ein leises Aechzen hören ließ, denn es bereitete Mühe, die Fettmassen seines Leibes auf dem relativ schmalen Fauteuil in Ordnung zu bringen.

Während des Prologs im Himmel machte der illustre Zuschauer ein pflichtgemäß ergriffenes Gesicht. Die folgenden Szenen der Tragödie, ihr Ablauf bis zu jenem Moment, da Mephistopheles als Pudel sich in Faustens Studierzimmer geschlichen hat, schienen ihn etwas zu langweilen; während des ersten großen Faust-Monologs konnte man ihn mehrfach gähnen sehen, und auch der «Osterspaziergang» unterhielt ihn nicht: er flüsterte der Lindenthal etwas zu, was wahrscheinlich unfreundlichen Sinn hatte.

Hingegen wurde der Gewaltige animiert, sowie Höfgen-Mephistopheles die Szene betrat. Als der Doktor Faust ausrief: «Das also war des Pudels Kern! Ein fahrender Scho-last? Der Casus macht mich lachen» – da lachte auch der hohe Würdenträger, und zwar so laut und herzlich, daß niemand es überhören konnte. Lachend neigte sich der schwere Mann nach vorne, indem er seine beiden Arme auf die rotsamte Brüstung der Loge stützte, und von nun ab verfolgte er mit amüsierter Aufmerksamkeit die Handlung – genauer gesagt; das tänzerisch gewandte, durchtrieben anmutige, ruchlos charmante Spiel Hendrik Höfgens.

Lotte Lindenthal, die ihren Männer kannte, begriff sofort: Dies ist Liebe auf den ersten Blick. Höfgen hat es meinem Dicken angetan – was ich nur zu gut begreife. Denn der Bursche ist ja auch zauberhaft, und in seinem schwarzen Kostüm, mit der diabolischen Pierrotmaske, wirkt er unwiderstehlicher als je. Ja, er ist sowohl drollig als bedeutend, er macht die reizendsten Sprünge wie ein Tänzer, zuweilen aber bekommt er drohende, tiefe und erschreckend flammende Augen, zum Beispiel nun, da er ausspricht:

«So ist denn alles, was ihr Sünde,  
Zerstörung, kurz, das Böse nennt,  
mein eigentliches Element.»

An dieser Stelle nickte der Ministerpräsident bedeutungsvoll. Später, bei der Schüler-Szene – in der Hans Miklas übrigens eine auffallend steife und befangene Figur machte – schien der große Mann sich zu unterhalten, wie in der drolligsten Posse. Seine gute Laune steigerte sich noch während der burlesken Vorgänge in Auerbachs Keller zu Leipzig, als Höfgen mit böartigem Uebermut das Lied vom König und dem Floh zum besten gab, und schließlich den süßen Tokayerwein, den moussierenden Champagner aus dem Tisch für die besoffenen Rüpel bohrte – und ganz außer sich vor Vergnügen geriet der Dicke, als in der Finsternis der Hexenküche Höfgen die scharfe, klirrende Stimme des Höllenfürsten vernehmen ließ:

«Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!  
Erkennst du deinen Herrn und Meister?  
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,  
zerschmettre dich und deine Katzengeister!  
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt?  
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?  
Hab' ich dies Angesicht versteckt?  
Soll ich mich etwa selber nennen?»



Dies galt der Hexe, dem Schauerweib, die denn auch entsetzt in sich zusammenknickte. Der Fliegergeneral aber schlug sich vor Vergnügen die Schenkel: das blitzende Selbstbewußtsein des Bösen, der Stolz des Satans auf seinen gräßlichen Rang amüsierten ihn gar zu sehr. Sein fettes, grunzendes Gelächter wurde begleitet vom silbrigen Lachen der Lindenthal. – Nach der Hexenküche-Szene war die Pause. Der Ministerpräsident ließ den Schauspieler Höfgen zu sich in die Loge bitten.

Hendrik wurde ganz weiß und mußte mehrere Sekunden lang die Augen schließen, als der kleine Böck ihm die bedeutsame Bestellung ausrichtete. Der große Augenblick war gekommen. Er würde dem Halbgott von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehn... Angelika, die sich bei ihm in der Garderobe befand, brachte ihm ein Glas Wasser. Nachdem er es hastig geleert hatte, war er wieder dazu imstande, halbwegs aasig zu lächeln. Er konnte sogar sagen: «Das geht ja alles wunschgemäß und nach dem Programm!» – als machte er sich lustig über den entscheidenden Vorgang; aber seine Lippen waren blaß, da er dies spöttisch vorbrachte.

Als Hendrik die Loge der hohen Herrschaften betrat, saß der Dicke vorne an der Brüstung, seine fleischigen Finger spielten auf dem roten Samt. Hendrik blieb an der Türe stehen. Wie lächerlich, daß mein Herz so stark klopft! dachte er, und verhielt sich einige Sekunden lang stille. Dann hatte Lotte Lindenthal ihn bemerkt. Sie flötete: «Männer – du erlaubst, daß ich dir meinen hervorragenden Kollegen Hendrik Höfgen vorstelle» – und der Riese wandte sich um. Hendrik hörte seine ziemlich hohe, fette und dabei scharfe Stimme: «Aha, unser Mephistopheles...» Dieser Feststellung folgte ein Lachen.

Noch niemals in seinem Leben war Hendrik derartig verwirrt gewesen, und daß er sich seiner Aufregung schämte, steigerte sie vielleicht noch. Seinem getrübten Blick erschien auch die Kollegin Lindenthal phantastisch verändert. War es nur das blitzende Geschmeide, das ihr ein einschüchternd fürstliches Aussehen verlieh, oder war es der Umstand, daß sie sich in so vertrauter Nähe mit ihrem kolossalen Herrn und Beschützer zeigte? Jedenfalls wirkte sie auf Hendrik plötzlich wie eine Fee, und zwar wie eine üppig-liebliche, aber durchaus nicht ganz ungefährliche. Ihr Lächeln, das ihm sonst immer nur gutmütig und etwas blöde vorgekommen war, schien ihm nun auch rätselhafte Tücke zu enthalten.

Von dem fetten Riesen in der bunten Uniform aber, von dem pompösen Halbgott sah Hendrik in seiner Angst und zitternden Gespanntheit so gut wie nichts. Vor der ausladenden Gestalt des Gewaltigen schien ein Schleier zu hängen – jener mystische Nebel, der seit eh und je das Bild der Mächtigen, der Schicksalsbestimmenden, der Götter dem bänglichen Blick der Sterblichen verbirgt. Nur ein Ordensstern blitzte durch den Dunst, die beängstigende Kontur eines wulstigen Nackens ward sichtbar, und dann ließ wieder die zugleich scharfe und fette Kommandostimme sich vernehmen:

«Treten Sie doch ein bißchen näher, Herr Höfgen.»

Die Leute, die plaudernd im Parkett geblieben waren, begannen aufmerksam zu werden auf die Gruppe in der Loge des Ministerpräsidenten. Man tuschelte, man drehte die Häuse. Keine Bewegung, die der Gewaltige machte, entging den Gaffenden, die sich zwischen den Stuhlreihen drängten. Man stellte fest, daß der Gesichtsausdruck des Fliegergenerals immer wohlwollender, immer vergnügter wurde. Nun lachte er, mit Rührung und Ehrfurcht konstatierte es das Volk im Parkett – der große Mann lachte laut, herzlich und mit weit geöffnetem Mund. Auch Lotte Lindenthal ließ ein perlendes Koloraturlachen hören, und der Schauspieler Höfgen – höchst dekorativ in sein schwarzes Cape

gewickelt – zeigte ein Lächeln, das auf seiner Mephisto-Maske wie ein triumphales und dabei schmerzliches Grinsen schien.

Die Unterhaltung zwischen dem Mächtigen und dem Komödianten wurde immer angeregter. Ohne Frage: der Ministerpräsident amüsierte sich. Was für wunderbare Anekdoten erzählte Höfgen, der es erreichte, daß der Fliegergeneral geradezu trunken schien vor Wohlgelauntheit? Alle im Parkett suchten von den Worten, die Hendriks blutrot gefärbte und künstlich verlängerte Lippen sprachen, einige zu erhaschen. Aber Mephisto sprach leise, nur der Mächtige vernahm seine erlesenen Scherze.

Mit schöner Gebärde breitete Höfgen die Arme unter dem Cape, so daß es wirkte, als wüchsen ihm schwarze Flügel. Der Mächtige klopfte ihm auf die Schulter: niemandem im Parkett entging es, und das respektvolle Murmeln schwoll an. Jedoch verstummte es, wie die Musik im Zirkus vor der gefährlichsten Nummer – angesichts des Außerordentlichen, was nun geschah.

Der Ministerpräsident hatte sich erhoben: da stand er in all seiner Größe und funkelnden Fülle, und er streckte dem Komödianten die Hand hin. Gratulierte er ihm zu seiner schönen Leistung? Es sah aus, als wollte der Mächtige einen Bund schließen mit dem Komödianten.

Im Parkett riß man Mund und Augen auf. Man verschlang die Gesten der drei Menschen dort oben in der Loge, als das außerordentliche Schauspiel, als die zauberhafte Pantomime, deren Titel lautet: Der Schauspieler verführt die Macht. Noch nie war Hendrik so heftig beneidet worden. Wie glücklich mußte er sein!

Ahnte irgend jemand von den Neugierigen, was wirklich vorging in Hendriks Brust, während er sich tief über die fleischige und behaarte Hand des Mächtigen neigte? Waren es Glück und Stolz allein, die ihn erschauern ließen? Oder spürte er auch noch etwas anderes – zur eigenen Ueberraschung? Und was war dieses andere? War es Angst? Es war beinah Ekel... Jetzt habe ich mich beschmutzt, war Hendriks bestürztes Gefühl. Jetzt habe ich einen Flecken auf meiner Hand, den bekomme ich nie mehr weg... Jetzt habe ich mich verkauft ... Jetzt bin ich gezeichnet!

## DER VULKAN ROMAN UNTER EMIGRANTEN

Sie hoben sich langsam, den bleichen Gipfeln entgegen. Der Himmel, dem sie sich näherten, war sehr kalt und sehr klar, es gab keine Wolken; auch das komfortable Wolkenfahrzeug des Engels war noch nicht herbeibefohlen. Der Engel regte die Flügel; es schien ihm angenehm und erholend, nach all den Plagen des Tages. Kikjou, seinerseits ohne Schwere, war keine Last in den trainierten Armen des Boten. An seiner gewaltig atmenden Brust ruhte des Sterblichen zartes, zärtliches Haupt. Der Mund des Engels war sanft und klug. Er redete Menschenworte. »Nun muß ich Bericht erstatten und alle Details dieses Dienst-Tages treulich melden. Mein Herr wird unwirsch, wenn ich nur das Mindeste vergesse. Seine Neugier ist ebenso grenzenlos wie Sein Wissen – das Er sich durch unsere Reporte immer wieder bestätigen und gleichsam auffrischen läßt. Er ist sehr pedantisch, bei all Seiner Majestät...« – Nicht anders klatschten Beamte über den Vorgesetzten. Der Engel, müde und gut gelaunt, ließ sich ein wenig gehen vor dem Menschenkind, das er trug.

»Von unseren Rapporten wird erwartet, daß sie sowohl umfassend sind als auch knapp«, sagte er noch. »Kein leichtes Amt«, schloß er seufzend; gleichzeitig aber stolz.

»Der Herr interessiert sich für unsere Angelegenheiten?« – Kikjou schien es nicht recht glauben zu wollen.

»Für jede Winzigkeit«, erklärte der Bote, selber ein wenig erstaunt über das Ausmaß Höchster Wißbegierde. Kikjou fragte: »Was hat er mit uns vor?« – Auch die Sterblichen wüßten gern dies und das; können freilich nicht gleich Blitze schleudern, wenn die präzise Antwort auf sich warten läßt. Der Engel lächelte geheimnisvoll. »Er hat Pläne und Absichten...« –

Man war auf der Höhe der Gipfel. Zwischen bleichen Zacken, in dünner, eisiger Luft lustwandelten der künftige Romancier und sein Engel. Unter ihnen: die Schluchten, schattenschwarz; die schmalen, eilenden Bäche, die Gletscherfelder, die glatten Pfade; unter ihnen – der junge Mensch aus Deutschland, Dieter, ein Deserteur.

»Freundliche Absichten?« examinierte der Sterbliche seinen Engel. »Gute Pläne? Gnädige Konstruktionen?«

Der Bote nickte. »Sehr gnädige Konstruktionen. Absichten von schier unvorstellbarer Freundlichkeit.«

»Aber wir kennen sie nicht«, sagte Kikjou. »Es bleibt alles verhüllt.«

Der plauderhafte Abgesandte erklärte: »Ihr sollt sie erraten, sollt allmählich dahinterkommen –: dies erwartet der Herr. Oft grämt und wundert Er sich, weil ihr dermaßen störrisch seid, und so schwer von Begriff! Ich habe Ihn schon fassungslos gesehen – fast entmutigt durch die frevelhafte Blödsinnigkeit Seiner Kreatur. Niemand kann es Ihm verübeln, daß Er zuweilen die Geduld verliert – so widerspenstig und ahnungslos, wie ihr euch verhaltet! Vor allem Neuen scheut und bockt ihr, und versucht, ihm auszuweichen – ohne den schönen Plan darin zu erkennen. Dann wird der Herr sehr betrübt. Riesige Schatten verfinstern Ihn Blick und Stirn –: ich kann dir sagen, das Herz zerspringt einem, wenn man's sieht. Wir singen Hymnen, umkreisen tanzend Seinen glühenden Stuhl, probieren es mit jedem Schabernack, allen spaßigen und ehrfurchtsvollen Gesten – um die große Dunkelheit zu verscheuchen, die auf dem Angesicht des Vaters liegt. Ach – wir strengen uns umsonst die Kehlen an, mit emsigem Jubilieren! Die Gottes-Stirn bleibt verfinstert.«

Dies erschütterte Kikjou und machte ihn sehr beklommen. »Wenn sogar die Höchste Instanz oft den Mut verliert – welche Hoffnung bleibt uns, Seinen schwachen, fehlbaren Geschöpfen?«

Der Engel sprach: »Euch bleibt große Hoffnung. Die Tatsache, daß der Liebe Vater Sich um euretwillen solcherart grämt und erzürnt, beweist Seine innige Teilnahme – die in der Tat jedes erdenkliche Maß überschreitet. Er produziert Tag und Nacht neue Projekte – alle euch betreffend. Er will euch Störrische auf den rechten Weg zwingen.«

»Wenn Seine Politik uns gegenüber nur nicht so schrecklich undurchsichtig wäre!« klagte Kikjou. »Zu gewissen Zeiten scheint sie nur aus Willkür und Grausamkeit zu bestehen!«

»Willkür und Grausamkeit!« Der Engel wurde sehr ernst –: dies ging entschieden zu weit. »Da sieht man, wie sich eine Undankbarkeit, die ans Rebellische grenzt, mit fast idiotischem Mangel an Intelligenz garstig bei euch verbindet! – Hat Er euch nicht Seinen Sohn geschickt, damit es nur weitergehe, und der Prozeß eurer Selbsterlösung nicht stocke? – Sohn und Vater sind fast die gleiche Person: es scheint unpassend, zwischen ihnen zu unterscheiden. Wir im Paradiese nennen und lobpreisen die Zwei-Einheit in einem Atem. Er tat dies Äußerste und Liebevollste, Er litt, wie unter euch nur der Ärmste; Er

trug das Kreuz; Er schmeckte Gallenbitteres auf Seiner Zunge, in den Triumph Seiner Auferstehung nahm Er das Aroma von Blut und Essig mit. Solches nahm Er auf Sich – höchst überlegter, kluger, inniger Weise –, und ihr sprecht von Willkür, Grausamkeit!«

»Es ist nichts besser geworden«, sagte traurig der Sterbliche. »Du weißt doch, wie sehr und stark ich meinen Erlöser liebhabte und ihm ganz vertraue. Um der historischen Wahrheit willen aber bleibt zu konstatieren: Nichts ist besser geworden, seit er schmachtete, verging und strahlend auferstand.«

Der Engel, nach kurzer Pause: »Das liegt an euch – nur an euch. Er hat euch Verhaltensmaßregeln hinterlassen, die sind sehr schön und tief. Manches von den Plänen und Absichten ist in sie eingegangen – faßlich gemacht, eurem intellektuellen Niveau pädagogisch angepaßt. Jedes Kind könnte verstehen, was der Liebe Vater drastisch andeutete, durch den menschlich gewordenen Mund des Sohnes – der als Nazarener unter euch ging und litt. Die Kinder haben es wohl begriffen. Aber die Erwachsenen! – Ihr seid scheußlich störrisch.« – Der Bote schien es kaum noch eilig zu haben, mit seinem Auf- und Abflug und mit dem Bericht vor der Höchsten Instanz. Er verzögerte sich, zwischen den bleichen Gipfeln –, sei es, weil die Unterhaltung ihn ablenkte und ergötzte; sei es, weil er auch dieses Gespräch noch einbeziehen und verwenden wollte in seinem knappen und umfassenden Rapport.

»Und deshalb werden wir gezüchtigt?« fragte der Mensch.

Der Engel klärte ihn auf: »Von Züchtigung kann nicht die Rede sein. Der Herr verhängt Unannehmlichkeiten über euch, damit ihr nur aufwacht – ihr Schläfrigen! Damit ihr euch der Pflichten bewußt werdet und dem Neuen eifriger dient, werdet ihr in Abenteuer gestürzt. Er versucht alle Mittel, zwecks Beschleunigung des Prozesses –, die sanften, wie die weniger glimpflichen. Krieg und Pestilenz, jede Art von Ruin, jede Form des Schmerzes, der Erniedrigung–: lauter erzieherische Tricks, im Sinn und Dienst der gnadenvollen Heils-Konstruktion.«

»Und die Heimatlosigkeit, der Verlust des Vaterlandes?« erkundigte sich Kikjou. »Das gehört auch zu den – »Tricks«, wie du Maßnahmen so radikaler Art, etwas zynischer Weise, bezeichnest?«

Der Engel bestätigte mit ungerührter Miene: »Auch die Heimatlosigkeit – und gerade sie! – Die Seßhaften, Besitzenden, Satten sind oft die Dümmden, und durchaus störrisch, was das Neue, den Heils-Prozeß Fördernde betrifft. Sie machen sich zu Saboteuren der Pläne und Absichten – wodurch sie zum Skandal werden vor der Höchsten Instanz. – An maßgebender Stelle neigt man zu der Ansicht, daß der Schmerz euch sowohl feinfühler als auch tapferer mache. Der Umgetriebene, Unbehauste, Überall-Fremde hat vergleichsweise gute Chancen, dem Allerhöchsten Plan gerecht zu werden. Ihr sollt mutig sein; denn die Väterliche Konzeption eurer Vollendung, der Göttliche Wille zur Utopie, ist nicht nur sehr vernünftig, sondern auch verwegen. Seid verwegen! Das Leben, das ihr aufs Spiel setzen könnt, ist keine so große Sache. Mit einem Schwerte wurdet ihr vertrieben aus dem Paradies; mit einem Schwerte sollt ihr es zurückerobern. Ihr müßt euch die Heimkehr erkämpfen, ihr Heimatlosen! Er bevorzugt die flammenden Herzen – denn Sein Element ist das Feuer, Sein wehender Odem ist Glut.

Die Lauen sind es, die Er aus dem Munde speit. Wer gar zu lange traulich hockt, in der Heimat, wird lau und lahm: es ist beinahe unvermeidlich. Deshalb schickt der Liebe Vater euch auf Wanderschaft. Den Staub vieler Landstraßen sollt ihr schlucken, das Pflaster vieler Städte sollt ihr treten, viele Meere sollt ihr überqueren, und auch durch Wüsten führt der lange Weg. Alle Erkenntnisse und Impressionen, die ihr sammelt, könn-

ten, in ihrer Summe, eine erste, leichte Ahnung von den Absichten und Plänen ergeben –: auf dergleichen hofft der Herr. Es ist ein Väterliches, Königliches Experiment: natürlich kann es mißlingen. Bleibt ihr stumpf und störrisch? Das wäre peinlich – besonders für mich, euren Schutzpatron. Bereitet sich die ahnungsvolle Erkenntnis, und ihre couragierte Umsetzung in Aktion bei ganz anderen vor, während gerade ihr, denen man so exquisite Chance gibt, euch kosmisch blamiert? – Tut mir doch das nicht an! Wovon sollte ich dann berichten? Die variablen Symptome der Entwurzelungs-Neurose sind kein ergiebige Thema. Schließlich bin ich kein Mediziner...«

Dabei fiel ihm endlich der Rapport wieder ein, der auf glanzumflossenem Fauteuil mit grimmiger und liebevoller Ungeduld erwartet wurde. – Wie leicht versäumen sich Boten – selbst solche, die für gewissenhaft gelten! Sie schwatzen und schweben, aus Zärtlichkeit für die Kreatur. Der Liebe Vater bleibt eine Weile unbelehrt über Tun und Lassen, Unfug und Martyrium Seiner Sorgenkinder – weil es Seinem Diener gefällt, einem hübschen kleinen Sterblichen zu imponieren mit Weisheits-Brocken, die vom Flammen-Stuhl zu den Heerscharen fallen. Durch ein Lächeln, einen Blick, eine Träne, durch eine huschende Verfinsterung auf der Stirn verrät der Herr zuweilen, was Er lieber für Sich behielt. Die Engel aber schnappen alles auf; vielleicht mißverstehen sie manches, oder interpretieren es in ungehöriger Weise. Sie tragen es geschäftig weiter, in die Menschenwelt. Göttliche Andeutungen, ein Nicken, Winken, Schluchzen, versuchen sie in Menschenworten auszudrücken –: die Formulierung bleibt ungenügend; das Resultat ist konfus. Was sollte Kikjou anfangen mit dem fragmentarischen Bericht vom Flammen-Sitz – ihm zugeflüstert, zugerannt, zwischen den bleichen Gipfeln? Er war enttäuscht und verwirrt zugleich. Das Gehörte reizte ihn zum Widerspruch – die Kreatur ist rebellisch!! –, er spürte aber auch, daß es sein Fassungsvermögen wesentlich überstieg. Sein schweres, irdisches Herz ward noch schwerer; es zog ihn hinab – während der pflichtvergessene Herold seinerseits sich geschwind entfernte. Kikjous Füße berührten festen Grund: er wußte nicht genau – war es schon der steinerne Boden seiner vertrauten Zelle, oder noch das Gletscher-Eis, das wir ewig nennen und das auch einmal schmilzt. Es tat ihm wohl, wieder auf eigenen Füßen zu stehen; Gewicht und Reizbarkeit seines Leibes wieder lebendig zu spüren. Er kniff sich selbst in den Arm, und war froh, daß es weh tat. Sein Herz war ruhig und voll Freude.

Woher kam solcher Trost? Noch aus den Worten des Engels – die doch eher quälend gewesen waren? Oder tröstete nur die Heimkehr ins Irdische, das Ende von Flug und Entrückung? – Unser Körper ist schadhaft und plump, auch wird er zu Staub zerfallen: man sei immer drauf gefaßt! Indessen ist er das einzige, was wir haben; sonst kennen wir nichts. Die Pläne und Absichten des Lieben Vaters bleiben an unseren Körper gebunden – der freilich auch Geist ist, und mit seiner Schönheit und Erbarmlichkeit Teil von Gottes Substanz.

Löst und erlöst sich das Materielle, an jenem Tag der Verheißung, da die Pläne und Absichten endlich sich erfüllen dürfen? Sehr wohl möglich –: der Flügel-Herold hat dergleichen angedeutet, wenngleich in ungenügender Formulierung. Mögen Engel eine etwas stammelnde Konversation über das Letzte, Fernste, Äußerste machen! Was uns betrifft, wir haben andere Sorgen –: sie liegen näher; bleiben aber trotzdem im Zusammenhang mit gewissen väterlich-ehrgeizigen Intentionen.

Unser irdisches Heil ist wichtiger als das Heil unserer Seele: vielmehr, eines ist gar nicht zu trennen vom anderen. Denn der Liebe Herr vom Flammen-Thron identifiziert sich mit der Kreatur. Solches Maß hat Seine Gnade, und Seine Liebe ist so riesenhaft. Inmitten des Geschaffenen schlägt Sein schaffendes Herz. Unsere Schritte führen auch Ihn zum

Ziel. Unser Sieg ist immer auch der Seine, unsere Entwürdigung wird Seine Schmach. Wer im Irdischen frevelt, hat auch Ihn verletzt. Er stöhnt in Qualen, wenn ein Mensch dem anderen wehetut. Seine Kreaturen zerfleischen sich – und Er blutet aus tausend Wunden.

Er vergißt nicht, verzeiht nicht. Wer den Skandal vergißt, mit dem Unerträglichen sich abfinden möchte, ist selbst schon Greuel. Die schlaun Saboteure Höchster Pläne und Intentionen sollen vernichtet sein. Ein Blick trifft sie aus der Flammen-Sphäre –: er bedeutet Fluch. »Ihr seid Mir ärgerlich!« sagt der furchtbare Blick. Der Rest bleibt uns überlassen. Unseres Amtes ist es, das Ärgernis auszureißen, samt der Wurzel.

Es ist unsere Erde; wir tragen die Verantwortung – was immer hier geschieht. Das Übel, das die Menschenwelt verdirbt, ist zäh, nimmt auch höchst mannigfache Formen an. Einem wuchernden Pilz gleicht das Ärgernis: wir zertreten es – schon wagt es sich an anderer Stelle hervor. Zuweilen aber bekommt der wuchernde Skandal das Ausmaß einer universalen Provokation. Dann stinkt die Schöpfung; der Liebe Vater ist nicht nur sorgenvoll, sondern auch degoutiert. Von uns verlangt Er dann: Handelt! Protestiert! Schreit et ein! – Er ruft die Kreatur zur Aktion, damit das kolossale Stinken nur endlich aufhöre.

An euch liegt alles: alles liegt bei euch – spricht die Höchste Instanz. Nichts wird euch abgenommen, kein Engel hilft euch – nur als Beobachter sind die Cherubim unterwegs. Ich empfangen Berichte – die Mein umfassendes Wissen bestätigen, nicht bereichern können. Ich resümiere, kalkuliere, verifiziere; Ich hoffe, leide, schluchze, gräme mich, freue mich; Ich frohlocke, verstumme; Ich warte. Ich bin geduldig.

Kein Engel hilft euch. Seht, auch der Schutzpatron der Heimatlosen, der Dämon der Expatriierten hat sich entfernt! Vorm Flammen-Sitz legt er genauen Rapport ab. Ich lausche, vergleiche, ziehe Schlüsse, lasse mir nichts entgehen. Dem Engel der Heimatlosen bin Ich sehr gewogen – wenngleich er vorhin etwas schwatzhaft war. Er ist ein tüchtiger Engel, sein Amt ist schwer, und er liebt es. In Meinem Hofstaat nimmt er sich sonderbar aus, mit dem bestaubten Melonen-Hut, dem verschlissenen Kleid. Aber Ich habe ihm ein Antlitz gegeben mit kühnen und milden Zügen. Gleicht es nicht dem Gesicht eines Kriegers, hart und gespannt wie es ist! In die Augen jedoch habe Ich ihm das Licht des Erbarmens getan –: daher ihre sanfte Macht.

Der Engel der Heimatlosen hat ein Menschen-Gesicht – von der Art, wie es sein sollte und werden muß. Ich liebe diesen, der unter Meinen Engeln der Geringste ist, weil Ich euch und eure Zukunft liebe.

Ihr habt so schöne, sonderbare Möglichkeiten. Nutzt sie doch! Meine Liebe zu euch ist voll Ehrgeiz und Mißtrauen, sehr wachsam und sehr empfindlich –: alles um der schönen Möglichkeiten willen, die so leicht verderben. Wie schade wäre es um so viel reiche Chancen! Wie jammerschade würde es sein, wenn ihr das Bild, das Ich von euch im Vater-Herzen trage, so sehr entstelltet, daß Ich euch nicht mehr erkenne oder Mich gezwungen sehe, euch definitiv zu verstoßen! Unvorstellbar die Katastrophe, die solches bedeuten müßte: der Skandal der Skandale, das Fiasko Meines ganzen Unternehmens, der universale Ruin. Mir bliebe nichts zu tun, als etwas völlig Neues anzufangen –: aber woher die lustvolle Initiative zu einer anderen, zweiten Schöpfung nehmen, wenn die erste, höchst geliebte verdorben ist? Wollt ihr Mir dies nicht ersparen? So nehmt euch doch etwas zusammen! Ich bin sehr besorgt – wenngleich keineswegs ohne Hoffnung. Es liegt alles an euch.

Hört ihr Mich, ihr Sterblichen, Meine Sorgenkinder mit den interessanten Möglichkeiten? Du, zum Beispiel, Knabe dort auf dem Bett – schmiegsamer Gefährte Meiner Cherubim, kleiner Heimatloser –: hörst du Mich? Vernimmst du den spontanen Ausbruch Meiner gewaltigen Sorge?

Nein – natürlich kannst du Mich nicht verstehen. Deine Entrückung ist ja zu Ende, und übrigens hätte nicht einmal der Engel dir die Ohren öffnen können für Meine Stimme. Du bist irdisch, und du sollst es bleiben. Du schlummerst, ziemlich ermattet von deinem extravaganen Ausflug, der dir eigentlich nicht zugekommen ist –: am besten, du vergißt ihn, oder hältst ihn für einen Traum.

Ich liebe die Schlummernden, Ich liebe die Atmenden. Ich liebe euch, wenn ihr aufsteht, und den Kopf hoch tragt, und Gedanken denkt, und Worte bildet mit euren Lippen. Ich liebe euch mit unendlicher Liebe, wenn ihr geht, und schreitet, und vorwärtskommt – auf euren Füßen.

Euer Lachen und euer Weinen klingen Mir angenehm, euer Lächeln rührt Mich, Mich rühren eure Umarmungen, die Küsse, die ihr tauscht, die Lust, die ihr beieinander empfindet. Es gefällt Mir, euch essen und trinken zu sehen. In alles, was ihr tut, ist Lust gemischt –: Meine Lust! Meine väterliche Wonne! Noch in euren Schmerzen kann Ich die Lust erraten; jeder eurer Affekte ist Mir Wohlbehagen. Ich liebe eure Hände, wenn sie zupacken und wenn sie ruhen. Ich liebe eure lebendigen Körper und eure Gesichter, die lebendig sind –: auf ihnen liegt der Schimmer Meiner großen, besorgten Liebe.

Ach – es ergreift Mich, wie ihr die Glieder regt; wie ihr euch anfaßt, und wieder lasset; wie euer Organismus sich aufbaut und sich entwickelt, Zelle für Zelle, und wie er altert und müde wird und zerfällt. Ich liebe euer Blühen und euer Verwelken. Mich erschüttert eure Anmut und eure Häßlichkeit. Alle Gesten, mit denen ihr euer Leben bringt, sind Mir Gegenstand des gerührten Entzückens.

Das Herz des Vaters ist Flamme. Es brennt, es verzehrt sich in Flammen der Zärtlichkeit.

Dies sollt ihr nicht wissen. Der Liebe Vater verbirgt, stolz und schamhaft, Sein ungeheures Gefühl. Er verhüllt den Blick; Er verschweigt das Wort. Mit liebender Geduld harret Er jener Stunde entgegen, von der ihr nichts wissen sollt –: der Hochzeitlichen Stunde, der Stunde der Kommunion, dem Erlösungs-Fest, dem Feiertag des Großen Kusses, des Erlöschens... Mit Schauern von Glück und Angst harret der Vater, geduldet Sich der Große Liebende. – Ihr aber sollt im Schweiß eures Angesichts erledigen, was euch aufgetragen: Euer Erden-Pensum. Die Pläne und Absichten sind zu erfüllen – ob es auch Ströme von eurem Blut und euren Tränen koste. Seid wachsam und tapfer –: dies fordert Meine Liebe von euch! Seid energisch, seid realistisch, seid auch gut! Plagt euch! Kämpft! Habt Ehrgeiz und Leidenschaft, Trotz, Liebe und Mut! Seid rebellisch! Seid fromm! Bewahrt euch die Hoffnung! Steht auf eigenen Füßen!

### **Reinhold Schneider**

\* 13. Mai 1903 Baden-Baden † 6. April 1958 Freiburg im Breisgau

Lyriker, Dramatiker, Romanautor; stark durch seine katholische Erziehung geprägt; nach einer kaufmännischen Ausbildung als Übersetzer für spanische und portugiesische Literatur tätig (Reisen nach Spanien und Portugal); 1932 bis 1937 freier Schriftsteller in Potsdam; 1938 Übersiedlung nach Freiburg im Breisgau; Kritik des Nationalsozialismus aus katholischen Positionen; 1945 Anklage wegen Hochverrats und „Defätismus“ (nicht verurteilt wegen Kriegsende); nach 1945 stark pazifistische Überzeugungen. Hauptwerke: *Das Leiden des Camões oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht* (1930); *Das Inselreich* (1936); *Las Casas vor Karl V.* (1938); *Sonette* (1939); *Innozenz und Franziskus* (1952); *Sonette von Leben und Zeit, dem Glauben und der Geschichte* (1954)

## LAS CASAS VOR KARL V. SZENEN AUS DER KONQUISTADORENZEIT

[...] Las Casas hatte in wachsender Erregung zugehört; nun sprang er auf: »Im Namen Gottes erkläre ich die Eroberungskriege der Spanier, die bisher geschehen sind, für rechtswidrig, tyrannisch und höllisch; für schlimmer und grausamer als das, was Türken und Mauren getan haben!« – »Nichts«, rief Sepulveda scharf zurück, »ist ein größerer Greuel als Unordnung; niemand verderblicher als der Unruhestifter.« Auf dem schmalen Gesicht des Doktors stand tiefster Abscheu; aber die Blicke der Versammelten waren auf den Kaiser gerichtet in der Furcht, daß die rücksichtslose Heftigkeit der Gegner seinen Zorn erzeuge. Der Monarch saß noch immer in derselben leicht zurückgesunkenen, doch nicht nachlässigen Haltung in seinem Sessel; die Rechte riß zuckend an dem Handschuh der Linken, wortlos wandte er die Augen auf Sepulveda, der den Blick seines Herrn mit einer Verneigung erwiderte und dann fortfuhr:

»Es steht mir nicht an, in Gegenwart unseres kaiserlichen Herrn Spanien gegen einen solchen Vorwurf zu verteidigen; auch wäre Besseres zur Verteidigung nicht anzuführen als der uns allen bekannte hohe Sinn unseres Fürsten. Wider unsere Würde wäre es aber, zu beweisen, daß wir keine Mauren und Türken sind. Es muß einen jeden Wohldenkenden auf das bitterste betrüben, daß ein Träger des geistlichen Gewandes, ein Mann, der im siebenten Jahrzehnt eines vielbewegten, ja ruhelosen Lebens steht, sich von wirrem Eifer nicht allein zur Beschimpfung redlicher Männer hinreißen läßt – diese könnten die Beschimpfung im Vertrauen auf ihre Sache wohl verschmerzen –, sondern seine Nation seit langem vor der ganzen Welt herabsetzt.

Denn was könnte den Feinden Spaniens erwünschter sein, als aus spanischem Munde zu hören, daß wir jahraus, jahrein die abscheulichsten Verbrechen auf uns lüden? Und wie, wenn die Welt, die immer nach Gründen sucht, um dem Bevorrechteten und Besitzenden das Seine zu nehmen, aus solchen Anklagen einmal folgerte, daß wir unser Recht und damit unsern geschichtlichen Anspruch und unsere Macht verwirkt hätten? Die Anklagen des Vaters Las Casas sind zum unausdenkbaren Schaden des spanischen Namens und somit des spanischen Staates; es ist meine Pflicht, dies zu sagen. Mit Recht könnte auch ein Lehrer die Frage aufwerfen, ob nicht ein Mann, der auf so beharrliche Weise und mit Gründen, die von Staatsdenkern als unbestreitbar falsch erwiesen worden sind, sein Volk beschuldigt, nicht als Verräter angesehen werden müsse. Ich will schweigen von den maßlosen Übertreibungen, deren sich der Pater in so vielen Schriften schuldig gemacht hat; und ich will über die Grenze nicht hinausgehen, an der dieses Wort innehält. Ich will auch jene Frage nach der geschichtlichen Rolle des Anklägers, die ich mir manches Mal im stillen gestellt habe, nicht erörtern. Aber gewiß ist es doch, daß das Tun des Vaters Las Casas im Laufe der Jahre wie der böse Verrat wirken muß. Wie lange noch, dann werden unsere Gegner – wenn diesem Tun, wie ich als Christ und Spanier wünsche, nicht ein Ende gesetzt wird – seine Anklagen aufgreifen und verbreiten; wir haben weder die Heere noch die Schiffe unserer Feinde zu fürchten; aber zu fürchten haben wir die Zerstörung unseres Namens, der die Zerstörung unserer Herrschaft mit Sicherheit folgen wird.«

Las Casas wollte sich erheben; aber in diesem Augenblick hatte sein Gegner unter der leidenschaftlichen Teilnahme der Zuhörer, deren nur wenige sorgenvoll auf den Angeschuldigten blickten, die Oberhand offenbar völlig gewonnen; der erzene Blick des Staatslehrers schien den Mönch niederzuzwingen. »Solcher Gefahr gegenüber«, setzte Sepulveda seine Rede fort mit dem Ausdruck eines Mannes, der nicht mehr in einer Dis-



putation, sondern vor dem höchsten Tribunal seine Sache vertritt, »ist es wohl angemessen, die Aufmerksamkeit der Person des Anklägers selbst zuzuwenden, um zu prüfen, bis zu welchem Grade seine Anklage und sein Leben zusammenstimmen.«

Er warf einen Blick auf die vor ihm geordneten Papiere, ehe er seine Schilderung aufnahm: »Da ist es denn merkwürdig, den jungen Lizentiaten Las Casas auf den Straßen Salamancas in Begleitung eines Sklaven anzutreffen, den ihm sein Vater aus den Neuen Indien mitgebracht hatte. Der Ritter Las Casas war ja mit Kolumbus auf dessen zweiter Reise nach Haiti gekommen und hatte dort reichen Besitz erworben, dessen Segnungen vielleicht auch dem Sohne zugute gekommen sind. Wenigstens trug der Lizentiat keine Bedenken, sich von einem Indio als seinem leibeigenen Knecht bedienen zu lassen. Erst als die große Königin Isabella es den Kolonisten auf das strengste verbot, solche Geschenke nach Spanien zu schicken, und die Rücksendung der mitgebrachten Sklaven forderte, mußte sich der Lizentiat von dem seinen trennen.

Bald darauf fuhr er mit Ovando, dem Dritten Admiral, über den Ozean; es ist mir nicht berichtet worden, daß er seine Goldminen mit geringerem Eifer und mit wesentlich anderen Mitteln – etwa mit gedungenen Arbeitern statt der ihm vom Gouverneur überschriebenen Eingeborenen – als die anderen Landbesitzer betrieben hätte; dagegen wird mir von einem Jahresgewinn von so bedeutender Höhe geschrieben, daß ich an den Angaben zweifle und sie lieber nicht mitteilen will. Gewiß wird er sich vor Mißhandlung der ihm anvertrauten Indios gehütet haben, damit ein Beispiel gebend, das, wenn wir seine Schilderungen auf die Wirklichkeit übertragen dürfen, bis auf den heutigen Tag das einzige geblieben ist. Er nahm teil an dem Kriegszug gegen den Kaziken Cocabunò in Higüey, der Südostspitze Haitis; ob er sich auch bei diesem Anlaß von seinen Landsleuten unterschied und den Feind taufte, bevor er unterworfen wurde, ob er erst die Unterworfenen taufen ließ oder aber die Bekehrung noch nicht seine Sorge war, würden wir aus seiner Geschichte Indiens erfahren, wenn diese, was ich nicht wünschen kann, ans Licht treten würde. Denn der klare und scharfe, die Vergangenheit sichtende und ordnende Geist des Geschichtsschreibers würde einem solche Werke abgehn.

So lebte der »Vater der Indios«, wie ihn heute die westlichen Völker nennen, im vollen Genuß der Segnungen, die unter dem Zepter unserer erlauchten Könige und der weisen Leitung ihrer Beamten den Spaniern im Westen beschieden waren. Was ihn bewog, auf eine einzige Predigt hin, die der Dominikanerprior Pedro von Córdoba in La Confesión de la Vega vor dem Vizekönig Ovando hielt, den weltlichen Stand zu verlassen und Priester zu werden, weiß ich nicht; ich vermag nur anzugeben, was die Papiere vermelden, daß der Lizentiat Bartolomé de Las Casas aus Sevilla am Tage der Goldschmelze und in Gegenwart des Admirals Ovando in La Vega seine erste Messe sang und daß dies die erste Messe war, die ein neu geweihter Priester in den Neuen Indien gesungen hat. Indessen sagen die Berichte, die ich eingezogen habe, nichts von einem Wandel seines Innern aus; wir müssen annehmen, daß er nach der Priesterweihe blieb, was er war, und somit auch für Recht hielt, was seine Landsleute für Recht hielten. Dafür scheint die an sich nicht unwichtige, aber leider auch nicht nachprüfbare Mitteilung zu sprechen, daß einer der strengen Dominikanermönche, die unter den ersten Predigern das Evangelium in den Neuen Indien verkündigt, dem Las Casas als einem Sklavenhalter Absolution und Sakrament versagt habe und daß der Zurückgewiesene sich darauf von einem milderen Priester die Lossprechung habe erteilen lassen.

Um die Zeit, da der tapfere, aber unglückliche Velazquez Kuba eroberte und damit dem edlen und mächtigen Cortez den Weg nach Mexiko bereitete, durchstreifte der Pries-

ter Las Casas Kuba; dort ließ er sich in gesegneten Landstrichen bedeutenden Grundbesitz überschreiben, den er, wie wir kaum zweifeln können, ungeachtet seines geistlichen Kleides auf die übliche Weise bewirtschaftet und verwaltet haben mag. Den Ertrag jener noch völlig unberührten Goldfelder wage ich nicht zu beziffern; Las Casas besaß sie gemeinsam mit einem Freunde, Pedro de Rentería, und genoß in Gegensatz zu diesem, der weltfremd war, den Ruhm großer Erfahrung, Gewandtheit und Hartnäckigkeit in Geschäften.

Doch will es nicht gelingen, Ordnung und Ziel in seinem Leben zu finden; er wendete sich vom Weltlichen zum Geistlichen, vom Geistlichen zum Weltlichen zurück; da trat wieder eine Wendung ein, die ebenso unvermittelt und unerklärlich dünkt wie die erste. Der Priester und Landbesitzer hielt in Baracoa auf Kuba am Pfingstfest des Jahres 1514 die Predigt; von da an begann er den Kampf gegen das Leben der Spanier in den Kolonien; er erschien vor dem Gouverneur Velazquez und erklärte zu dessen nicht geringem Erstaunen, daß er auf seinen gesamten Besitz verzichte, gewann bald den Freund für seine Meinung, suchte mit diesem Schulen für die Kinder der Indios zu errichten, verband sich mit den tugendhaften, aber leider auch starrsinnigen Brüdern vom Orden des heiligen Dominikus, denen er, wie mir zu sagen erlaubt sei, besser Mäßigung als Feuer zugetragen hätte, und erschien in deren Gemeinschaft nicht lange danach in Spanien mit der Forderung nach Reformen, die er bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten hat, trotz allen ihm zugeachten Belehrungen und Einwänden. Wie oft er inzwischen nach Spanien und nach den Indien fuhr und zwischen den Inseln und dem Festland kreuzte, ohne Ruhe zu finden, erkühne ich mich nicht nachzurechnen.

Mehr als zwanzig Jahre sind es schon her, daß des Kaisers Majestät, in dem väterlichen Bemühen, einen jeden Vorschlag zu prüfen, der zum Wohl seiner Untertanen diesseits oder jenseits des Meeres gemacht wird, auf die großmütigste Weise auf einen Plan des Las Casas einging. Dieser wollte beweisen, daß er, sofern die Regierung sich nicht einmische, mit freien Eingeborenen in völligem Frieden leben und aus dem Ertrag des ihm anvertrauten Landes noch einen bedeutenden Zins nach Spanien senden könne. Aber was wurde aus den zweihundertsechzig Meilen wertvollen Küstenlandes in Paria, das des Kaisers Majestät dem Geistlichen zur Verfügung stellte? Unser Priester zog predigend durch die Dörfer Kastiliens und beredete die Bauern, in den Westen auszuwandern, wo zehnfache Fruchtbarkeit ihre Arbeit lohne; sie glaubten ihm und zogen in Haufen nach Sevilla und auf die Schiffe; als sie krank in Santo Domingo ankamen, mußten sie erfahren, daß ihr Werber noch in Spanien war und sie ihrem Schicksal überlassen hatte, das denn auch noch trauriger war, als wir es uns vielleicht ausmalen können.

Nur mit der größten Verwunderung aber nehmen wir wahr, wie der Priester Las Casas sich auf seine Statthalterschaft in Paria vorbereitete. Er hatte nichts Dringenderes zu tun, als für sich und die ausgewählten Kolonisten eine ritterliche Tracht zu entwerfen vom weißen Mantel mit dem aufgesetzten Kreuz bis zu den silbernen Sporen; also angehtan wollte er den Indios, deren Tücke uns wohl bekannt ist, Vertrauen einflößen. Ob ihn dabei das Beispiel seiner ritterlichen Ahnen, die gegen die Mauren fochten, geleitet hat, wissen wir nicht. Freilich ist es zur Probe auf die Wirkung dieser Tracht gar nicht gekommen; denn unser Statthalter hat sein Amt gar nicht ausgeübt. In San Juan de Puerto Rico hörte er, daß die Bewohner Parias die unter ihnen lebenden Mönche auf die scheußlichste Weise ermordet hatten – der wackere Missionar Juan Garcés ist unter ihnen gewesen – und auf Befehl der Audiencia von Santo Domingo bereits eine Strafexpedition unter dem Kommando Ocampos unterwegs sei. Der weiße Ritter ließ die ihn begleitenden Kolonisten in San Juan und eilte nach Santo Domingo zurück, vielleicht um die Audiencia zur

Abberufung der Strafexpedition zu bewegen und danach den Mördern den Frieden zu verkünden. Wohl kam er darauf nach Paria, aber die Kolonisten hatten sich verlaufen, und wer noch geblieben war, wollte dem Statthalter nicht gehorchen; bald tat er es ihnen nach und ging, und bis zu dieser Stunde ist er in seine Kolonie nicht zurückgekehrt. Vielmehr verschwand er zum tiefsten Erstaunen aller, die Hoffnungen auf ihn gesetzt, und zum geringen Erstaunen derer, die an ihm gezweifelt hatten, für lange Jahre im Dominikanerkloster zu Santo Domingo.

Erst nachdem der glorreiche Pizarro Peru eroberte, tauchte er wieder auf; die klösterliche Zurückgezogenheit hatte jedoch seinen Eifer nicht im mindesten gedämpft. Bald verbreitete er im Mutterlande, und zwar in immer lauterem Tone, die Anklagen gegen seine Landsleute, die Herabsetzungen des spanischen Namens, die einen jeden Patrioten erzürnen, ja zu seinem Feinde machen mußten. Was er außer dieser Tätigkeit leistete, ist schwerer zu bestimmen. Mit dem Vorsatze und der Ermächtigung, Klöster in Peru zu gründen, machte er sich auf die Reise durch den Isthmus, doch kehrte er in der Mitte um; er begann, die Indios im Gebirge Guatemas auf friedliche Weise zu bekehren; doch auch dieses Werk, das vielleicht sein schönstes und verdienstlichstes ist, hat er, wenn wir nicht irren, verwaist zurückgelassen, um aufs neue den Streit und die Unruhe zu suchen, denen er sich nun einmal ergeben hat.

Was könnte besser den Zustand seines Geistes kennzeichnen, als daß er, der die Rechte studiert hat und sein ganzes Leben damit hinbringt, das Naturrecht gegen das Staatsrecht auszuspielen, selber kein absolutes Recht kennt, vielmehr zweierlei Recht anwendet? Denn das hat er offenbar getan, als er riet, Neger nach den Neuen Indien zu verfrachten und sie statt der Indios als Arbeiter in den Bergwerken und auf dem Felde zu gebrauchen. Ich will nicht sagen, daß er der erste war, der diesen Gedanken hatte; aber er hat sich mit heißem Eifer für ihn eingesetzt; und er hat damit vor aller Welt zugegeben, daß für höhere Rassen ein anderes Recht gelte als für mindere; als höher muß er die Indios betrachtet haben und als geringer die Neger. Unmöglich kann er doch übersehen haben, daß die Neger sich nicht freiwillig auf die Schiffe der portugiesischen, genuesischen und holländischen Händler begeben; daß sie in demselben Sinne frei wären, wie es die Indios nach seiner Meinung sein sollen, wenn eben nicht ein höher geartetes und höher entwickeltes Volk – und das sind wir Spanier allein – zum Frommen der Welt ein Recht inne hätte über tiefer stehende Völker, wie das schon Aristoteles und Plato gelehrt haben.

Dies ist das Leben des Mannes, der sich zum Richter seines Vaterlandes, zum Urteil über so viele ruhmwürdige Männer, deren Taten die äußerste Kühnheit griechischer und römischer Helden in den Schatten stellen, berufen fühlt. Ich zeihe ihn nicht schlechter Absichten; was er Einzelnen an Beleidigungen zugefügt, was er an offenbaren Unwahrheiten verbreitet, rechne ich, wie ich schon sagte, seinem Eifer an. Aber der Böswilligste ist nicht so gefährlich wie der gläubige Gefolgsmann einer falschen Idee, nicht nach ihren Absichten, sondern nach dem, was sie beitragen zur irdischen Ordnung und Wohlfahrt, müssen die Menschen gemessen werden; das Urteil über ihre Absichten und den Wert ihres Innern ist nicht unsere Sache, sondern Gottes.

Ich stehe hier für die Festigkeit des irdischen Gefüges, dessen Erschütterung es unserem Volke nach einiger Zeit unmöglich machen würde, seine Aufgabe diesseits und jenseits des Meeres zu erfüllen, ja das Heil seiner Seele zu suchen. Wenn dieses Gefüge fest ist und solange es das ist, sollen wir das Reich des Herrn erstreben; auf festem Grunde sollen die Geschlechter die Steine schichten, in der Hoffnung, daß es einmal gelänge, Gottes Haus zu vollenden; und soweit es immer der Boden erlaubt, auf dem wir stehen,

sollen wir trachten, Gott näher zu kommen und seinem Gesetz zu genügen oder diesem Gesetz uns in wachsendem Maße anzugleichen. Der Staat dient dem Herrn, insofern er wohlgegründet ist; wankt aber der Grund, so müssen wir diesen erst sichern, bevor wir dienen können. Darum bekämpfe ich den Vater Las Casas, weil er die Fundamente aufwühlt, auf denen unser Dasein ruht, und Zerstörendes in unser Leben hineinträgt und dies noch zu einer Stunde zu tun wagt, da unserm Volke die Ordnung der Welt in die Hand gegeben ist und es für alle künftigen Zeiten zeigen soll, ob es zu ordnen und das Schicksal der Welt zu verantworten vermag. Weil wir vor dieser Entscheidung stehn, darum zeuge ich gegen den Vater Las Casas; ich tue es nicht um meinetwillen, sondern als Diener meines Herrn, den Gott zum Ordner und Verwalter der Welt gemacht hat; und ich tue es in tiefstem Widerwillen gegen die Hirngespinnste, die das Notwendige vernebeln und die Klarheit irdischer Gesetze verschleiern wollen. Wir haben den gefährlichsten und ruhmreichsten Weg auf den letzten Gipfel der spanischen Geschichte betreten; lassen wir uns jetzt von Träumern, von Rittern im weißen Mantel, betören, so stürzen wir ab. In unserer Macht wurzelt unsere Aufgabe, und wir würden beides opfern und unser Leben dazu, wenn wir dem ›Vater der Indios‹ folgen wollten.«

Sepulveda hatte seine Rede und namentlich die letzten Sätze in schneidender Kälte vorgebracht, als ob der Beschuldigte gar nicht anwesend, sondern eine wohlbekannte ferne Person sei; die Wirkung auf die Zuhörer war eine unterschiedliche. Auf dem Gesicht des Bischofs von Burgos, eines alten Gegners des Las Casas, lag unverhohlene Zustimmung; er hatte einige Stellen der Rede mit heftigem Kopfnicken, andere mit einem Lächeln bestätigt, auch die meisten unter den Gelehrten und Räten, namentlich die Franziskaner, schienen die Schilderung des Doktors zu billigen, wenn auch einer wie unter peiniger Scham den Kopf senkte und schließlich die Hand vor die Augen legte, als wolle er keinen Anteil an seiner Umgebung haben. Die scharfgeschnittenen Züge des Kardinals drückten Mißstimmung aus; der Bischof von Segovia, der neben Las Casas saß, mußte sich mehrmals bezwingen, dem Redner nicht in das Wort zu fallen; dagegen konnten die Dominikaner sich offenbar einer niederdrückenden Wirkung nicht erwehren; sie warfen besorgte Blicke auf den Kaiser, der sich indessen, schon bald nach dem Beginn der Rede, wieder fester in seinen Mantel gehüllt hatte und keine Meinung zu erkennen gab; dann sahen die Mönche bald mitleidig, bald vorwurfsvoll ihren Mitbruder an. Sobald jedoch Las Casas das Vorhaben seines Gegners durchschaut hatte, schien er aufzuatmen; Demut, Ergebung und Erleichterung spiegelten sich in seinen Mienen; nur als Sepulveda den Handel mit Negern zur Sprache brachte, ächzte der Mönch wie unter einer schweren Verwundung auf. Doch gewann er während der letzten Sätze die Fassung wieder, so daß er sich in demütiger Gelassenheit zur Erwiderung anschickte:

»Der Doktor Sepulveda«, begann er, »hat mit großer Genauigkeit mein Leben erforscht und erzählt, und ich bin ihm dankbar dafür; denn keine Schwäche derer, die der Herr zu seinen Dienern macht, soll verborgen bleiben. Sind wir in Wahrheit doch nur das, was Gott von uns will. Auch darin hat der Doktor recht, daß er mir Unbeständigkeit und Verwirrung und närrische Handlungen oder doch solche, die vor der Welt als närrisch erscheinen müssen, zum Vorwurf macht. Ja, mein Leben ist mit Schuld beladen, die ich nie werde abtragen können; ich bin nun ein alter Mann und längst in den Jahren, da andere den Ertrag ihres Wirkens klar vor sich sehen, und es ist mir doch nicht gelungen, das Bild meines früheren Lebens auszulöschen. Es bleibt bestehen, und wo ich gehe und streite für Gottes Reich, da begegne ich dem Bartolomé de Las Casas, der wider Gottes Reich gestritten hat und noch immer stark genug ist, um mich alten Mann aus dem Felde zu schla-

gen. Schwerer liegt aber nichts auf meiner Seele, als daß ich, wie der Doktor wahrheitsgemäß geschildert hat, geraten habe, Neger nach Westindien zu bringen und sie an der Stelle der Indios arbeiten zu lassen. Eben dieses eine Mal bin ich nicht vom Rechte ausgegangen, das unverrückbar über uns hängt, sondern von meinem Mitleid. Ich glaubte, die Neger ertrügen mehr als die Indios, die ich an allen Straßen sterben sah, und wollte durch ein geringeres Leiden ein größeres aufhalten. Aber es war Irrtum und Schuld, und ich schwöre sie hiermit feierlich ab und erkläre, daß es wider alles Recht und wider den Glauben, daß es im höchsten Maße verdammungswürdig ist, die Neger an der Küste Guineas wie Wild einzufangen, sie in die Schiffe zu pferchen, in Indien zu verhandeln und dort so mit ihnen umzugehen, wie es täglich und stündlich geschieht. Ich habe schuld daran, weil ich Narr meinem Herzen nachgegeben habe, statt anzuraten, was Recht ist. Aber auch das Gold hat Gewalt über mich gehabt in meiner Jugend; ich bin ein Spanier und bin den Versuchungen erlegen, denen mein Volk unterworfen ist, und ich kämpfe mit diesen Versuchungen, um meinem Volke zu zeigen, wie ich sie überwinden kann.

Aber das Beste in des Doktors Rede war vielleicht, daß er erzählte, wie ich am Tage der Goldschmelze zum Priester geweiht worden bin. Denn ein Tag der Schmelze ist es gewesen, das kann ich versichern; damals ist mein Herz zum ersten Mal in die Schmelze gegeben worden, es war hart und bedurfte eines starken Feuers, eines heißeren, als Menschen anzufachen vermögen, und wollten sie uns auch auf das bitterste hassen, verleumdern und kränken. Ein Feuer von oben ist es gewesen. Das eine kann ich freilich an des Doktors Rede nicht begreifen, daß er sagte, ich sei nach der Weihe geblieben, was ich vorher gewesen. Weiß er nichts von der Gewalt des Sakraments? Nichts davon, daß das Sakrament den Erwählten, auch wenn er nicht würdig ist, verwandelt, den Verworfenen aber verdirbt? Mich hat Gott gerufen mit der Stimme des Pedro von Córdoba.

Als ich den Prior sprechen hörte in der Stadt La Vega von der Herrlichkeit des Paradieses, als ich ihn nach der Messe inmitten der unglücklichen Indios, ihrer Frauen und Kinder sitzen sah – er hatte sie eigens rufen lassen, denn wer hätte sie in die Messe geschickt? – und vernahm, wie er den Vergewaltigten und Entrechteten vom Himmelreich erzählte, auf das sie dasselbe Anrecht hätten wie ihre Unterdrücker: da zerrann das Gold, dem ich nachgelaufen war, und ich begriff, daß Edleres nicht gewonnen werden mag als die Seelen der Menschen. Aber mein Herz und Sinn verhärteten sich wieder; und es vergingen Jahre, bis sie aufs neue in die Schmelze gegeben wurden. Das geschah auf Kuba, als ich zur Aushilfe nach Baracoa gerufen wurde, um zu Pfingsten zu predigen; da traf mich, während ich mich auf die Predigt vorbereitete, das Wort der Schrift von den Gaben der Gottlosen, an denen der Herr kein Wohlgefallen hat; von dem, der des Armen Gut opfert und tut wie ein Mann, der den Sohn vor den Augen des Vaters schlachtet; von dem Bluthunde, der dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt; und nun begriff ich mit einem Male das ungeheure Unrecht, in dem wir alle lebten.

»Das wissen wir ja wohl alle«, fuhr Las Casas fort, indem er sich unmittelbar an seinen Gegner wandte, anders als dieser, der meist über seinen Widersacher hinweg gesprochen hatte, »daß wir mit dem gehörigen Fleiße aus den Papieren herauslesen können, was ein Mensch getan hat; was sich aber in ihm begab, wissen wir nicht; niemand kennt ein Leben von innen; und darum konnte der Doktor auch nicht ahnen, daß ich in jenem Augenblick zum unversöhnlichen Feinde der Sklavenbesitzer und Eroberer und aller derer wurde, die sich vom Unrecht ernährten und gar dieses Unrecht verteidigten. Denn dazu bin ich bestellt; und wenn Gott einen Narren zu seinem Werkzeug gemacht hat, so soll man auch den Narren um deswillen achten. Und nur von meiner Kolonie in Paria muß ich

noch sprechen; denn mehr Anlaß, meiner zu spotten und meinem Werk zu schaden, habe ich der Welt nie gegeben als mit diesem Plane. Wie hätte ich aber in Paria beginnen sollen, wenn dort der Befehlshaber Ocampo, unter welchem Vorwand es auch sein mochte, die Indios eigenmächtig bestrafte? Und welche Gewalt hatte ich über ihn? Ich mußte nach Santo Domingo, seine Abberufung zu erwirken. Denn nicht mit einem Zettel des Kaisers in der Hand hätte ich einen Spanier von seinem Raube scheuchen können. Doch als ich endlich in Paria landete, war der Haß schon gesät, wo ich den Frieden pflanzen wollte; Spanier und Indios töteten einander; ein Bruder vom Orden des heiligen Franziskus beredete mich, noch einmal nach Santo Domingo zu segeln; ich gehorchte, vielleicht, weil meine Hoffnung schon vernichtet war.

Und dann«, Las Casas sah vor sich nieder, ein Schatten fiel über ihn, und er sprach so leise, als habe er keine Zuhörer, »verließ mich die Kraft. Der Sturm faßte mein Schiff und trieb mich an Santo Domingo vorüber, westwärts; ich konnte endlich Anker werfen lassen und wanderte durch die Insel nach der Hauptstadt. Unterwegs legte ich mich nieder; ich sehnte mich nach Schlaf. Nach langer Zeit wachte ich durch die Stimmen Reisender auf, die in meiner Nähe lagerten, aber mich wohl nicht gesehen hatten, denn ich lag unter einem Busche. In dem letzten Sturme, erzählte einer, seien viele Schiffe untergegangen; auch der Priester Las Casas sei tot. Früher wäre ich auf ein solches Wort aufgesprungen; jetzt blieb ich glücklich liegen, ich ließ die Reisenden weiterwandern und lag noch immer bis gegen den Abend; es war mir, als sei ich losgesprochen worden und müßte meine Last nicht mehr tragen. In Santo Domingo erfuhr ich, daß der Stellvertreter, den ich in Paria eingesetzt hatte, mit den beiden zurückgelassenen Schiffen die Küste des mir anvertrauten Landes an Menschen, Gold und Perlen ausplünderte; ich hatte etwas Reines gewollt, aber bei der ersten Berührung mit der Welt war es unrein geworden. Allein der Glaube der Menschen, daß ich tot sei, ließ mich noch leben; ich ging durch die Straßen der Stadt, als wäre ich nicht; sah ich einen Bekannten, so schritt ich an ihm vorbei, wie ein Schatten, so daß er zweifeln mochte, ob ichs auch gewesen sei. Endlich bat ich die Brüder vom heiligen Dominikus, mich aufzunehmen; dort lebte ich in Frieden. Aber langsam wurde das Gewesene wieder mächtig; was ich gesehen hatte, konnte ich nicht mehr vergessen; ich hörte wieder die Stimme des Pedro von Córdoba, ich vernahm das Wort der Schrift. Dann bedrängte mich alles, was geschehen war zwischen meinem Volke und den Indios, seit Kolumbus seine Schiffe in den Westen gesteuert hatte; die ganze furchtbare Tragödie Spaniens und der Neuen Indien fiel mir wieder aufs Herz. In einem kleinen Kloster am Meere fing ich an, sie aufzuschreiben; ich sah Schiffe kommen und gehn, Unrecht bringen, Unrecht mit sich nehmen. Aber ich schrieb weiter an meinem Werke mit furchtbar beschwertem Herzen, um zu zeigen, wie Gottes Wille die Schicksale der Völker lenkt, wie er sich die erlauchten Könige Spaniens und unser Volk und den Ersten Admiral zu seinen Werkzeugen wählte und auf welche Weise wir zu fahnenflüchtigen Soldaten Christi geworden sind. Auch wollte ich zeigen, wie das ewige Recht über die Zeiten hinweg die Schuldigen trifft und wie die Gnade dennoch zu einer jeden Stunde erreichbar ist.

Da kam die Nachricht von dem Ungeheuern Reich im Süden, in das Pizarro, ein Schüler des schändlichen Hojeda, eindrang; ich fühlte Tag und Nacht den namenlosen Jammer untergehender Völker und sah im Geiste das Bild unseres Herrn verspottet an allen Wegen; ich sah das Gebirge unserer Schuld in den Himmel wachsen, ließ mein Werk und das Kloster und begann den alten Kampf wieder, den ich werde führen müssen, solange mein Leben währt.

Ja, dies ist mein Leben gewesen und ist es noch, das Leben eines Unwürdigen und Unglücklichen. Aber dennoch glaube ich«, – die Stimme des Redenden wurde entschieden; er legte sein Bekenntnis fast im Tone der Herausforderung an seinen Gegner, ja an alle Feinde seiner Sache ab, »daß Gottes Walten in meinem Leben spürbar ist; meiner eigenen Kraft wird es auch der Doktor nicht zuschreiben wollen, daß ich das Dasein der Verbrecher – so *muß* ich die Spanier nennen, die sich Indios anbefehlen lassen und sie als Sklaven mißbrauchen – aufgab und das Kreuz ergriff. Und was wäre wohl am Leben eines Menschen und der Völker des Forschens wert, wenn nicht dieses Walten Gottes? Das hätte der Doktor erkennen müssen. Was er mir vorwirft, trifft mit vollem Recht den Bartolomé de Las Casas. Diesen habe ich nicht zu verteidigen. Ich stehe dafür, daß Gottes Stimme an die Ohren der Menschen dringt, die im Unrecht leben.

Und im Unrecht leben wir alle. Denn wer kann sagen, daß ihn die Gaben der Gottlosen nicht auf irgendeine Weise berührt und getragen hätten? Der Frevel dringt in alle Adern ein; unser Volk lebt davon, und selbst wenn wir die Altäre des Herrn und der Heiligen schmücken, so tun wirs mit erpreßtem, blutbeflecktem, von Tränen benetztem Golde. Oh, es kann ja nicht sein, daß ein König vom Unrecht weiß und es nicht abstellt! Aber die Könige wissen nichts davon. Freilich ruht das Recht nicht in der Brust der Könige, wie die italienischen Staatslehrer sagen, sondern der König ist der Hüter des Rechts; darum muß ihm recht berichtet werden, damit er in einem jeden Falle wisse, wie er zu entscheiden habe. Geschieht das nicht, so kann der König nicht sein, was er sein soll. Der erhabene König Ferdinand hat nach dem Tode der Königin Isabella im Namen unserer Herrin und Königin Johanna zu Burgos Gesetze erlassen, in denen er verfügte, daß die Indios, nachdem sie den Spaniern auf Lebenszeit zugeteilt waren, aus ihren Dörfern gerissen und nach dem Gutdünken ihrer Herren und in deren Nähe in großen Hütten zusammengedrängt werden sollten; daß man auch die Kaziken und Fürsten – deren Recht und Anspruch doch keine geringeren sind als die unserer eigenen Fürsten und Könige – wie die Untertanen aus ihren Ländern treibe.

Wie aber konnte ein König verfügen, was wider das Recht ist, kraft dessen er herrscht? Wie konnte ein König Königsrecht mißachten? Das ist geschehen, weil der edle König Ferdinand auf das schändlichste belogen worden ist von den Admiralen Bobadilla und Ovando und seinen eigenen Räten. Denn sie haben dem König vorgestellt, daß die Indios verbrecherischer Natur seien, allem Schlechten von Grund aus hingegeben und dem Glauben und der Arbeit abgeneigt; so hat der König geglaubt, sie wie verbrecherisches Volk behandeln zu müssen, und er hat darum das Gesetz zu einem Grundstein des Unrechts gemacht. Die Schuld trifft die Räte und Diener des Königs, und ich verklage sie darum und werde sie vor der Nachwelt verklagen, so weit meine Stimme reichen mag, wiewohl sie längst alle unter der Erde liegen und der Admiral Bobadilla mit all seinen Missetaten und den Goldklumpen, die er heimzubringen gedachte, in den Grund des Meeres hinabgefahren ist.«

[...]

An demselben kalten Abend noch, an dem das seltsame Gefolge – der Edelmann, der Mönch und der junge Priester, der frierende Comacho und der alte Diener – vom Grabe Bernardinos gegangen war, empfing Las Casas den Auftrag, vor dem Kaiser zu erscheinen; der Herrscher sei, berichtete der Bote, diesen Abend aus Tordesillas zurückgekehrt, er erwarte den Mönch zu später Nachtstunde.

Auf dem Platze vor dem schon dunklen Palast stand ein fürstlicher Wagen; Diener in reichgestickter, mit Wappen besetzter Gewandung bildeten, Fackeln haltend, eine Gasse vom Tor zum Wagenschlag. Las Casas trat heran und fragte, ob er das Wappen des Cortez, des Marqués des Tales von Oaxaca, recht erkenne, aber der Gefragte wagte nicht zu antworten, denn in diesem Augenblick trat der Marqués in sehr vornehmer, von wenigen erlesenen Edelsteinen blitzender Kleidung und Kopfbedeckung aus dem hochgewölbten Portal. Müdigkeit beugte den Stolz seiner Haltung; er hob das von tiefen Falten durchschnittenen bärtige Gesicht, dessen Blässe der Feuerschein nur flüchtig rötete, und schien erschrocken den hinter den Fackelträgern stehenden Mönch zu erkennen, aber dann strich er sich über die Stirn, als ob er einen Gedanken verscheuchen wolle; seufzend, die beringte Hand aufstützend, hob er sich in den Wagen. Der Mönch blieb unbeweglich stehn und sah dem vielspännigen Gefährt nach; schweigend, gleich einem Totengeleite bewegte er sich, gefolgt von den Fackelträgern, über den Platz und in die Gasse, deren Häuser hell wurden und wieder erloschen.

Nur die Wachen regten sich in dem weitläufigen Bau, als Las Casas Einlaß begehrte; Schweigen und Finsternis, die auf den Treppen und in den Gängen lagen, saugten Schritt und Lichtschein auf, sobald sie vorüber waren. Die vor den Zimmern des Prinzen Philipp harrende Wache hob sich mit funkelnder Waffe wie ein Standbild aus dem Dunkel, in dem sie gleich darauf wieder versank; durch ein weites Gemach, auf dessen Tischen Akten und Briefe schimmerten, erreichte Las Casas die Schwelle eines kleinen, an der ihn sein Geleitsmann verließ. Auf dem schweren Vorhang, der das Fenster verhüllte, spielte der Widerschein des Kaminfeuers müde mit den herabsinkenden Schatten; gegenüber saß der Kaiser am Feuer, in seinen Pelz gehüllt, neben einem kleinen Tische, auf dem ein abgegriffenes Buch und eine Brille lagen.

Der Monarch wies stumm auf einen Sessel neben dem seinen; es kostete ihn offenbar Mühe, einen Anfang zu machen und aus seinem Schweigen hervorzutreten. Erschrocken sah Las Casas, wie die Gestalt des Kaisers unter der weiten Hülle fast entschwand, auch das Antlitz mit seinen überscharfen Linien war leichenhaft fahl. »Ich habe alles, was du gesagt hast, lange überdacht«, begann der Kaiser mit einer Stimme, die wie ein lange nicht gebrauchtes Instrument ihre Klangfarbe nur mühsam zurückgewann. »Du gehörst nicht zu denen, die in der Kutte herrschen wollen oder ein Prophetenamt ergreifen, um über die Könige zu gebieten. Soweit ich dein Leben überschau, hast du es dir nicht deinetwegen schwer gemacht; es ist das Leben eines wahrhaftigen Mannes. Nicht die Irrtümer haben wir ja zu fürchten, sondern die Lüge. Nun glaube ich, daß eine Stimme wie die deine sich nicht von ungefähr erhebt; und auch daß sie gerade jetzt laut wird, muß von Bedeutung sein. Freilich ist der Doktor Sepulveda ein treuer Diener, ich möchte ihn nicht missen an seinem Ort, doch an diesen Ort muß er gewiesen werden, an die zweite, nicht an die erste Stelle. Er ist nicht so frei, wie du es bist – als Knecht Christi. Wer neben ihm steht, muß die Dinge sehen wie er und muß ihm recht geben. Wer höher steht, nicht.«

Karl schwieg und blickte in das Dunkel des anstoßenden Raumes: »Die Welt ist sehr finster geworden«, sagte er unvermittelt, »meine Ahnen hatten ein helleres Leben und Wirken. Was meinst du wohl, was das Furchtbarste an diesen Zeiten ist?« – »Das Furchtbarste ist«, erwiderte Las Casas, »daß Tag für Tag unzählige Seelen von der Welt scheiden, die nach menschlichem Ermessen nicht mehr heimfinden zu Gott.« Der Kaiser sann nach: »Ja, das ist es, wir stehen auf einer Insel, und von allen Seiten wird das Land weggerissen, und mit ihm werden uns Güter und Menschen entführt, die wir nie mehr erblicken werden. Und doch habe ich als König das ganze Land mit all seinen Menschen vom



Herrn empfangen, damit ich es verwalte und ihm zurückgebe. Höre, Vater Las Casas, ich will das Letzte versuchen. Ich habe vor Algier mit den Ungläubigen gekämpft – nicht so glücklich, wie ich hoffte, nur noch wenig glücklich uns ganz –, aber doch ernst genug, um der Welt zu zeigen, worum es geht. In wenigen Tagen will ich nach Deutschland; der Reichstag ist nach Regensburg berufen; ich will sehen, was guter Wille vermag, ja ob guter Wille da ist und ob es möglich ist, den Streit der Christenheit zu stillen. Ich will nicht siegen, sondern versöhnen. Aber es muß jetzt geschehen, denn ich weiß nicht, wie lange meine Kraft noch ausreicht und diese beiden Arme die auseinanderstrebenden Hälften der Welt zusammenhalten können.

Diese große Hoffnung ist mir aufgegangen«, sagte der Kaiser lebhaft, »ich will und ich muß ihr treu bleiben, ich will mich nicht niederzwingen lassen, und selbst die Klügs-ten will ich in dieser Sache nicht mehr fragen, bis ich mit eigenen Augen gesehen habe, was noch geschehen kann. Denn der Kardinal deutete wohl an, daß es gefährlich werden könne, gerade jetzt, da wir vor der äußersten Anstrengung stehen, Reformen in den Neuen Indien durchzusetzen. Ich denke nicht so. Um das Gewicht einer jeden Last, die wir abwerfen, muß unsere Kraft doch wachsen. Und ich will und ich kann diese furchtbare Last nicht mehr tragen. Sie darf auf die Krone meiner Väter nicht mehr drücken. Soll ich all die Greuel hinter mir herschleppen, von denen du sprichst, ich, der Schutzherr der Christenheit? Ich will rein sein zu meinem größten Geschäft. Und ich möchte nicht einmal enden müssen wie Cortez, der wieder gutmachen will, nun, da es für ihn zu spät ist. Aller Rat hilft nichts, wir müssen Gott fragen.« Der Kaiser deutete auf eine Glocke, die Las Casas bewegte; hastig ergriff er ein Schriftstück, das ein Eintretender reichte. »Dies«, sagte der Kaiser, die Papiere in vor Erregung zitternder Hand haltend und sie dem aufs höchste überraschten Mönch reichend, »sind die Neuen Gesetze. Lies und bedenke sie; es ist nichts Geringes. Ich will die Indios frei machen.«

Tränen brachen aus den Augen des Las Casas; er sprang auf, nahm das Papier, versuchte zu lesen, vermochte es aber nicht. Plötzlich stürzte er zu des Kaisers Füßen nieder und ergriff seine Hand, um sie zu küssen. »Nie, nie, nie habe ich im Innersten zweifeln können an dir. Ich kannte deinen Sinn, und doch hast du mich tausendfach beschämt.« Und auf die entschiedene Nötigung des Kaisers sich wieder erhebend, rief er: »Nun ist es gut, das Feuer ist angezündet, es kann nicht mehr ausgelöscht werden, und wenn sich alle Stürme der Welt dawider empören. Nun sind die Indios Menschen, und das Unrecht ist ins Herz getroffen, es muß weichen, und wenn es sich an einem jeden Pflanzler und Goldgräber festklammern wollte. Von jetzt an wird dein Volk gesunden.«

Aber der Kaiser gewann über dem Anblick dieser stürmischen Freude seine Gelassenheit zurück: »Nicht so«, sagte er leise, mit nassem Auge, »Wollen und Vollbringen sind weit getrennt. Hier«, fuhr er fort, mit dem Knöchel auf das Buch klopfend, »in dem Büchlein des Thomas a Kempis finden wir vielleicht ein besseres Wort.« Er hielt die Brille vor die Augen und las langsam: »Denn ohne Kampf kannst du die Krone der Geduld nicht erlangen. Wenn du nicht leiden willst, so sprichst du zur Krone: Nach dir begehre ich nicht. Wenn du aber die Krone willst, so kämpfe wie ein Mann und leide wie ein Held.« Was meinst du wohl, Vater Las Casas, wenn auch das zu dem uns zugemessenen Leiden gehörte, daß wir uns vor uns selbst zum Schwersten überwinden müßten und dieses Schwerste dann doch in der Welt nicht vollbringen dürften? Und es ist so schwer für einen Statthalter, sich immer damit zu getrösten, daß Gott allein die Absicht mißt! Und wie glaubst du, daß meine Untertanen in den Neuen Indien mich hassen werden, wenn sie diese Gesetze lesen?«

»Viele werden dich hassen, viele werden dich segnen; der Segen ist stärker. Und die dafür kämpfen, werden auch stärker sein, als die dawider sind.« – Der Kaiser lächelte traurig: »Wo nimmst du, der so Furchtbares gesehen, diesen Glauben an die Menschen her?« – »Nicht an die Menschen, wiewohl ich sie noch nicht verachten kann, aber an das Recht.« – »Vielleicht«, antwortete Karl, »sollten wir nur an das eine glauben: an das Kreuz, das uns überall und in allen Dingen begegnet. Es ist nun mehr als zwanzig Jahre her, seit wir das erste Mal miteinander sprachen«, fuhr er fort, den Mönch wieder einladend, sich zu setzen. »Damals hattest du das große Unrecht eben entdeckt, und ich war ein junger Fürst. Ich wollte helfen, und du wolltest es; heute stehen wir wieder an derselben Stelle. Was sonst haben wir gefunden als das Kreuz? Und doch muß das große Wagnis noch einmal aufgenommen werden in der Neuen Welt wie in der Alten; so wills die Stunde, die mir zugefallen ist. Aber du hast mir im rechten Augenblick das Gewissen dafür geschärft, und ich will dich dafür auszeichnen und mich deiner Hilfe zugleich versichern – selbst«, fügte er in eher schmerzlichem als vorwurfsvollem Tone hinzu, »wenn es die Hilfe an einem untergehenden Reiche wäre. Das Bistum Cuzco in Peru ist ledig; es ist eines der größten des Westens. Ich werde deine Obern benachrichtigen, daß ich es dir übertragen will.« [...]

### Ernst Jünger

\* 29. März 1895 Heidelberg † 17. Februar 1998 Riedlingen

Essayist und Romanautor; 1913 als Gymnasiast zur Fremdenlegion, Entlassung nach Intervention des Vaters, dann Notabitur und freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg (ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse); danach Studium der Zoologie und Philosophie in Leipzig und Neapel; einer der wichtigsten rechtsorientierten Intellektuellen in der Weimarer Republik; nach 1933 Distanz zu den Machthabern; Kriegsdienst als Wehrmachtsoffizier im besetzten Frankreich; 1944 als „wehrunwürdig“ entlassen; nach 1945 Rückzug in den Schwarzwald (Insektenforschung, Botanik und Schriftstellerei), viele Reisen. Hauptwerke: *In Stahlgewittern* (1920); *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922); *Das abenteuerliche Herz* (1929); *Der Arbeiter* (1932); *Auf den Marmorklippen* (1939); *Strahlungen* (1949–1981); *Subtile Jagden* (1967); *Die Zwille* (1973); *Siebzig verweht* (5 Bde., 1980–1997).

## AUF DEN MARMORKLIPPEN

### 7

Der Oberförster war uns seit langem als Alter Herr der Mauretania bekannt. Wir hatten ihn auf den Konventen oft gesehen und manche Nacht mit ihm beim Spiel gegessen und gezecht. Er zählte zu den Gestalten, die bei den Mauretaniern zugleich als große Herren angesehen und als ein wenig ridikul empfunden werden – so wie man etwa einen alten Oberst der Landwehrkavallerie, der hin und wieder von seinen Gütern kommt, beim Regiment empfängt. Er prägte sich dem Gedächtnis ein, schon weil sein grüner, mit goldenen Ilexblättern bestickter Frack die Blicke auf ihn zog.

Sein Reichtum galt als ungeheuer, und auf den Festen, die er in seinem Stadthaus feierte, regierte Überfluß. Es wurde dort nach alter Sitte derb gegessen und getrunken, und die Eichenplatte des großen Spieltischs bog sich unter goldener Last. Auch waren

die asiatischen Partien, die er den Adepten in seinen kleinen Villen gab, berühmt. Ich hatte oft Gelegenheit, ihn nah zu sehen, und mich berührte ein Hauch von alter Macht, der ihn von seinen Wäldern her umwitterte. Damals empfand ich auch das Starre an seinem Wesen kaum als störend, denn alle Mauretanier nehmen im Lauf der Zeit den automatischen Charakter an. Vor allem in den Blicken tritt dieser Zug hervor. So lag auch in den Augen des Oberförsters, besonders wenn er lachte, der Schimmer einer fürchterlichen Jovialität. Sie waren, wie bei alten Trinkern, von einem roten Hauche überflammt, doch lag in ihnen zugleich ein Ausdruck von List und unerschütterlicher Kraft – ja zuweilen von Souveränität. Damals war seine Nähe uns angenehm – wir lebten im Übermut und an den Tafeln der Mächtigen der Welt.

Ich hörte später Bruder Otho über unsere Mauretanierzeiten sagen, daß ein Irrtum erst dann zum Fehler würde, wenn man in ihm beharrt. Das Wort erschien mir um so wahrer, wenn ich an die Lage dachte, in der wir uns befanden, als dieser Orden uns an sich zog. Es gibt Epochen des Niederganges, in denen sich die Form verwischt, die innerst dem Leben vorgezeichnet ist. Wenn wir in sie geraten, taumeln wir als Wesen, die des Gleichgewichts ermangeln, hin und her. Wir sinken aus dumpfen Freuden in den dumpfen Schmerz, auch spiegelt ein Bewußtsein des Verlustes, das uns stets belebt, uns Zukunft und Vergangenheit verlockender. Wir leben in abgeschiedenen Zeiten oder in fernen Utopien, indes der Augenblick verfließt.

Sobald wir dieses Mangels innewurden, strebten wir aus ihm hinaus. Wir spürten Sehnsucht nach Präsenz, nach Wirklichkeit und wären in das Eis, das Feuer und den Äther eingedrungen, um uns der Langeweile zu entziehen. Wie immer, wo der Zweifel sich mit Fülle paart, bekehrten wir uns zur Gewalt – und ist nicht sie das ewige Pendel, das die Zeiger vorwärtstreibt, sei es bei Tage, sei es in der Nacht? Also begannen wir, von Macht und Übermacht zu träumen und von den Formen, die sich kühn geordnet im tödlichen Gefecht des Lebens aufeinander zubewegen, sei es zum Untergange, sei es zum Triumph. Und wir studierten sie mit Lust, wie man die Atzungen betrachtet, die eine Säure auf den dunklen Spiegeln geschliffener Metalle niederschlägt. Bei solcher Neigung war es unvermeidlich, daß Mauretanier sich uns näherten. Wir wurden durch den Capitano, der den großen Aufstand in den Iberischen Provinzen erledigt hatte, eingeführt.

Wer die Geschichte der geheimen Orden kennt, der weiß, daß sich ihr Umfang schwierig schätzen läßt. Desgleichen ist die Fruchtbarkeit bekannt, mit der sie Zweige und Kolonien bilden, so daß man, wenn man ihren Spuren folgt, sich bald in einem Labyrinth verliert. Das traf auch für die Mauretanier zu. Besonders seltsam war es für den Neuling, wenn er in ihren Räumen Angehörige von Gruppen, die sich tödlich haßten, im friedlichen Gespräche sah. Zu den Zielen ihrer Köpfe zählte die artistische Behandlung der Geschäfte dieser Welt. Sie verlangten, daß die Macht ganz ohne Leidenschaft und göttergleich gehandhabt würde, und entsprechend sandten ihre Schulen einen Schlag von klaren, freien und stets fürchterlichen Geistern aus. Gleichviel, ob sie innerhalb des Aufruhrs oder an der Ordnung tätig waren – wo sie siegten, siegten sie als Mauretanier, und das stolze »Semper victrix« dieses Ordens galt nicht seinen Gliedern, sondern seinem Haupte, der Doktrin. Mitten in der Zeit und ihren wilden Läufen stand er unerschütterlich, und in seinen Residenzen und Palästen setzte man den Fuß auf festen Grund.

Doch es war nicht der Genuß der Ruhe, was uns gerne dort verweilen ließ. Wenn der Mensch den Halt verliert, beginnt die Furcht ihn zu regieren, und in ihren Wirbeln treibt er blind dahin. Bei den Mauretaniern aber herrschte unberührte Stille wie im Zentrum des Zyklons. Wenn man in den Abgrund stürzt, soll man die Dinge in dem letzten Grad

der Klarheit wie durch überschärfte Gläser sehen. Diesen Blick, doch ohne Furcht, gewann man in der Luft der Mauretania, die von Grund auf böse war. Gerade wenn der Schrecken herrschte, nahmen die Kühle der Gedanken und die geistige Entfernung zu. Bei den Katastrophen herrschte gute Laune, und man pflegte über sie zu scherzen wie die Pächter einer Spielbank über die Verluste ihrer Klientel.

Damals wurde es mir deutlich, daß die Panik, deren Schatten immer über unseren großen Städten lagern, ihr Pendant im kühnen Übermut der wenigen besitzt, die gleich Adlern über dumpfem Leiden kreisen. Einmal, als wir mit dem Capitano tranken, blickte er in den betauten Kelch wie in ein Glas, in dem vergangene Zeiten sich erschließen, und er meinte träumend: »Kein Glas Sekt war köstlicher als jenes, das man uns an die Maschinen reichte in der Nacht, da wir Sagunt zu Asche brannten.« Und wir dachten: »Lieber noch mit diesem stürzen, als mit jenen leben, die die Furcht im Staub zu kriechen zwingt.«

Doch ich schweife ab. Bei den Mauretaniern konnte man die Spiele lernen, die den Geist, den nichts mehr bindet und der selbst des Spottes müde wurde, noch erfreuen. Bei ihnen schmolz die Welt zur Karte ein, wie man sie für Amateure sticht, mit Zirkeln und blanken Instrumenten, die man mit Genuß berührt. Daher schien es sonderbar, daß man in diesem hellen, schattenlosen und abstraktesten der Räume auf Figuren wie den Oberförster stieß. Dennoch werden immer, wenn der freie Geist sich Herrschaftssitze gründet, auch die Autochthonen sich ihm zugesellen, wie die Schlange zu den offenen Feuern kriecht. Sie sind die alten Kenner der Macht und sehen eine neue Stunde tagen, die Tyrannis wieder aufzurichten, die seit Anbeginn in ihrem Herzen lebt. Dann entstehen in den großen Orden die geheimen Gänge und Gewölbe, deren Führung kein Historiker errät. Dann entstehen auch die feinsten Kämpfe, die im Inneren der Macht entbrennen, Kämpfe zwischen Bildern und Gedanken, Kämpfe zwischen den Idolen und dem Geist.

In solchen Zwisten mußte mancher schon erfahren, wo die List der Erde ihren Ursprung hat. So war es auch mir ergangen, als ich, um nach dem verschollenen Fortunio zu suchen, in das Jagdgebiet des Oberförsters eingedrungen war.

Seit jenen Tagen kannte ich die Grenzen, die dem Übermut gezogen sind, und vermied, den dunklen Saum der Forsten zu betreten, die der Alte seinen »Teutoburger Wald« zu nennen liebte, wie er überhaupt in vorgespielter, schlingenreicher Biederkeit ein Meister war.

## 22

Als wir den großen Weidehof erreichten, brach schon die Dämmerung herein. Von weitem erkannten wir bereits, daß dort Unruhe herrschte; die Ställe leuchteten im Schein von Fackeln und dröhnten vom Gebrüll des Viehes, das hastig eingetrieben war. Wir trafen einen Teil der Hirten in Waffen und erfuhren, daß andere noch in entfernten Gründen der Campagna weilten, wo Vieh zu bergen war. Im Hof empfing uns Sombor, der erste Sohn des Alten, ein Riese mit rotem Vollbart und mit einer Geißel, an deren Riemen bleierne Kugeln hingen, in der Hand. Er meldete, daß um die Mittagsstunde in den Wäldern Unruhe aufgekommen war; man hatte Rauch aufsteigen sehen und Lärm gehört. Dann waren aus den Moorgebüschen entlang dem Fillerhorne Scharen von Feuerwürmern und von Jägern hervorgetreten und hatten eine Herde abgetrieben, die dort im Vorwerk lag. Zwar hatte Sombor ihnen noch im Moore einen Teil der Beute wieder ab-

genommen, doch hatte er dabei auch Scharen von Förstern festgestellt, so daß ein Unternehmen zu erwarten stand. Inzwischen hatten seine Späher auch an anderen Punkten, wie bei dem Vorgehölze des Roten Stieres, und selbst in unserem Rücken Streiftrupps und Einzelgänger ausgemacht. So hatte uns unser gutes Glück, noch eben ehe wir abgeschnitten wurden, bis auf den Hof gebracht.

Bei diesem Stand der Dinge konnte ich nicht erwarten, daß Belovar mich bei dem Vorstoß in die Wälder begleiten würde, und fand es billig, daß er sich um sein Gut und um die Seinen kümmerte. Da kannte ich jedoch den alten Streiter noch immer nicht gut genug und nicht den Eifer, des er für Freunde fähig war. Sogleich schwur er sich, daß Haus und Stall und Scheuern bis auf den Grund verbrennen sollten, ehe er mich an diesem Tage auch nur für einen Schritt alleine ließe, und übertrug dem Sohne Sombor die Sorge um den Hof. Bei diesen Worten berührten die Weiber, die schon die Kostbarkeiten aus dem Hause schleppten, eilig Holz und drängten sich klagend an uns heran. Dann trat die Bestemutter auf uns zu und tastete uns mit den Händen von Kopf zu Füßen ab. An meiner rechten Schulter fanden die Finger Widerstand, doch glitten sie beim zweiten Male eben darüber hin. Als sie jedoch die Stirn des Sohnes berührte, faßte sie ein Schrecken, und sie verhüllte ihr Gesicht. Da warf das junge Weibchen sich dem Alten an die Brust, mit schrillum Wehruf, wie man ihn bei der Totenklage hört.

Dem Alten aber fehlte der Sinn für Weibertränen, wenn es ins Treffen ging und wenn die erste Trunkenheit des Kampfes ihm schon im Blute lag. Er schaffte sich mit beiden Armen Raum, so wie ein Schwimmer die Wogen teilt, und rief mit lauter Stimme Söhne und Knechte namentlich zum Kampfe auf. Er wählte nur eine Streifschar aus, indes er alle anderen dem Sohne Sombor zur Sicherung des Hofes überließ. Doch suchte er nur solche aus, die in den Sippenkämpfen schon ihren Mann getötet hatten und die er seine Hähnchen nannte, wenn er bei Laune war. Sie kamen mit Lederkollern und Lederhauben und mit dem ungefügten Rüstzeug, wie man es in den Waffenkammern der Weidehöfe seit der Urväter Zeiten aufbewahrt. Da sah man im Fackelscheine Hellebarden und Morgensterne und schwere Stangen, die scharfe Äxte und Sägespieße trugen, auch Piken, Mauerreißer und angeschliffene Haken mannigfacher Art. Damit gedachte der Alte das Waldgelichter auszubutzen und auszufegen nach Herzenslust.

Dann stießen die Hundeknechte die Zwinger auf, in denen heulend schon die Meuten lärmten – die schlanken Hetzer und die schweren Beißer, mit hellem und dunklem Geläut. Hechelnd und knurrend schossen sie hervor, den Hof erfüllend, an ihrer Spitze der schwere Leithund Leontodon. Er sprang an Belovar empor und setzte ihm winselnd die Pranken auf die Schultern, obwohl der Alte ein Riese war. Die Knechte ließen sie reichlich trinken und gossen ihnen aus einer Metzelschüssel zum Lecken Blut auf den Estrich aus.

Die beiden Meuten waren des Alten Stolz, und sicher war es zum guten Teile ihnen zu verdanken, daß das Gelichter aus den Tannichtdörfern in diesen Jahren seinen Grund in weitem Bogen mied. Für seine leichte hatte er den schnellen Steppenwindhund fortgezüchtet, mit dem der freie Araber sein Lager teilt und dessen Junge sein Weib an ihren Brüsten säugt. An diesen Windspielkörpern war jeder Muskelzug so sichtbar, als hätte ein Zergliederer sie abgewirkt, und die Bewegung war in ihnen so übermächtig, daß sie noch in den Träumen ein stetes Zittern überlief. Es gab von allen Läufern dieser Erde nur den Geparden, der sie überflügeln konnte, und auch dieser nur auf der kurzen Bahn. Sie jagten die Beute zu Paaren, indem sie die Bogen schnitten, und machten sie an den Schultern fest. Doch gab es auch Solofänger, die ihr Opfer am Halse niederrissen und hielten, bis der Jäger kam.

In seiner schweren Meute zog der Alte die Molosser Dogge, ein herrliches, lichtgelb und schwarz geströmtes Tier. Die Unerschrockenheit, die dieser Rasse eignet, wurde durch eingekreuztes Blut der Tibetdogge noch erhöht, die man in römischen Arenen gegen Auerochsen und Löwen kämpfen ließ. Der Einschlag zeigte sich durch die Größe, die stolze Haltung und die Rute, die nach Standartenart getragen wurde, an. Fast alle diese Beißer trugen schwere Risse in den Decken – Denkketteln von Brandhieben auf der Bärenhaut. Der Großbär, wenn er auf die Weiden von Holze ging, mußte sich eng am Waldrand halten, denn wenn die Hetzer ihn erreichten und stellten, fleischten die Packer ihn zu Tode, noch ehe der Jäger Zeit, ihn aufzuschärfen, fand.

Das war ein Wälzen und Knurren und Würgen im Innenhofe, und aus den roten Rachen funkelten uns die schrecklichen Gebisse an. Dazu das Sprühen der Fackeln, das Waffenklirren und die Klage der Weiber, die wie aufgeschreckte Tauben im Hofe flatterten. Das war ein Toben, wie es dem Alten Freude machte, der mit der Rechten wohlgefällig im Barte spielte, indes die Linke den breiten Dolch im roten Gürteltuche tanzen ließ. Auch trug er eine schwere Doppelaxt am Riemen um das Handgelenk.

Dann stürzten die Knechte mit Lederstulpen, die bis an die Schultern reichten, sich auf die Hunde und koppelten sie mit Korallenriemen fest. Wir schritten mit verlöschten Fackeln aus dem Tore und über die letzten Marken den Wäldern zu.

Der Mond war aufgegangen, und in seinem Scheine gab ich mich den Gedanken hin, die uns beschleichen, wenn es ins Ungewisse geht. Erinnerungen herrlicher Morgenstunden stiegen in mir auf, in denen wir bei der Vorhut vor unseren Zügen ritten und hinter uns in kühler Frühe der Chor der jungen Reiter klang. Da fühlten wir das Herz so festlich schlagen, und alle Schätze dieser Erde wären uns gering erschienen gegenüber der nahen Lust am scharfen und ehrenvollen Gang. O welcher Unterschied war zwischen jenen Stunden und dieser Nacht, in der ich Waffen, die den Krallen und Hörnern von Ungeheuern glichen, im bleichen Lichte glitzern sah. Wir zogen in die Lemurenwälder ohne Menschenrecht und -satzung, in denen kein Ruhm zu ernten war. Und ich empfand die Nichtigkeit von Glanz und Ehre und große Bitterkeit.

Doch war es mir ein Trost, daß ich nicht wie beim ersten Male, als ich Fortunio suchte, im Banne magischer Abenteuer kam, sondern in guter Sache und berufen durch hohe Geistesmacht. Und ich beschloß, mich nicht der Furcht anheimzugeben und nicht dem Übermut.

### Lion Feuchtwanger

\* 7. Juli 1884 München † 21. Dezember 1958 Pacific Palisades (Kalifornien/USA)

Essayist und Autor zahlreicher historischer sowie gegenwartsbezogener Romane; ab 1903 Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie (1907 Promotion); erste literarische Versuche mit Theaterkritiken, Erzählungen und Dramen; ab 1907 zunächst Theaterkritiker und Dramaturg in München; während des Ersten Weltkriegs kritische Haltung gegenüber dem überschwänglichen Patriotismus; freundschaftliche Beziehungen zu Brecht (auch gemeinsame Theaterprojekte); 1933 Ausbürgerung und Beschlagnahme des Besitzes; seitdem im Exil in Südfrankreich (dort 1939–1940 als „feindlicher Ausländer“ interniert), in der Sowjetunion und schließlich seit 1941 in den USA. Hauptwerke: *Jud Süß* (1925); *Erfolg* (1930); *Der jüdische Krieg* (1932); *Die Geschwister Oppenheim* (1933); *Der falsche Nero* (1936); *Exil* (1940); *Die Füchse im Weinberg/Waffen für Amerika* (1947/1948); *Goya* (1951); *Spanische Ballade/Die Jüdin von Toledo* (1955).

## EXIL

3

### EINER FÄHRT IM SCHLAFWAGEN IN SEIN SCHICKSAL

Am Abend dieses Tages steht Friedrich Benjamin am Fenster des Schlafwagens, die Melone auf dem Kopf, Zigarre im Mund, über seinem Gesicht ist ein kleines, fatales Grinsen, das wenig gemein hat mit jenem Lächeln, das ihn zuweilen verschönt. Abschiedsszenen liegen ihm nicht. Unbeholfen steht er am offenen Fenster, die kühle Märzluft dringt herein, und er spricht hinunter zu Ilse, seiner Frau. Wer die beiden sieht, wundert sich, daß der wenig sympathische Mann und die hübsche Frau zusammengehören. Er muß wohl viel Geld haben.

Er hat es nicht. Eigentlich hätte er sich zweimal überlegen müssen, ob er sich den Schlafwagen leisten kann. Er hat es nicht überlegt; so ist er nun einmal.

Ilse lacht zu ihm herauf. Der große Mund in dem slawischen Gesicht zeigt ihre schönen Zähne. Munter schwatzt sie drauflos, leise kommt manchmal ihr angeborenes Sächsisch durch, sie schwatzt überflüssiges Zeug: er solle sich nicht erkälten, er solle viel depeschieren, aber ja nicht telefonieren, das Telefon komme immer zur Unzeit, wenn man schlafe oder im Bad oder sonstwo sei. Er sagt ihr zum dritten- oder viertenmal, er werde also bestimmt Sonntag abend, allerspätestens Montag früh zurück sein. Gerne möchte er ihr von den Einzelheiten seines Vorhabens erzählen. Es füllt ihn ganz aus, und er hat ihr nur Allgemeines darüber gesagt, daß er nämlich Dittmann treffen wolle, der ihm einen Paß versprochen hat. Aber er unterläßt es; er weiß, für Details interessiert sich Ilse nicht, sie interessiert sich höchstens dafür, wann er wieder zurück ist. Andernteils ist ihr Gedächtnis nicht sehr präzise, und darum wiederholt er ihr, mit leisem Nachdruck, die genaue Zeit seiner Rückkehr. Ihr Stundenplan ist recht besetzt, das ist ihm bekannt; manchmal ist es besser, nicht genau zu wissen, wie er besetzt ist. Auf alle Fälle kann er ihr nicht oft genug einschärfen, wann er wieder in Paris sein wird.

„Meine Güte“, erinnert sie sich und spricht plötzlich sehr sächsisch, „jetzt fällt mir ein, was ich noch wollte. Am Freitag ist ja die Marlene-Dietrich-Premiere. Du hättest auch daran denken können, mir Karten zu besorgen. Vergiß es wenigstens jetzt nicht, wenn du von unterwegs mit den ‚PN‘ telefonierst. Sonst beschaff ich mir die Karten anderwärts“, droht sie.

Endlich fährt der Zug an. Er winkt noch eine Weile, dann geht er vom Fenster zurück. Es ist ein gutes Omen, daß er sein Coupé nicht mit einem andern teilen muß. Er gibt dem Schaffner Trinkgeld, auf daß es so bleibe. Dann geht er in den Speisewagen. Er hat nicht viel Appetit, eigentlich müßte er das Geld sparen. Aber der Aufenthalt im Speisewagen ist die angenehmste Art, die Stunde vor dem Schlafengehen hinzubringen, und Ilse würde ihn auslachen mit seinen Sparsamkeitserwägungen.

Der Zug schaukelt in langen, gleichmäßigen Schwingungen. Der Speisewagen ist besetzt, voll von gedämpftem Lärm. Benjamin wundert sich, wie stets, über die Geschicklichkeit der Kellner, wie sie es zuwege bringen, in dem fahrenden Zug zu servieren.

Ist es ihm nun eigentlich unlieb, daß er hat fortmüssen, oder nicht? Es stört ihn, daß er genötigt ist, seine Tätigkeit an den „Nachrichten“ zu unterbrechen. Wegen des Passes allein würde er nicht nach Basel fahren. Doch das Material, das Dittmann in Aussicht gestellt hat, zusammen mit dem Paß, das lohnt schon, und er freut sich darauf, ihn einmal wieder zu sprechen. Es gibt eine Menge Zeug, das man brieflich nicht mitteilen kann, und manches gewinnt Wert erst durch den mündlichen Kommentar.

Wenn das Huhn ein bißchen weniger durchgebraten wäre, könnte es nicht schaden. Unlustig schnitzelt er an seiner Keule herum und läßt sie schließlich halbgeessen liegen. Er hat, vor Trautwein, sich und seine Tätigkeit verkleinert. Das tut er zuweilen oft. Aber nur, um aus dem andern die Bestätigung seiner Leistung herauszukitzeln, denn er hat Leistung hinter sich, und wer einmal ernsthaft die Geschichte der Weimarer Republik schreibt, wird nicht umhin können, seiner Verdienste zu gedenken. Er hat am meisten dazu beigetragen, die geheime deutsche Aufrüstung und die Fememorde darum herum zu enthüllen. Er hat viel Übles auf sich nehmen müssen; die Männer vom Generalstab waren harte, mächtige Gegner, die nichts vergaßen und ihn mit Prozessen und Schikanen unermüdlich verfolgten. Es ist keine Kleinigkeit gewesen, sich all die Jahre hindurch in tausend Zeitungen als „Hoch- und Landesverräter“ anpöbeln zu lassen. Nachdenklich trank er von seinem Pommard.

Damals war es sinnvoll, was er getan hat; damals war es sinnvoll, anzustreben, daß das Reich statt eines militaristischen Polizeistaats ein Industrie- und Kulturland werde. Das bestreiten wenige. Aber wenn er sich heute noch bemüht, nachzuweisen, daß der deutsche Generalstab rüstet, hat das noch irgendeinen Zweck? Alle Welt weiß es doch ohnehin. Daß dieses neue deutsche Reich durch Krieg und Gewalt in Europa die Hegemonie erreichen will, was soll es nützen, das immer wieder Leuten vor Augen zu führen, die es nicht sehen wollen, und es Ohren zu predigen, die sich weigern, es zu hören? Sich da abzappeln, das heißt automatisch eine Tätigkeit weiterführen, die längst ihren Sinn verloren hat, so wie das Herz des Frosches fortschlägt, noch stundenlang, wenn man es aus dem toten Rumpf herausgenommen hat.

Quatsch. Ob sinnvoll oder nutzlos, er muß sich das Herz frei schreiben. Von seinen vier Jahren Frontdienst hat er einen heißen Haß gegen alles Militärische mitgebracht. Dieser Haß, das ist sein großes Erlebnis. Er kann sich sein Leben ohne diesen Haß nicht mehr vorstellen. Seine Gegner behaupten, sein absoluter Pazifismus, sein unentwegter Antimilitarismus, trage nur dazu bei, das Gegenteil von dem zu bewirken, was er wolle; Leute wie er beschleunigten den Krieg, statt ihn zu verhindern. Allein seitdem er aus den Scheußlichkeiten des Frontdienstes zurückgekehrt ist, kann er nicht mehr leben, ohne gegen den Militarismus zu schreiben. Seit diesen siebzehn Jahren ist leben und so schreiben für ihn das gleiche.



In kleinen Schlucken trank er seinen Kaffee. Der Aufsatz über die beiden „Spioninnen“ ist gut geraten, selbst Trautwein, bei aller inneren Gegnerschaft, hat seine Qualität anerkennen müssen. Dabei hat er viel zuwenig Material gehabt. Ach, wie anders, wieviel besser ist man in Berlin mit Informationen versorgt gewesen. Wenn jemand auf Präzision hält, wie er, dann leidet er bitter unter diesem Mangel. Hoffentlich lohnt das, was Dittmann ihm bringt, wirklich der Mühe. Er möchte gern einmal wieder ein Heft der „Plattform“ herausbringen, für das er ganz einstehen kann.

Er steckte das Geld zu sich, das man ihm auf seinen Hundertfrankenschein herausgegeben hatte. Billig wird diese Reise nach Basel nicht. Er stand auf, angenehm durchwärmt von dem Burgunder, hin und her geschleudert durch den dahinjagenden Zug, ging er zurück in sein Abteil.

Das Bett war gerichtet. Er riegelte die Tür ab, genoß das Alleinsein. Öffnete das Fenster, um vor dem Einschlafen noch etwas Luft hereinzulassen. Zog sich aus, suchte ungeschlckt die abgelegten Kleidungsstücke unterzubringen, wusch sich, putzte die Zähne. Die drei Spiegel des Toiletteschrankes gaben sein Gesicht wieder, es sah gelblich aus, dicklich, verschwitzt und gefiel ihm nicht. Wenigstens war es kein dummes Gesicht, das konnten nicht einmal die deutschen Generäle behaupten, seine Gegner. Er nahm ein Schlafmittel – ohne das konnte er im Zug nicht schlafen – und ein Pyramidon, um zu verhüten, daß er des Morgens mit Kopfschmerzen aufwache. Schaltete die Leselampe ein, das große Licht aus. Ärgerte sich, daß, wie stets, die Bettdecke zwischen Bett und Wand so festgeklemmt war. Zog sie heraus, streckte sich bequem, wickelte sich ein.

So, jetzt ist es richtig und angenehm. Königin, das Leben ist doch schön. Nur ein bißchen teuer. Die Reise allein wird, wie er sich kennt, an die viertausend Franken kosten, Dittmann wird für seine Spesen auch zwei- bis dreitausend aufrechnen, weitere zweitausend werden für den Paß draufgehen. Das ist viel, und das ist wenig. In Berlin hat er es manchmal in vierzehn Tagen verdient, bei Gingold muß er drei Monate darum schuften. Ilse darf er nichts davon sagen, wie kostspielig diese Reise ist. Eigentlich müßte er sie bitten, sich in den nächsten Monaten ein bißchen einzuschränken. Aber das bringt er nicht über sich. Wenn er daran denkt, was er für Tage gehabt hat, als sie das teure Hotel Royal gegen das billigere Atlantic vertauschten, dann schlägt es ihm schon jetzt die Sprache.

Rund zehntausend Franken. Und wofür? Für eine Legitimation, für ein albernes Stück Papier. Thomas Mann, beim Anblick eines kleinen Kindes, das Züricher Bekannten geboren worden war, hat ausgerufen: „Acht Tage alt, und schon ein Schweizer.“ Ein bitterer Witz. Von Bettina Lammers, die im allgemeinen nicht lügt, weiß er, daß sie jetzt achtundsiebzigmal auf der Präfektur gewesen ist, und ihr Papier hat sie heute noch nicht.

Lesen wird er jetzt doch nicht mehr. Er klappt die Leselampe herunter, daß nur mehr das schwache, bläuliche Licht der Nachtampel im Abteil ist. Er dehnt und streckt sich, angenehm schläfrig. Nein, es geht ihm nicht schlecht. Wenn er denkt, wie elend andere Emigranten daran sind, dann darf er Gott loben und danken. Was für eine seltsame Wendung ihm da gekommen ist. Man verliert die Kontrolle kurz vor dem Einschlafen, Wendungen aus der Kinderzeit steigen in einem hoch. Ja, er kann Gott loben und danken. Es ist ihm geglückt, sich tagaus, tagein mit dem beschäftigen zu dürfen, was ihn am meisten lockt. Es ist ein ungeheurer Spaß, Papier mit sinnvollen Worten zu überdecken. Zuerst ist es weiß und leer und schweigsam, und auf einmal hat es eine Stimme und sagt jedem, der es hören will, genau das, was man selber spürt und denkt. Obendrein kriegt man noch für diese Beschäftigung so viel, daß man leidlich leben kann, und dazu jeden zweiten Tag ein Dankschreiben von einem enthusiastischen Leser. Ja, da kann man nur sagen:

Gott sei Lob und Dank. Oder auch, wie sein Großvater zu sagen pflegte: „Auch das zum Guten.“ Und plötzlich sind in ihm wieder die hebräischen Worte, die er nun wohl dreißig Jahre nicht mehr gedacht hat: „Gam su letovo“, und er sieht das Bild seines Großvaters, eines beleibten, alten Mannes, ein Käppchen auf dem weißhaarigen Kopf, das Gesicht rot, doch immer schlecht rasiert, so daß die weißen Stoppeln kratzten.

„Auch das zum Guten.“ Aber doch nur sehr bedingt. Mit dem, was früher war, darf man das Heute nicht vergleichen. Wie hat das wohlgetan, damals, nach vier Jahren Frontdienst und Maulhalten, den ganzen Haß herauszuschreien, der sich in einem gehäuft hat. Gespürt hat man es, wie die Hunderttausende, die Millionen mitschrien. Und später, als man den Deutschen und der Welt immer wieder mit präzisen, unwiderleglichen Angaben bewies, wie die alten Generäle, die sie schon vorher betrogen hatten, sie weiter beschwindelten, als man das mit schlagenden Trümpfen dartat, wie spannte und entspannte man sich da. Was war das für eine glückliche Entladung. Wenn die Wut der Gegner, der Machthaber, gegen einen losgeiferte, wenn man erlebte, wie sie einen mit allen Mitteln mundtot zu machen suchten und es doch nicht fertigkriegten, da fühlte man sich, da lebte man.

Aber jetzt, dachte er mit Verachtung. Jetzt ist alles tot, der ganze Schwung fort. Wozu lebt man? Wozu arbeitet man? In einer toten Sprache schreibt man. Die sie verstehen, kriegen sie nicht zu lesen, und die sie zu lesen kriegen, wissen ohnedies, was man ihnen zu sagen hat.

Der Wagen schaukelte in langen, gleichmäßigen, einschläfernden Schwingungen. So ist es, sagte er sich, während es ihn hinaufschaukelte. Aber schon während er hinuntergeschaukelte, sagte er sich: So ist es nicht. Gewiß, sah man von außen hin, dann schien es eitle Mühe, was man tat. Allein schon der Haß, mit welchem die Feinde seine Aufsätze erwiderten, bewies, daß er traf, daß seine Arbeit Sinn hatte.

Immer näher jetzt spürte er den Schlaf herankommen. Nichts Angenehmeres, als so, bewußt, zu fühlen, wie eine Schicht des Wachseins nach der andern vergeht gleich langsam verlöschenden Lampen.

„Auch das zum Guten.“ Ja, es fügt sich ausgezeichnet, daß er mit der Regelung seiner Paßangelegenheit eine Zusammenkunft mit Dittmann verknüpfen kann. Das Glück hat es gut mit ihm gemeint, als es ihm diesen Dittmann in den Weg schickte. Mit einer gewissen Zärtlichkeit denkt er an ihn. Ein Politiker ist er nicht, unser Dittmann, aber ein handfester Kerl mit unglaublichem Geschick für das Aufspüren von interessanten Details.

Die Lider sind ihm schwer, die Glieder schläfrig lahm. Er schaltet auch die blaue Nachtampel aus, er hat ein angenehmes Vorgefühl, daß er gut und fest bis zum Morgen durchschlafen werde. Er legt sich auf die rechte Seite, mit dem Kissen den Raum zwischen Schulter und Schläfe ausfüllend.

Was wohl jetzt Ilse treibt? Großartig sah sie aus, wie sie auf dem Bahnsteig stand und zu ihm herauflachte, den breiten Mund mit den schönen Zähnen halb offen, in dem Frühjahrskostüm, das sie heute zum erstenmal trug. Eigentlich sind die Tiroler Hüte, wie die Frauen sie jetzt aufhaben, eine ungewöhnlich dumme Mode. Aber Ilse steht auch dieses dumme Zeug. An ihr gefällt ihm alles. Merkwürdig, daß man noch nach Jahren so unkritisch verliebt sein kann. Er spürt ungeheure Begier, neben ihr zu liegen, ihre weiche, glatte Haut zu streicheln, ihren kleinen Busen. Sie braucht Geld, viel Geld. Sie hat ihre Lebensführung trotz der gedrückten Pariser Verhältnisse kaum verändert, sie denkt nicht daran, sich einzuschränken, sie verlangt Geld von ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie seinerzeit in Berlin, als er noch hochbezahlter Redakteur der „Preußischen Post“ war. Sie wäre nicht Ilse und er würde sie weniger lieben, wenn sie das nicht täte. Sie

hat das Recht, das Geld zu verlangen, das sie braucht, sie ist es wert, es ist Gunst und Gnade, daß sie es gerade von ihm verlangt, sie könnte es von andern reichlicher haben.

Er sucht sich vorzustellen, wo sie jetzt ist, mit wem, ob sie sitzt, steht, geht, lacht, schwatzt, ißt, trinkt. Sie flirtet gern und viel, sie bevorzugt gutaussehende Männer, sie lacht sie an, ihr ganzes, liebenswertes, aufreizendes, rosigweißes, slawisches Gesicht lacht dann. Er weiß nicht, wie weit sie mit diesen gutaussehenden Männern geht, er will es nicht wissen. Es kratzt ihn, wenn er sich vorstellt, welcher Art die Männer sein können, mit denen sie jetzt zusammen ist. Aber das Bewußtsein, daß sie, die schöne, elegante, reiche Ilse – damals war sie reich –, gerade ihn geheiratet hat, ist eine heilsame Salbe für dieses Kratzen. Gut, manchmal verulkt sie ihn; aber wenn es darauf ankommt, bekennt sie sich zu ihm, das weiß er.

Er strampelt auch das Fußende der Decke frei und wickelt sich hinein. Ach, wenn er mehr Geld für Ilse hätte. Es würde ihm Spaß machen, ihr ein dickes Konto anzulegen. Es ist ein Wunder, was alles sie aus dem Geld zaubert, das er ihr gibt. Ganz tief in seinem Inneren und ohne daß er ihn je Wort werden ließe, schläft der Verdacht, dieses Kleid, jenes Schmuckstück Ilses könnte von anderer Gelde stammen.

Heute aber, bevor dieser Verdacht sich rührt, ist „Das“ wieder da. „Das“ ist eine Verlockung, die Friedrich Benjamin beflissen im Nebel hält, die er keine bestimmte Gestalt annehmen läßt, „Das“ ist eine ziemlich üppige Verdienstmöglichkeit. Ein Finanzmann hat ihm, zweifellos im Auftrag anderer, Geld angeboten, eine stattliche Summe, für den Fall, daß er die „Plattform“, die Zeitschrift, die er jetzt „in loser Folge“ erscheinen läßt, ausbauen wolle. Von Bindungen war nicht die Rede. Doch auch ohne daß viel geredet worden wäre, weiß Benjamin, daß hinter dem großzügigen Geldgeber Leute stehen, die gewisse Rüstungsinteressen haben. Diese Leute wünschen, daß ein gewandter Journalist von Geltung in einem ernsthaften Organ die deutschen Rüstungen in ihrem ganzen Umfang darstelle, auf daß die öffentliche Meinung anderer Länder wirksam vorbereitet sei, wenn man dort Gegenrüstungen betreibe. Er, Friedrich Benjamin, ist absoluter Pazifist, überzeugter Gegner jeder Rüstung, von wem immer sie betrieben wird. Er ist also ein Feind dieser Rüstungsleute. Vorläufig aber, für die nächste Etappe seines Weges, die freilich kurz sein mag, sind seine Interessen die gleichen wie die der andern, so entgegengesetzt die späteren Ziele sein mögen.

Muß er, wenn verdächtige Leute ihm Geld bieten, seine Zeitschrift auszubauen, und wenn sie keine Konzessionen dafür fordern, dieses Geld zurückweisen? Darf man sich, wenn man die rechte Gesinnung hat, für seine Leistung nicht entsprechend bezahlen lassen, nur weil derjenige, der zahlt, diese Gesinnung nicht hat? Wenn man genau hinsieht, dann darf man das nicht. Er weiß, nähme er an, dann würden seine Gegner diese Subvention dahin mißdeuten, daß seine Meinung käuflich sei, und durch solche Behauptungen seine Artikel um ihren Wert und ihre Wirkung bringen. Er denkt also nicht daran, anzunehmen. Aber daß die Möglichkeit da ist, daß Geld in greifbarer Nähe ist und er nur ja zu sagen braucht, daß „Das“ da ist, von ihm abgelehnt, nebelhaft, aber noch immer da, ist angenehm zu wissen. Und daß er ablehnt, gibt ihm das Gefühl, ein Standhafter zu sein, ein Aufrechter, der sich guten Gewissens durch allerlei kleine Genüsse für den saftigen Brocken schadlos halten darf, den er sich, aus Ethos, entgehen läßt.

Er zieht die Beine hoch. Da liegt er, wie ein Embryo im Mutterschoß. „Gute Nacht“, wünscht er sich und schläft ein, jenes weise, resignierte, selbstkennerische, verschönende Lächeln um die Lippen. Der Zug schaukelt ihn, er schläft sanft und tief, ein wenig schnarcht er. So also fährt er dahin, durch die Nacht, der Südostgrenze zu, der vermeintlichen Sicherheit entgegen, in sein Schicksal.

## Anna Seghers

\* 19. November 1900 Mainz † 1. Juni 1983 Berlin (Ost)

Eigentlich Netty Reiling, Autorin von Erzählungen und Romanen sowie Essayistin mit ausgeprägtem Interesse an der deutschen Zeitgeschichte aus sozialistischer Perspektive und an der literarischen Durchdringung sozialer Verhältnisse; Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Sinologie in Köln und Heidelberg (1924 Promotion); frühe Parteilnahme gegen soziale Unterdrückung und Ungerechtigkeit (1928 Eintritt in die KPD, 1929 in den Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller); 1933 kurzzeitig inhaftiert, danach Flucht über die Schweiz, Frankreich und Spanien nach Mexiko; 1947 Rückkehr nach Berlin (Ost); von 1952 bis 1978 Präsidentin des Schriftstellerverbands der DDR. Hauptwerke: *Der Aufstand der Fischer von St. Barbara* (1928); *Der Kopflohn* (1933); *Der Weg durch den Februar* (1935); *Das siebte Kreuz* (1942); *Transit* (1944/1948); *Die Toten bleiben jung* (1949); *Die Entscheidung* (1959); *Das wirkliche Blau* (1967); *Überfahrt* (1971).

### DAS SIEBTE KREUZ EIN ROMAN AUS HITLERDEUTSCHLAND

#### II

Georg war inzwischen aus seinem Schuppen herausgekrochen, bevor er jemand in die Gefahr gebracht hatte, ihn zu entdecken. Er war so elend, daß es ihm sinnlos vorkam, Fuß vor Fuß zu setzen. Aber der Schwung des neuen Tages, gewaltiger als die Schrecken der Nacht je sein mögen, reißt jeden mit, der bis dahin gewartet hat. Um seine Beine schlug ihm das nasse Spargelkraut. Ein Wind kam auf, so leicht, daß er nur ein wenig den Nebel zersprühte. Georg, wenn er auch vor Nebel nichts sah, spürte den neuen Tag, der über ihn wegstrich und über alles. Bald begannen die kleinen Beeren im Spargelkraut in der tiefstehenden Sonne zu glänzen. Georg glaubte zuerst, es sei auch die Sonne, die hinter dem dunstigen Ufer schimmerte, bis er im Näherkommen das Feuer gewährte, das auf der Landzunge brannte. Langsam, doch merklich verzog sich der Nebel, und er sah ein paar flache Gebäude auf der Landzunge und die baumlose, mit Booten umpflockte Spitze und das freie Wasser. Vor ihm, mitten im Feld, an dem Weg, der von der Landstraße zum Ufer führte, lag das Haus, aus dem in der Nacht das Liebespaar gekommen sein mochte. Plötzlich kam von der Halbinsel ein Trommelwirbel, daß ihm die Zähne klapperten. Da es zu spät war, sich zu verstecken, ging er steif weiter, auf alles gefaßt. Aber das Land blieb still. In dem Bauernhaus rührte sich nichts, nur von der Landzunge kamen Knabenstimmen, die ihm, bloß weil sie keine Stimmen von Männern waren, überaus schön erschienen und engelklar, und jetzt platschte es schon mit den Rudern herum gegen das Ufer zu, während das Feuer auf der Landzunge abgelöscht wurde.

Wenn du den Menschen nicht mehr ausweichen kannst, hatte ihn Wallau gelehrt, mußt du ihnen erst recht entgegengehen, mitten in sie hinein.

Diese Menschen, denen er nun nicht mehr entrinnen konnte, waren an die zwei Dutzend Buben, die mit wildem Geschrei wie Indianer, die in das Jagdgebiet eines feindlichen Stammes einfallen, aus den Booten heraussprangen, ihre Rucksäcke an Land brachten, Kochgeschirre und Bütten, Zeltbahnen und Fahnen. Dieser Wirrwarr beruhigte sich und teilte sich aber rasch in zwei Häuflein, und zwar, wie Georg merkte, durch das Kommando

eines dünnen, blaßblonden Buben, der mit gepreßter, aber sonst noch ganz kindlicher Stimme eine Menge vernünftiger Anweisungen kurz angebunden herausgab. Zwei Buben zogen Geschirr und Kübel an Ringen und Henkeln auf eine Stange, zogen damit gegen das Bauernhaus ab, eskortiert von vier schwerbeladenen Kameraden sowie von zwei Trommlern, angeführt von einem neunten, der das Fähnchen trug. Georg hatte sich auf den Sand gesetzt und sah ihnen nach, nicht als ob er der Kindheit entwachsen sei, sondern als ob man sie ihm soeben geraubt hätte. »Rührt euch«, befahl der dünne Junge den übrigen, die derweil hatten antreten müssen und abzählen. Der Dünne hatte eben erst Georg bemerkt. Ein Teil der Buben suchte flache Kiesel, man hörte sie schon die Aufschläge auf dem Wasser zählen. Die anderen setzten sich einen halben Meter von Georg entfernt auf einen Grasplacken um einen kleinen zottig-braunen Jungen, der etwas in seinem Schoß schnitzte. Georg horchte auf die Ratschläge und Begutachtungen der Knaben, wobei er sich selbst fast vergaß. Einige Knaben nahmen Stellungen ein und sprachen in einer Art, wie es Kinder tun, die sich von einem Erwachsenen beobachtet fühlen, der sie unbewußt anzieht.

Der braune Junge sprang auf, lief an Georg vorbei, holte weit aus mit ernstem gespanntem Gesicht und warf das Ding, das er eben geschnitzt hatte, hoch in die Luft. Es fiel vor ihm nieder wie alles, was dem Gesetz der Schwere gehorcht – was aber den Knaben außerordentlich zu enttäuschen schien. Er hob es auf, beguckte es stirnrunzelnd und setzte sich wieder und feilte – die Neugierde seiner Kameraden ging in Spott über – Georg sagte lächelnd, da er alles beobachtet hatte: »Du willst einen Bumerang machen.« Der Junge sah ihn geradezu an mit einem starken und ruhigen Blick, der Georg sehr gefiel. »Ich kann dir nicht helfen, weil meine Hand verletzt ist«, sagte er, »aber ich kann dir vielleicht erklären – « Sein Gesicht verfinsterte sich. Hatten nicht gestern solche Knaben Pelzer in Buchenau aufgespürt? Der da mit seinem ruhigen, schönen Blick, hatte er auch an das Hoftor getrommelt? Der Junge senkte die Augen. Die übrigen drängten sich mehr um Georg als um den Schnitzer herum. Fast ohne sein Zutun war Georg bereits von dem Rudel Jungen ganz eingeschlossen. Er hatte nicht einmal wie der Rattenfänger zu flöten brauchen. Das ganze Rudel witterte schon mit ungebrochenem Spürsinn, daß diesem Mann etwas anhafte, ein Abenteuer oder ein sonderbares Unglück oder ein Schicksal. All das war ihnen freilich unklar. Sie rückten Georg nur dicht bei und schwatzten und schielten auf seine verbundene Hand.

Overkamp hatte um diese Zeit bereits die Meldung in Westhofen vor sich, daß zwar nicht Georg Heisler selbst, aber doch seine letzte leibliche Hülle, die braune Manchesterjacke mit Reißverschluß, in die Hände des Staates gefallen sei. Jener Schiffer war vorigen Abend nach dem Tausch mit der Jacke zu einem Althändler gegangen, um für den Erlös zu saufen. Seine Braut strickte ihm Pullover genug, und der Tausch war für ihn ein gefundenes Fressen. Aber der Kleideralthändler war bei der Durchgabe der Signalements, da er schon öfters etwas Verbotenes gekauft hatte, aufs schärfste verwahrt worden, ja man hatte bereits eine Stichprobe in seiner Bude gemacht. Der Schiffer lamentierte zuerst, daß er das Prachtstück der Polizei lassen sollte; er beruhigte sich, da man ihm Entschädigung zusagte. Sich selbst konnte er leicht ausweisen, hatte ja ein halbes Dutzend Zeugen für den Tausch. Seine Tauschzeugen hatten den Eindruck, daß sich der Tauschpartner in Begleitung eines anderen in Richtung Petersau begeben hätte. In der Vernehmung spukte alsbald der Name dieses Begleiters: Hechtschwänzchen.

Der war sofort beschaffbar. Overkamp traf die Anordnungen, die sich aus der Aussage des Schiffers ergaben. Er hatte den Eindruck, daß in diese, vorhin noch ganz verfahren-

rene Angelegenheit ein frischer Zug kam. Unter den eingelaufenen Meldungen hob sich jetzt auch die Aussage eines gewissen Binder aus Waisenau heraus. Dieser wollte am vorigen Morgen in der Sprechstunde des Arztes Löwenstein einen verdächtigen Mann bemerkt haben, auf den der Steckbrief paßte, war demselben Mann am selben Morgen mit seiner frisch verbundenen Hand unterwegs nach dem Rhein begegnet – all diese Leute waren sofort vorzuführen. Aus ihren Aussagen war die Flucht des Heisler bis gestern mittag entnehmbar, woraus auf seinen weiteren Weg zu schließen war.

Unmerklich waren die Buben von ihren Grasplacken weg auf den Sand dicht um Georg herumgerückt, so daß der zottige kleine Bumerangschneider jetzt sogar abseits saß, bis sie plötzlich alle die Köpfe wegdrehten, weil ein einzelnes Boot von der Insel kam. Ein Mann mit einem Rucksack stieg aus und ein hochgewachsener Junge, der, wie sich dann zeigte, in seinem länglichen hellen Gesicht sehr regelmäßige kühne Züge hatte, die nicht mehr nur knabenhaft waren. »Gib her«, sagte dieser Junge sofort zu dem Schnitzer, trat vor und warf das Ding in die Luft mit einem gelassenen eigentümlichen Schwung, der es wirbeln machte und seinen eigenen Körper um sich selbst drehen.

Inzwischen war aus dem Bauernhaus das zweite Häuflein zurückgekommen. Der Lehrer lobte trocken den Dürren, der alles rasch und richtig geordnet hatte. Dann ging es wieder ans Richten und Abzählen. Man brach auf. Auch Georg erhob sich. »Sie haben da gute Buben, Herr Lehrer«, sagte er. »Heil Hitler«, holte der Lehrer nach. Er hatte ein braunes, sehr junges Gesicht, das aber durch diese fast mit Anstrengung festgehaltene Jugend ein wenig starr wirkte. »Ja, die Klasse ist gut.« Obwohl Georg nichts mehr sagte, fügte er selbst hinzu: »Der Grundstock war schon gut. Ich hab herausgeholt, was ich konnte. Ich bin zum Glück mit der Klasse an Ostern aufgestiegen.« Das scheint in diesem Mann seinem Leben eine Rolle gespielt zu haben, dachte Georg, daß er die Klasse behalten hat. Er brauchte sich nicht einmal anzustrengen, um mit dem Mann ruhig zu sprechen. Die Nacht lag plötzlich weit hinter ihm. So gelassen strömt das gewöhnliche Leben, daß es den mitnimmt, der seinen Fuß hineinsetzt. »Ist das noch weit bis zur Anlegestelle?« – »Keine zwanzig Minuten«, sagte der Lehrer, »wir gehen ja alle hin.« Der soll mich mit ans andere Ufer nehmen, dachte Georg, der wird mich mitnehmen. »Vorán, vorán«, sagte der Lehrer zu den Buben, wobei er den Bann, der von dem Fremden ausging, deshalb nicht merkte, weil er schon selbst mitberührt war. Der große Bengel, der mit ihm im Boot gekommen war, ging immer noch neben ihm her. Er legte die Hand auf seine Schulter. Georg aber, hätte er sich unter all diesen Knaben einen kleinen Gefährten wählen dürfen für eine Wanderschaft, er hätte sich gar nicht den schönen Burschen neben dem Lehrer gewählt und nicht den klugstirnigen Dürren, sondern den kleinen Bumerang. Der klare Blick dieses Buben traf ihn öfters, als sähe er mehr als die anderen Kinder. »Haben Sie denn die Nacht über draußen verbracht?« – »Ja«, sagte der Lehrer, »wir haben da auf der Au eine Herberge. Wir haben aber der Übung halber neben dem Haus übernachtet. Wir haben gestern abend und heute früh am Feuer gekocht. Wir haben uns gestern an Hand von Plänen klargemacht, mit welchem Mittel man heutzutage die Höhe dort drüben besetzen würde, und immer weiter rückwärts durch die Geschichte, verstecken Sie, wie das ein Ritterheer durchgeführt hat, wie das die Römer durchgeführt haben – « – »Zu Ihnen möchte man noch einmal in die Klasse gehen«, sagte Georg. »Sie sind ein guter Lehrer.« – »Man macht gut, was man gern tut«, sagte der Mann.

Sie hatten jetzt am Ufer die Länge der Halbinsel abgeschritten. Neben ihnen war offener Strom. Man sah, daß die Au, die alles verdeckt hatte mit ihren paar Büschen und

Baumgruppen, nur ein schmales Dreieckchen war unter unzähligen Ufervorsprüngen und Auen. Georg dachte: Komm ich herüber, kann ich noch heut bei Leni sein.

»Waren Sie im Krieg?« fragte der Lehrer. Georg begriff, daß dieser Mensch, der so alt wie er selbst sein mochte, ihn für viel älter hielt. Er sagte: »Nein.« – »Schad, da hätten Sie meinen Buben erzählen können. Ich benutze jede Gelegenheit.« – »Da hätte ich Sie enttäuscht«, sagte Georg, »ich bin ein schlechter Erzähler.« – »Das kenn ich von meinem Vater, er hat uns nie aus dem Krieg erzählt.« – »Hoffentlich behalten die Buben da ihre gesunden Glieder.« Der Lehrer sagte: »Ich hoffe, daß sie sie behalten.« Er betonte das letzte Wort. »Ich mein, daß sie ihre Glieder nicht dadurch behalten, daß sie den Einsatz vermieden haben.« Georg klopfte das Herz, weil er die Pfosten und Stufen der Anlegestelle vor sich sah. Und doch war der Zwang, die Gewohnheit, auf Menschen zu wirken, so mächtig in ihm, daß er selbst jetzt antwortete: »Sie setzen sich ja ein mit Leib und Seele als Lehrer, das ist auch ein Einsatz.«

»Von diesem Einsatz spreche ich jetzt nicht«, sagte der Mann. Seine Worte waren auch auf den Knaben gemünzt, der sehr aufrecht neben ihm ging. »Ich sprach von dem äußersten Einsatz auf Leben und Tod. Da muß man hindurch – wie sind wir eigentlich drauf gekommen?« Er sah sich seinen fremden Begleiter noch einmal an. Wäre der Weg nur länger gewesen, er hätte seine Gedanken gar gern diesem Menschen preisgegeben. Wie viele Bekenntnisse werden dem Versprochenen unterwegs angeboten! »Da sind wir. Sagen Sie mal, macht Ihnen das was aus, ein paar Buben mitzunehmen?« – »Nichts, gar nichts«, sagte Georg, dem das Herz im Halse schlug. »Der Kollege versprach mir, die Buben in seine Klasse zu nehmen, während wir übrigen noch auf dem Sand sammeln gehen; ich warte noch, bis das Boot kommt.« Vielleicht geht der kleine Bumerang mit mir, dachte Georg –

Als aber jetzt zum drittenmal aufgestellt wurde und abgezählt, da wurde leider der kleine Bumerang der Gruppe des Lehrers zugeteilt.

Hechtschwänzchen wurde bereits in Westhofen vorgeführt. Es zeigte sich, daß er ein guter Beschreiber war, genau und witzig. Müßiggänger seiner Art pflegen vortrefflich zu beobachten. Da sie zum Handeln nie kommen, bleiben in ihrem Kopf die Beobachtungen wie ein unverwerteter Schatz. Daher werden sie oft zu unvergleichlichen Handlangern der Polizei. Hechtschwänzchen berichtete also ausführlich vor den Kommissaren, wie sein gestriger Wegbegleiter auf den Tod erschrocken sei, als man an der Spitze der Petersau ankam. »Sein Verband war frisch«, sagte er. »Mull so weiß wie Schnee, die reinste Persilreklame. Mindestens fünf Zähne müssen dem Mann gefehlt haben, vielleicht drei oben und zwei unten, denn oben war die Lücke noch größer als unten. Und auf der einen Seite«, Hechtschwänzchen fuhr sich mit dem gekrümmten Zeigefinger in den eigenen Mund, »war so ein Einriß, oder wie soll man das nennen, als ob jemand sein Maul bis zum linken Ohr hätte verlängern wollen.«

Hechtschwänzchen wurde mit Heil und Dank entlassen. blieb nur die Anerkennung der Jacke. Dann konnte man an alle Bahnhöfe und Brückenköpfe, an alle Polizeistationen und Posten, an alle Anlegestellen und Herbergen, über das Netz des ganzen Landes die frischen Signalements durchgeben.

»Fritz, Fritz«, hieß es jetzt in der Darré-Schule, »deine Jacke ist gefunden!« Als das der Fritz hörte, drehte sich alles in ihm rum. Er lief heraus. Hinter dem Schuppen war man fertig mit der Wegregulierung. Fritz guckte in das Treibhaus. Von den gefüllten Be-  
gonien nahm der Gärtner Gültcher die Samen selbst ab, um sie gleich zu sortieren. »Meine Jacke ist gefunden.« Ohne sich umzudrehen, sagte der Mann: »Na, da sind sie schon ganz dicht an ihm ran. Na, du, sei froh.«

»Froh? So 'ne verschwitzte, so 'ne verdreckte, so 'ne bespritzte Jacke von so jemand!« – »Guck sie dir an, vielleicht ist sie's gar nicht.«

»Es kommt«, riefen die Buben. Man hörte schon die Auspuffe des Motors in der stillen Luft. Die Spur hinter dem Boot quer über dem Strom, etwas heller als das übrige Wasser, dauerte ungefähr so lang, wie das Boot bis zum Ufer brauchte. Die Morgensonne zielte geradezu auf das Halstuch des Bootsmannes, auf einen Vogel im Flug, auf die weiße Ufermauer, auf eine Kirchturmspitze weit weg in den Hügeln; als seien gerade diese paar Dinge es wert, tief und für immer eingepägt zu werden. Wie man nun die paar steinernen Stufen zur Anlegestelle hinunterging, aber noch zu früh, denn so nah war das Boot noch gar nicht, da teilte sich etwas im Menschen, das immer nur weiter und weiter möchte, und immer nur fließen und nie stillbleiben, von dem, was immerfort bleiben möchte und nie vergehen, und trieb teils ab mit dem großen Fluß, teils schmiegte es sich an den Ufern fest und klammerte sich mit allen Fasern an diese Dörfer und Ufermauern und Weinberge. Auch die Buben waren da alle still geworden. Denn wenn erst einmal wo die Stille aufkommen kann, geht sie tiefer als Trommeln und Pfeifen.

Georg sah den Posten auf der gegenüberliegenden Anlegestelle. Stand der immer da? Stand der seinethalben? Die Buben umringten ihn, rissen ihn die Stufen herunter, drückten sich um ihn auf das Boot. Georg aber spähte nur nach dem Posten.

»Köpfe auseinander, ihr Buben, laßt mich durch, ich spring. Nicht das schlechteste Ende, wenn es schiefgeht.« Er hob sein Gesicht. Er sah weit hinten den Taunus, wo er früher oft gewesen war, mal bei der Apfelernte mit jemand – wer war es doch? Franz. Jetzt muß es auch wieder Äpfel geben, sieh da, es ist Herbst. Gibt es etwas Schöneres auf der Welt? Und der Himmel ist nicht mehr dunstig, sondern wolkenlos graublau.

Da unterbrachen die Buben ihr Geschwätz, guckten dahin, wo der Mann so merkwürdig hinsah, konnten aber nichts weiter sehen, vielleicht war der Vogel schon weg. Jetzt kassierte die Frau des Bootsmannes das Fährgeld. – Sie waren schon über die Mitte des Flusses.

Der Posten sah reglos auf das ankommende Boot. Georg tauchte die Hand ins Wasser, ohne den Blick vom Posten abzuwenden. Alle Buben tauchten dann auch. Ach, das ist alles Spuk, aber wenn sie dich abführen, einliefern und quälen, dann wirst du trauern, daß du das alles so einfach hättest haben können.

Keine fünf Minuten Autofahrt von der Darré-Schule nach Westhofen. Fritz hatte sich unter Westhofen etwas Höllisches vorgestellt. Aber da waren nur saubere Baracken, ein großer, sauber gekehrter Platz, ein paar Posten, ein paar gekuppte Platanen, stille Herbstmorgensonne.

»Sie sind Fritz Helwig? – Heil Hitler! – Ihre Jacke ist wiedergefunden. Da liegt sie.« Fritz warf einen schrägen Blick auf den Tisch. Da lag seine Jacke, braun und frisch, gar nicht verdreckt und blutig, wie er sich das vorgestellt hatte. Nur auf dem einen Ärmelsaum war eine dunkle Stelle. Er warf dem Kommissar einen fragenden Blick zu. Der nickte ihm lächelnd zu. Fritz ging an den Tisch, er tippte an den Ärmel. Er zog die Hand zurück.

»Nun, das ist Ihre Jacke«, sagte Fischer. »Wie? Ziehen Sie sie an!« sagte er lächelnd, da Fritz noch zögerte. »Los«, sagte er laut, »ist sie's vielleicht nicht?« Fritz senkte die Augen. Er sagte leise: »Nein.« – »Nein?« sagte Fischer. Fritz schüttelte fest den Kopf in der allgemeinen Bestürzung, die seine Worte verursachten. »Sieh sie dir ganz genau an«, sagte Fischer, »warum ist das deine Jacke nicht? Siehst du einen Unterschied?« Fritz be-



gann mit niedergeschlagenen Augen zuerst stockend, dann umständlich zu erklären, warum das seine Jacke nicht sei. Seine hätte auch einen Reißverschluß in der Westentasche gehabt, die hätte einen Knopf. Hier hätte er ein Löffelchen gehabt von einem Bleistift, wo das Futter heil sei, Diese Tasche hätte ein Nahtband mit Firma als Aufhänger, seine hätte, weil ihm der Aufhänger immer durchriß, zwei Aufhänger von seiner Mutter an die Ärmel bekommen. Und je mehr er ins Reden kam, desto mehr fiel ihm ein an Unterschieden, denn je besser er sie beschrieb, desto wohler wurde ihm. Schließlich wurde er grob unterbrochen und weggeschickt. Als er in seiner Schule ankam, erklärte er: »Sie war es gar nicht.« Alle wunderten sich und lachten.

Georg war inzwischen längst ausgestiegen, eingeschlossen von seinen Buben, an dem Posten vorbeigegangen. Nachdem er sich von allen verabschiedet hatte, ging er weiter auf der Autostraße, die von Eltville nach Wiesbaden führt.

Overkamp piff vor sich hin sein feinstes Luftausblasen, immer weiter, bis Fischer am Tisch gegenüber die Hände zitterten. Dieser Bengel hätte mit Freuden nach seiner Jacke gegriffen, nach der er so lamentiert hatte. Noch ein Glück, daß er ehrlich war und die Jacke abwies. Da diese Jacke nicht die gestohlene war, war auch der Jackenaustauscher gar nicht der Mann, den man suchte. Hatte man auch den Arzt Löwenstein nutzlos festgenommen. Auch wenn es stimmte, daß der Mann, den er gestern verbunden hatte, der Jackenaustauscher war.

Overkamp hätte noch stundenlang weitergepiffen, wenn nicht ein Ruck durch das ganze Lager gegangen wäre. Jemand kam gestürzt: »Man bringt den Wallau.«

Später erzählte einer von diesem Morgen: »Auf uns Gefangene machte die Einlieferung Wallaus ungefähr einen solchen Eindruck wie der Sturz Barcelonas oder der Einzug Francos in Madrid oder ein ähnliches Ereignis, aus dem hervorzugehen scheint, daß der Feind alle Macht der Erde für sich hat. Die Flucht der sieben Leute hatte für alle Gefangenen die fürchtbarsten Folgen. Trotzdem ertrugen sie den Entzug von Nahrung und Schlafdecken, die verschärfte Zwangsarbeit, die stundenlangen Verhöre unter Schlägen und Drohungen mit Gelassenheit, ja zuweilen mit Spott. Unser Gefühl, das wir nicht verbergen konnten, reizte die Peiniger noch mehr. So stark empfanden die meisten von uns diese Flüchtlinge als einen Teil von uns selbst, daß es uns war, als seien sie von uns ausgeschickt. Obgleich wir nichts von dem Plan gewußt hatten, kam es uns vor, etwas Seltenes sei uns gelungen. Vielen von uns war der Feind allmächtig vorgekommen. Während die Starken sich ruhig einmal irren können, ohne etwas zu verlieren, weil selbst die mächtigsten Menschen noch Menschen sind – ja sogar ihre Irrtümer machen sie nur noch menschlicher –, darf sich, wer sich als Allmacht aufspielt, niemals irren, weil es entweder Allmacht ist oder gar nichts. Wenn ein noch so winziger Streich gelang gegen die Allmacht des Feindes, dann war schon alles gelungen. Dieses Gefühl schlug in Schrecken um, ja bald in Verzweiflung, als man einen nach dem andern einbrachte, verhältnismäßig rasch und, wie es uns vorkam, mit einer höhnischen Mühelosigkeit. In den zwei ersten Tagen und Nächten hatten wir uns gefragt, ob sie denn auch den Wallau erwischten. Wir kannten ihn kaum. Er war nur nach seiner Einlieferung ein paar Stunden bei uns gewesen, dann war er gleich wieder zum Verhör gebracht worden. Wir hatten ihn zweier oder dreimal nach solchen Verhören gesehen, ein wenig taumelnd, eine Hand gegen den Bauch gepreßt, mit der anderen Hand machte er zu uns hin eine winzige Bewegung, als wollte er ausdrücken, daß das alles nichts Endgültiges zu bedeuten hätte und daß wir uns trösten

sollten. Wie dieser Wallau jetzt auch eingefangen war und zurückgebracht wurde, da weinten manche wie Kinder. Wir wären jetzt alle verloren, dachten wir. Man würde den Wallau jetzt auch ermorden, wie man alle ermordet hatte. Gleich im ersten Monat der Hitlerherrschaft hatte man Hunderte unserer Führer ermordet, in allen Teilen des Landes, jeden Monat wurden welche ermordet. Teils wurden sie öffentlich hingerichtet, teils in den Lagern zu Ende gequält. Die ganze Generation hatte man ausgerottet. Das dachten wir an diesem furchtbaren Morgen, und wir sprachen es auch aus, wir sprachen es aus zum erstenmal, daß wir, in solchem Maß ausgerottet, in solchem Maß abrasiert, ohne Nachwuchs vergehen müßten. Was beinahe nie in der Geschichte geschehen war, aber schon einmal in unserem Volk, das Furchtbarste, was einem Volk überhaupt geschehen kann, das sollte jetzt uns geschehen: ein Niemandsland sollte gelegt werden zwischen die Generationen, durch das die alten Erfahrungen nicht mehr dringen konnten. Wenn man kämpft und fällt und ein anderer nimmt die Fahne und kämpft und fällt auch, und der nächste nimmt sie und muß dann auch fallen, das ist ein natürlicher Ablauf, denn geschenkt wird uns gar nichts. Wenn aber niemand die Fahne mehr abnehmen will, weil er ihre Bedeutung gar nicht kennt? Da dauerten uns diese Burschen, die Spalier standen zu Wallaus Empfang und ihn bespuckten und anstierten. Da riß man das Beste aus, was im Lande wuchs, weil man die Kinder gelehrt hatte, das sei Unkraut. All die Burschen und Mädel da draußen, wenn sie einmal die Hitler-Jugend durchlaufen hatten und den Arbeitsdienst und das Heer, glichen den Kindern der Sage, die von Tieren aufgezogen werden, bis sie die eigene Mutter zerreißen.«

## TRANSIT

### ERSTES KAPITEL

#### I

Die »Montreal« soll untergegangen sein zwischen Dakar und Martinique. Auf eine Mine gelaufen. Die Schifffahrtsgesellschaft gibt keine Auskunft. Vielleicht ist auch alles nur ein Gerücht. Verglichen mit den Schicksalen anderer Schiffe, die mit ihrer Last von Flüchtlingen durch alle Meere gejagt wurden und nie von Häfen aufgenommen, die man eher auf hoher See verbrennen ließ, als die Anker werfen zu lassen, nur weil die Papiere der Passagiere ein paar Tage vorher abliefen, mit solchen Schiffsschicksalen verglichen ist doch der Untergang dieser »Montreal« in Kriegszeiten für ein Schiff ein natürlicher Tod. Wenn alles nicht wieder nur ein Gerücht ist. Wenn das Schiff nicht inzwischen gekapert wurde oder nach Dakar zurückbeordert. Dann schmoren eben die Passagiere in einem Lager am Rande der Sahara. Vielleicht sind sie auch schon glücklich auf der anderen Seite des Ozeans. – Sie finden das alles ziemlich gleichgültig? Sie langweilen sich? – Ich mich auch. Erlauben Sie mir, Sie einzuladen. Zu einem richtigen Abendessen habe ich leider kein Geld. Zu einem Glas Rosé und einem Stück Pizza. Setzen Sie sich bitte zu mir! Was möchten Sie am liebsten vor sich sehen? Wie man die Pizza bäckt auf dem offenen Feuer? Dann setzen Sie sich neben mich. Den alten Hafen? Dann besser mir gegenüber. Sie können die Sonne untergehen sehen hinter dem Fort Saint-Nicolas. Das wird Sie sicher nicht langweilen.

Die Pizza ist doch ein sonderbares Gebäck. Rund und bunt wie eine Torte. Man erwartet etwas Süßes, da beißt man auf Pfeffer. Man sieht sich das Ding näher an, da merkt man,

daß es gar nicht mit Kirschen und Rosinen gespickt ist, sondern mit Paprika und Oliven. Man gewöhnt sich daran. Nur leider verlangen sie jetzt auch hier für die Pizza Brotkarten.

Ich möchte gern wissen, ob die »Montreal« wirklich unterging. Was machen alle die Menschen da drüben, falls sie doch noch ankamen? Ein neues Leben beginnen? Berufe ergreifen? Komitees einrennen? Den Urwald roden? Ja, wenn es sie wirklich da drüben gäbe, die vollkommene Wildnis, die alle und alles verjüngt, dann könnte ich fast bereuen, nicht mitgefahren zu sein. – Ich hatte nämlich durchaus die Möglichkeit mitzufahren. Ich hatte eine bezahlte Karte, ich hatte ein Visum, ich hatte ein Transit. Doch zog ich es plötzlich vor, zu bleiben.

Auf dieser »Montreal« gab es ein Paar, das ich einmal flüchtig gekannt habe. Sie wissen ja selbst, was es auf sich hat mit solchen flüchtigen Bekanntschaften in den Bahnhöfen, in den Warteräumen der Konsulate, auf der Visaabteilung der Präfektur. Wie flüchtig ist das Geraschel von ein paar Worten, wie Geldscheine, die man in Eile wechselt. Nur manchmal trifft einen ein einzelner Ausruf, ein Wort, was weiß ich, ein Gesicht. Das geht einem durch und durch, rasch und flüchtig. Man blickt auf, man horcht hin, schon ist man in etwas verwickelt. Ich möchte gern einmal alles erzählen, von Anfang an bis zu Ende. Wenn ich mich nur nicht fürchten müßte, den andern zu langweilen. Haben Sie sie nicht gründlich satt, diese aufregenden Berichte? Sind Sie ihrer nicht vollständig überdrüssig, dieser spannenden Erzählungen von knapp überstandener Todesgefahr, von atemloser Flucht? Ich für mein Teil habe sie alle gründlich satt. Wenn mich heute noch etwas erregt, dann vielleicht der Bericht eines Eisendrehers, wieviel Meter Draht er schon in seinem langen Leben gedreht hat, mit welchen Werkzeugen, oder das runde Licht, an dem ein paar Kinder Schulaufgaben machen.

Geben Sie acht mit dem Rosé! Er trinkt sich, wie er aussieht: wie Himbeersaft. Sie werden unglaublich heiter. Wie leicht ist alles zu tragen. Wie leicht alles auszusprechen. Und dann, wenn Sie aufstehn, zittern Ihnen die Knie. Und Schwermut, ewige Schwermut befällt Sie – bis zum nächsten Rosé. Nur sitzen bleiben dürfen, nur nie mehr in etwas verwickelt werden.

Ich selbst war früher leicht in Sachen verwickelt, über die ich mich heute schäme. Nur ein wenig schäme – sie sind ja vorbei. Ich müßte mich furchtbar schämen, wenn ich die andren langweilte. Ich möchte trotzdem einmal alles von Anfang an erzählen.

## II

Ende des Winters geriet ich in ein Arbeitslager in der Nähe von Rouen. Ich geriet in die unansehnlichste Uniform aller Armeen des Weltkrieges: in die des französischen »Pres-tataires«. Nachts schliefen wir, weil wir Ausländer waren, halb Gefangene, halb Soldaten, hinter Stacheldraht, tags machten wir »Arbeitsdienst«. Wir mußten englische Munitionsschiffe ausladen. Wir wurden furchtbar bombardiert. Die deutschen Flugzeuge kamen so tief, daß ihre Schatten uns streiften. Damals verstand ich, warum man sagt: unter dem Schatten des Todes. Einmal lade ich mit einem Jungen aus, er heißt Fränzchen, sein Gesicht ist so weit von meinem weg wie jetzt Ihres. Es ist sonnig, es rauscht in der Luft. Da hebt das Fränzchen sein Gesicht. Da sticht es schon tief herunter. Sein Gesicht wird schwarz von dem Schatten. Tschuk, es schlägt neben uns ein. Sie kennen das alles genau so gut wie ich selbst. Schließlich hatte auch alles sein Ende. Die Deutschen näherten sich. Was galten jetzt noch die ausgestandenen Schrecken und Leiden? Der Untergang der Welt stand bevor, morgen, heute nacht, sofort. Denn etwas Ähnliches, glaubten wir alle, sei die Ankunft der Deutschen. In unserem Lager begann der Hexentanz. Manche

weinten, manche beteten, mancher versuchte, sich das Leben zu nehmen, manchem gelang es. Manche beschlossen, sich aus dem Staub zu machen, aus dem Staub vor dem jüngsten Gericht! Aber der Kommandant hatte Maschinengewehre vor das Tor unseres Lagers gepflanzt. Wir stellten ihm ganz umsonst dar, die Deutschen würden uns, ihre aus Deutschland geflohenen Landsleute, alle sofort zusammenknallen. Doch er verstand nur, empfangene Befehle weiterzugeben. Nun wartete er auf Befehle, was mit dem Lager geschehen sollte. Sein Chef war längst selbst getürmt, unser Städtchen war evakuiert, aus den Nachbardörfern waren die Bauern schon geflohen – waren die Deutschen noch zwei Tage, schon zwei Stunden weit? Dabei war unser Kommandant noch nicht einmal der Schlimmste, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für ihn war es noch ein echter Krieg, er verstand die ganze Niedertracht nicht, das Ausmaß des Verrats. Schließlich trafen wir mit dem Mann eine Art von unausgesprochener Vereinbarung. Ein Maschinengewehr blieb vor dem Tor, weil der Gegenbefehl nicht gekommen war. Er würde aber vermutlich nicht allzu schlimm hinter uns herknallen, wenn wir über die Mauer kletterten.

Also kletterten wir, ein paar Dutzend Leute, nachts über die Lagermauer. Einer von uns, der Heinz hieß, hatte sein rechtes Bein in Spanien verloren. Nach dem Ende des Bürgerkrieges hatte er lange in südlichen Lagern herumgesessen. Weiß der Teufel, durch welche Verwechslung er, der wirklich für kein Arbeitslager mehr taugte, plötzlich zu uns herauf verschleppt worden war. Diesen Heinz mußten jetzt seine Freunde über die Mauer heben. Sie trugen ihn abwechselnd, weil es furchtbar eilte, in die Nacht, vor den Deutschen her.

Jeder von uns hatte einen besonders triftigen Grund, nicht in die Hände der Deutschen zu fallen. Ich selbst war im Jahre 1937 aus einem deutschen KZ getürmt. War bei Nacht über den Rhein geschwommen. Darauf war ich ein halbes Jahr lang ziemlich stolz gewesen. Nachher kamen andere neuere Sachen über die Welt und über mich. Jetzt, bei der zweiten Flucht, aus dem französischen Lager, dachte ich an die erste Flucht aus dem deutschen. – Fränzchen und ich trabten zusammen. Wie die meisten Menschen in diesen Tagen hatten wir das kindische Ziel, über die Loire zu kommen. Wir vermieden die große Straße, wir liefen über Felder. Wir kamen durch verlassene Dörfer, in denen die ungemolkene Kühe brüllten. Wir suchten etwas zum Beißen, aber alles war ausgefressen, vom Stachelbeerstrauch bis zur Scheune. Wir wollten trinken, die Wasserleitungen waren durchschnitten. Wir hörten jetzt keine Schüsse mehr, der Dorftrottel, der allein zurückgeblieben war, konnte uns keine Auskunft geben. Da wurde uns beiden bang. Diese Abgestorbenheit war ja beklemmender als die Bombardements auf den Docks. Schließlich stießen wir auf die Pariser Straße. Wir waren wirklich noch längst nicht die letzten. Aus den nördlichen Dörfern ergoß sich noch immer ein stummer Strom von Flüchtlingen. Erntewagen, hoch wie ein Bauernhaus, mit Möbeln beladen und mit den Geflügelkäfigen, mit den Kindern und mit den Urahnen, mit den Ziegen und Kälbern, Camions mit einem Nonnenkloster, ein kleines Mädchen, das seine Mutter auf einem Karren mitzotzelte, Autos, in denen hübsche steife Weiber saßen in ihren geretteten Pelzen, aber die Autos waren von Kühen gezogen, denn es gab keine Tankstellen mehr, Frauen, die sterbende Kinder mitschleppten, sogar tote.

Damals durchfuhr mich zum erstenmal der Gedanke, warum diese Menschen eigentlich flüchteten. Vor den Deutschen? Die waren ja motorisiert. Vor dem Tod? Der würde sie ohne Zweifel auch unterwegs einholen. Aber dieser Gedanke durchfuhr mich nur eben und nur beim Anblick der Allererbärmlichsten.

Fränzchen sprang irgendwo auf, auch ich fand Platz auf einem Camion. Vor einem Dorf fuhr ein anderer Camion in meinen hinein, und ich mußte zu Fuß weiter. Ich verlor das Fränzchen für immer aus den Augen.

Ich schlug mich wieder quer durch die Felder. Ich kam vor ein großes, abseitiges, noch immer bewohntes Bauernhaus. Ich bat um Essen und Trinken, zu meiner großen Verwunderung richtete mir die Frau einen Teller Suppe, Wein und Brot auf dem Gartentisch. Dabei erzählte sie, nach langem Familienzweist hätten auch sie gerade beschlossen, abzuziehen. Alles sei schon gepackt, man brauchte jetzt nur noch aufzuladen.

Während ich aß und trank, surrten die Flieger ziemlich tief. Ich war zu müde, um den Kopf zu heben. Ich hörte auch, ziemlich nah, ein kurzes Maschinengewehrfeuer. Ich konnte mir keineswegs erklären, woher es kam, war auch zu erschöpft, um nachzudenken. Ich dachte nur, daß ich gewiß nachher auf den Camion dieser Leute aufspringen könnte. Man ließ schon den Motor an. Die Frau lief jetzt aufgeregt zwischen Camion und Haus hin und her. Man sah ihr an, wie leid es ihr tat, das schöne Haus zu verlassen. Wie alle Menschen in solchen Fällen packte sie rasch noch alles mögliche unnütze Zeug auf. Sie kam dann an meinen Tisch, zog meinen Teller weg, rief: »Fini!«

Da sehe ich, wie ihr der Mund offen bleibt, sie glotzt über den Gartenzaun, ich drehe mich um, und ich sah, nein, ich hörte, ich weiß nicht, ob ich zuerst gesehen oder gehört oder beides zugleich – wahrscheinlich hatte der angelassene Camion das Geräusch der Motorradfahrer übertönt. Jetzt hielten zwei hinter dem Zaun, jeder hatte zwei Leute im Beisitz, und sie trugen die grüngrauen Uniformen. Einer sagte so laut auf deutsch, daß ich es hören konnte: »Himmel, Arsch und Zwirn, jetzt ist auch der neue Riemen kaputt!«

Die Deutschen waren schon da! Sie hatten mich überholt. Ich weiß nicht, was ich mir unter der Ankunft der Deutschen vorgestellt hatte: Donner und Erdbeben. Es geschah aber zunächst gar nichts anderes als die Anfahrt von zwei Motorrädern hinter dem Gartenzaun. Die Wirkung war ebenso groß, vielleicht noch größer. Ich saß gelähmt. Mein Hemd war im Nu patschnaß. Was ich selbst bei der Flucht aus dem ersten Lager nicht gespürt hatte, selbst beim Ausladen unter den Fliegern nicht, das spürte ich jetzt. Zum erstenmal in meinem Leben spürte ich Todesangst.

Haben Sie bitte Geduld mit mir! Ich werde bald auf die Hauptsache kommen. Sie verstehen vielleicht. Einmal muß man ja jemand alles der Reihe nach erzählen. Ich kann mir heute selbst nicht mehr erklären, wie ich mich dermaßen fürchtete. Entdeckt zu werden? An die Wand gestellt? Auf den Docks hätte ich ebenso sang- und klanglos verschwinden können. Nach Deutschland zurückgeschickt zu werden? Langsam zu Tode gequält? Das hatte mir auch geblüht, als ich über den Rhein geschwommen war. Ich hatte außerdem immer gern auf der Kante gelebt, war immer daheim, wo es brenzlich roch. Und wie ich nachdachte, vor was ich mich eigentlich maßlos fürchtete, fürchtete ich mich schon etwas weniger.

Ich tat zugleich das Vernünftigste und das Einfältigste: ich blieb sitzen. Ich hatte gerade zwei Löcher in meinen Gürtel bohren wollen, das tat ich jetzt. Der Bauer kam mit leerem Gesicht in den Garten, er sagte zu seiner Frau: »Jetzt können wir also genauso gut bleiben.« – »Natürlich«, sagte die Frau erleichtert, »aber du geh in die Scheune, ich werde mit ihnen fertig, sie werden mich nicht fressen.« – »Mich auch nicht«, sagte der Mann, »ich bin kein Soldat, ich zeig ihnen meinen Klumpfuß.«

Inzwischen war eine ganze Kolonne auf dem Grasplatz hinter dem Zaun vorgefahren. Sie kamen nicht einmal in den Garten. Sie fuhren nach drei Minuten weiter. Zum ersten-

mal seit vier Jahren hörte ich wieder deutsche Befehle. Oh, wie sie knarnten! Es hätte nicht viel gefehlt, ich selbst wäre aufgesprungen und hätte strammgestanden. Ich hörte später, dieselbe Motorradkolonne habe die Flüchtlingsstraße abgeschnitten, auf der ich vorhin gekommen war. All die Ordnung, all die Befehle hätten das furchtbarste Durcheinander bewirkt, Blut, Schreie von Müttern, die Auflösung unserer Weltordnung. Doch surrte im Unterton dieser Befehle etwas gemein Klares, niederträchtig Aufrichtiges: Gebt nur nicht an! Wenn eure Welt schon zugrunde gehen muß, wenn ihr sie schon nicht verteidigt habt, wenn ihr schon zulaßt, daß man sie auflöst, dann keine Flausen, dann schleunigst, dann überlaßt das Kommando uns!

Ich aber wurde plötzlich ganz ruhig. Da sitze ich nun, dachte ich, und die Deutschen ziehen an mir vorbei und besetzen Frankreich. Aber Frankreich war schon oft besetzt – alle haben wieder abziehen müssen. Frankreich war schon oft verkauft und verraten, und auch ihr, meine grüngrauen Jungens, wart schon oft verkauft und verraten. Meine Angst war völlig verflogen, das Hakenkreuz war mir ein Spuk, ich sah die mächtigsten Heere der Welt hinter meinem Gartenzaun aufmarschieren und abziehen, ich sah die frechtesten Reiche zerfallen und junge und kühne sich aufrichten, ich sah die Herren der Welt hochkommen und verwesen. Nur ich hatte unermesslich viel Zeit zu leben.

Jedenfalls war jetzt mein Traum zu Ende, über die Loire zu kommen. Ich beschloß, nach Paris zu gehen. Ich kannte dort ein paar ordentliche Leute, falls sie ordentlich geblieben waren.

### Hermann Kasack

\* 24. Juli 1896 Potsdam † 10. Januar 1966 Stuttgart

Essayist, Lyriker, Erzähler (vor allem in grotesker oder utopischer Manier), Kritiker des seelenlos mechanisierten Totalitarismus; kurzzeitige Teilnahme am Ersten Weltkrieg, danach Studium der Germanistik und Philosophie in Berlin und München; 1920 Hochschulsabschluss; danach tätig als Lektor, später als Redakteur der renommierten Verlage Kiepenheuer, S. Fischer und Suhrkamp; 1933 Verbot der Vortragstätigkeit; 1933–1945 Leben im Dritten Reich in „geistiger Verbannung“ (eigenen Worten zufolge); 1948 einer der Mitbegründer des deutschen PEN-Clubs; von 1953 bis 1963 Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Hauptwerke: *Die Stadt hinter dem Strom* (1947); *Das große Netz* (1952); *Fälschungen* (1953); *Aus dem chinesischen Bilderbuch* (1955); *Mosaiksteine* (1956).

## DIE STADT HINTER DEM STROM

### XV

In der Tat war Robert durch einen Besucher im Archiv festgehalten worden, der schon wiederholt eine Verbindung mit dem Archivar hatte anknüpfen wollen, ohne daß es bisher gelungen war. Möglicherweise steckte eine wohlberechnete Fügung darin, daß die Begegnung erst in einem Augenblick zustande kam, als Robert das untrügliche Wissen besaß, welche Bewandnis es mit der Bewohnerschaft der Stadt auf sich hatte. Es war Perking gewesen, der den Besucher, der sich schon unverrichteter Dinge eilig hatte entfernen wollen, diesmal zum Bleiben und Warten bewegte. So traf der Archivar in seinem

Amtsraum den jungen Soldaten mit dem Käppi, eben jenen Monsieur Berthelet, von dem Anna einmal erzählt hatte, als sie in den Wegen jener Gartensiedlung auf und ab gegangen waren, die in ihrer Anordnung an gepflegte Erbbegräbnisse gemahnte.

Nicht ohne Befangenheit richtete der Soldat, nachdem einige allgemeinere Worte gewechselt waren, in denen die Hochachtung und das Vertrauen seiner Kameraden dem Archivar gegenüber zum Ausdruck kam, an Robert die Bitte, ihn zu den Tempelkasernen zu begleiten. Es sei fast eine persönliche Schutzmaßnahme, meinte Berthelet liebenswürdig, zu der er genötigt sei, da sich einmal sein Anliegen nicht in der präfektur-nahen Atmosphäre des Archivs erörtern lasse, zum andern auch jeder Ausflug in die Stadt für ihn ein Wagnis bedeute, weil, wie der Archivar wohl wisse, den Soldaten jeder Aufenthalt außerhalb der Kasernenbezirke seit je untersagt sei. Die Begleitung einer so angesehenen Amtsperson der Zivilverwaltung, wie sie der ständige Chronist der Stadt darstelle – so drückte sich der Soldat aus –, gewähre seiner Uniform innerhalb des Stadtbildes Sicherheit. Robert, der seine Überraschung über diese Bemerkung zu unterdrücken verstand, willigte in den Vorschlag ein.

Als er mit Berthelet auf die Straße trat, spähte er nach Anna aus, doch war es ihm nicht einmal unlieb, daß er ihrer nicht mehr ansichtig wurde. Einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, Leonhard zu veranlassen, ihr Blumen ins Haus zu schicken, rote Rosen vielleicht, wie man es bei derartigen Gelegenheiten gern tut. Aber dann machten sich Bedenken geltend, ob die Blumen, die als Hochzeitsgruß gemeint waren, nicht dazu angetan waren, von ihr mißdeutet zu werden, als jener letzte Abschiedsgruß, wie ihn Lebende den Toten erweisen.

Der Soldat mit dem Käppi war unwillkürlich in den Gleichschritt einer marschierenden Kolonne gefallen, als er mit dem Archivar auf dem Fahrdamm dahinschritt.

Die Luft schmeckte trocken auf der Zunge, so daß zunächst keine rechte Unterhaltung aufkam. Bisweilen machte Berthelet die eine und andere Bemerkung, aus der für den Archivar hervorging, daß sich die Soldaten in einer Welt bewegten, die sich in Vorstellung und Sprache von der Welt der übrigen Stadtbewohner unterschied. Dieser Umstand mochte sich aus der vermutlich jahrhundertelangen Isolierung und Beschränkung auf den Kasernenbezirk erklären. Beispielsweise hatte der Soldat noch erwähnt, daß er und fast alle seine Kameraden glaubten, in Gefangenschaft geraten zu sein, in eine anscheinend lebenslängliche Gefangenschaft; sie würden nicht vom Feind, sondern von einer neutralen Macht festgehalten. Der Archivar erfuhr auch, daß die Tempelkasernen jeweils einen bestimmten Jahrgang beherbergten, so waren in einer die Achtzehnjährigen, in einer anderen die Neunzehn-, einer dritten die Zwanzigjährigen untergebracht, und in entsprechender Weise weiter, ohne daß Unterschiede nach der einzelnen Nation oder dem Dienstrang gemacht wurden. Mit dem ersten Punkt hätten sich die meisten unter dem Eindruck einer einheitlichen Kriegerkaste ohne innerliche Schwierigkeiten abgefunden, und sie ließen lediglich bei ihren Übungen, Turnieren und Schaustellungen die Fiktion einer nationalen Gegnerschaft spielen. An Rang und Dienstgrad indessen halte der einzelne im allgemeinen fest, auch wenn sich jeder im klaren darüber sei, daß im gegenwärtigen Zustande jede aktive Beförderung zu ruhen habe, da ihre Existenz neutralisiert worden sei. Freilich führe diese Bestimmung zu gewissen Störungen, da der Disziplinar- und Befehlsgewalt keine eigentliche Exekutive zur Verfügung stehe und das Verhältnis zueinander mehr auf Überlieferung und Traditionsbewußtsein beruhe. Er selber sei Sergeant. Er schob das Käppi etwas mehr zur Seite, so daß eine braune Haarlocke zum Vorschein kam, die schräg über die Schläfe fiel. Die Straßen der Oberstadt waren stärker

belebt als sonst. Man traf viele Personen, die kleine geschnürte Bündel trugen und mit abwägenden Mienen einem gemeinsamen Sammelpunkt zustrebten.

Nach einer Weile erkundigte sich der Archivar, worin die Übungen der Soldaten bestünden. Berthelet teilte höflich mit, daß sie sich durch Appelle und Wachdienst die Erinnerung schulten. Die Instruktion trage mehr theoretischen Charakter, weil sie nur über Attrappen von Waffen verfügten. Die Übungen gipfelten in paradeähnlichen Veranstaltungen, die allerdings nur in größeren Zwischenräumen stattfänden, da es umfangreicher Vorbereitungen dazu bedürfe. Hier würden gern lebende Gruppenbilder zur Schau gestellt, die den dramatischen Höhepunkt historischer Schlachten verkörperten oder auch einzelne Bravourstücke. Den Rausch der Uniform aus verschiedenen Zeitaltern aufleben zu lassen, sei der geheime Zweck dieser theatralischen Darbietungen.

Auf eine beiläufige Frage des Archivars, wie es um die laufenden Zu- und Abgänge bestellt sei, wich Berthelet einer direkten Antwort aus. Er sprach mehr von der Unruhe, die jedesmal entstehe, wenn Manöver angesagt würden. Es habe den Anschein, als ob die Manöver im Innern des Landes abgehalten würden, doch kenne er niemanden, der daran teilgenommen habe.

Ob die sogenannten Manöver, forschte der Archivar, im Nordwesten stattfänden?

Dies scheine der Fall zu sein, meinte Berthelet, der nervös an der unter dem Käppi vorquellenden Locke drehte. Die Kontingente marschierten stets in dieser Richtung aus. Übrigens häuften sich dafür in letzter Zeit die Zusammenstellungen. Hierüber habe er schon einmal zu Frau Anna Mertens, die wohl eine gemeinsame Bekannte von ihnen sei, Andeutungen gemacht.

Sie näherten sich bereits der Kasernenzone und hatten schon den Durchlaß durch das verrostete Stacheldrahtgehege des ersten Sicherheitsgürtels passiert, der sich zwischen Knüppelwald und Zwergkiefern hinzog. Berthelet hatte den beiden Posten, die mit ihren frischlackierten Holzgewehren unter einem Sonnendach standen, die Tagesparole zugerufen und schritt nun mit dem Archivar auf einem gelben Kiesweg in Richtung auf das Wachhaus der betonierten Kastellmauer zu, das unmittelbar neben einem eisernen Flügeltor lag. Natürlich gab es auch eine Reihe von versteckten Durchschlupfen zu dem Soldatenbezirk, aber der Sergeant wünschte für den Archivar den offiziellen Zugang zu benutzen. Kaum hatte Berthelet Meldung vom Erscheinen des Stadtarchivars erstattet, als die Riegel zurückgeschoben und die schweren Flügeltore unter einem Wirbel von alten Landsknechtstrommeln langsam geöffnet wurden. Der diensthabende Toroffizier im Range eines Majors, der einen Küräß aus den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und einen wallenden Roßschweif an seinem Raupenhelm trug, ging dem Archivar drei Schritte entgegen, um ihn zu begrüßen. Aus der Ansprache, die in knappen Hauptsätzen erfolgte, blieben Robert nur die wiederkehrenden Worte »gehorsamst« und »Ehre« im Ohr.

Die Wachmannschaft war unter einem Säulenvorbau zusammengetreten. Nach Roberts Schätzung mochten es Leute im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren sein, die durch ihre zusammengewürfelten Uniformen ein nicht alltägliches Bild abgaben. Neben dem Feldgrau sah man rote, grüne und blaue Hosen in allen Schattierungen vom Hell bis zum Dunkel. Robert verstand nichts von Monturen, die ein Armeekundiger sogleich nach Gattungen, Nationalitäten und Zeiten hätte bestimmen können. Allein der Wechsel von Tschako, Bärenmütze, Spitz- und Rundhelm, Käppi, Stahlhelm, randloser Mütze, Hurratüte und Federbusch rief im Archivar den Eindruck von der Maskerade eines historischen Aufzugs hervor.



Der Adjutant, ein jugendliches Gesicht mit grauen Lippen, der sich mit einem Adelstitel dem Archivar vorstellte, machte darauf aufmerksam, daß nach dem Reglement das Betreten der militärischen Zone Zivilpersonen verboten sei. Robert wies seinen Ausweis der Präfektur vor, der ihm ausdrücklich den Zutritt zu dem Gelände der Tempelkasernen gestatte. Der Adjutant, der dem Papier nur von oben herab einen Blick schenkte, erklärte verbindlich, er wisse sehr wohl, wen er vor sich habe. Es sei für derartige Fälle schon Vorsorge getroffen, sowohl den Bestimmungen des Militarismus als auch den Bedürfnissen ziviler Besuche Rechnung zu tragen.

Während Sergeant Berthelet mit einem der Kameraden sprach, hielt eine herbeigerufene Ordonnanz die Insignien bereit, die eine sinnbildliche Uniformierung bewerkstelligten, indem der Archivar von der Schulter aus quer über das Jackett mit einem orangefarbenen Schärpenband versehen und auf der Brust mit einem schillernden Kotillonorden geschmückt wurde. Dazu ward ihm ein Dreispitz überreicht, der aus mehreren Lagen violetten Seidenpapiers sorgfältig gekniff war. Etwas verlegen setzte der Archivar den Papierhelm auf den Kopf und behielt seinen Hut in der Hand. Aber niemand fand seinen Aufputz lächerlich. Auf einen Wink des Tormajors, den der Adjutant dem Unterleutnant, dieser einem Wächter und so fort weitergab, blies der Stabstrompeter ein Signal, das einem heiseren Tusch ähnlich klang, und warf, über das Gelingen entzückt, sein Instrument hoch in die Luft, wo es in der Sonne aufglitzerte, um es geschickt mit einer Hand wieder aufzufangen. Die Schützengilde sah stur ins Leere, die Herren Offiziere salutierten, und Robert, der sich freilich nicht entschließen konnte, zwei Finger an den Rand seines Papierhelms zu legen, trat zur Rechten des Sergeanten Berthelet in das kahle Gefilde der Tempelkasernen ein. Der Sergeant war zufrieden, daß die Einweihungszeremonie gut vonstatten gegangen war.

Ein gepflasterter Dammweg zog sich durch das leicht wellige Gelände, über das sich die Kasernenbauten mit den alten Tempelfassaden verstreuten. Auf Roberts Frage, ob er einen Grund dafür wisse, warum die Kasernenblocks in antike Tempel eingebaut seien, meinte Berthelet lachend, daß er sich darüber noch keine Gedanken gemacht habe. Vielleicht sei damit eine Tarnung beabsichtigt, oder es solle zum Ausdruck gebracht werden, daß das militärische Leben von alters her einem Kult gleichkomme.

Der Boden war ringsum mit einer bräunlichen Schicht von niedrigem Steppengras überzogen, dessen Kahlheit vereinzelte Büsche von wildem Fenchel und knorrigem Ginster nicht zu mildern vermochten. Kleinere Trupps von Soldaten schwärmten in allen Richtungen. Als eine dieser Gruppen nahe vor dem Archivar den Weg kreuzte, sah er, daß die Männer in ihren capeartig sich bauschenden Umhängen mit geschlossenen Augen wie im Schlaf dahintrotteten. Die hageren, eingefallenen Gesichter waren grau und fleckig wie die Mäntel. Robert schämte sich seines karnevalistischen Mummenschanzes, zerknüllte mit einem Griff den bunten Dreispitz, riß den Papierorden ab und ließ sich nur mit Mühe von Berthelet bewegen, wenigstens das leuchtende Schärpenband umzubehalten.

»Sie würden sich«, sagte der Sergeant, an seiner Locke wirbelnd, »möglicherweise Unannehmlichkeiten zuziehen.«

Die Tempelkasernen waren an der nach Osten gerichteten Stirnseite mit Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet. Als die beiden sich dem Bau Sigma näherten, verlangsamte der Sergeant die Schritte und sprach davon, daß er den Archivar nicht zu einer der üblichen Besichtigungen hergeben habe. Er sei Verbindungsmann einer geheimen Zellenbewegung, die sich auf eine Anzahl von Kasernen erstrecke, besonders auf die der jungen Jahrgänge. Zugegeben, daß sich die meisten verstumpft und träge mit dem hiesigen Dienst abfänden, so nehme doch die Gruppe von Kameraden zu, die des aufge-

zwungenen Scheinlebens satt sei. Da Robert schwieg, fügte Berthelet hinzu, er wolle jetzt nichts mehr darüber sagen, der Herr Archivar werde selber sehen und hören.

Sie waren die wenigen Steilstufen zum Vorbau hinaufgeklommen. An den Schäften der mächtigen Steinsäulen, deren ursprüngliche Bemalung bis auf geringe Farbreste abgesplittert war, lehnten die waffenlosen Schläfer in ihren abgetragenen Uniformen. Wenn sich eine der gekrümmt am Boden liegenden Gestalten in Halbschatten bewegte, flog leichter Staub auf. Manche der kindlichen Gesichter unter dem Stahlhelm waren gelöst, andere zeigten die noch angespannten Züge von Erwartung und Überraschtsein.

»Diese kamen erst jüngst«, sagte Berthelet, der dem Archivar bedeutete, gleichmütig über die Liegenden hinwegzuschreiten, »sie sind vom Aufenthalt in der Quarantäne noch etwas erschöpft.«

Eine der Gestalten richtete sich halb hoch, rieb mit einer ungelenken Bewegung die Augen, erhob sich verwundert, bis ein Schimmer von glücklichem Erkennen über das zarte knabenhafte Gesicht lief. Ein schmaler Kopf mit einer klaren Stirn drehte sich auf schmächtigen Schultern Robert entgegen.

»Herr Doktor Lindhoff!« rief der junge Soldat. »Welche besondere Freude, Sie noch einmal zu sehen!«

Er sprach mit einer leisen, wie zerbrechlich wirkenden Stimme, die jedem einzelnen Wort einen geheimen Nachdruck verlieh. Auch Robert hatte den jungen Freund erkannt, der ihm unlängst, als er noch drüben, jenseits des Stromes weilte, seine ersten kunstgeschichtlichen Arbeiten gebracht hatte. Die abgewogene Art der Darstellungsweise, die Unbestechlichkeit seines Blicks für die Reinheit der Verhältnisse im Leben der Kunst hatten Robert wohlgetan. So hatte er die Legenden und Aufsätze des jungen Studenten empfohlen, die auch von einer Kunstzeitschrift angenommen worden waren, und manches gute Arbeitsgespräch mit ihm geführt.

»Sie entschuldigen«, wandte sich der Archivar an Monsieur Berthelet, »wenn ich mich einen Augenblick mit Herrn Lachmar unterhalte, den ich so unvermutet hier antreffe.«

Der Sergeant setzte sich auf eine der Tempelstufen.

Der junge Soldat, der vergeblich einen viel zu weit sitzenden Uniformrock zurecht-zuzupfen suchte, erkundigte sich nach Roberts Ergehen.

»Sie sind also wohlbehalten davongekommen?« fragte er.

Robert antwortete mit einer wegwerfenden Handbewegung.

»Sagen Sie mir eins, mein Herr Doktor Lindhoff«, fuhr der Student gedämpft fort, »wo befinde ich mich hier? Ich kann mir nicht erklären, wie ich hergekommen bin und was für eine Bewandnis es hier mit mir hat. Das letzte, woran ich mich entsinne, ist, daß mir schwindlig wurde, richtig übel, dann muß ich gefallen sein – das heißt«, verbesserte er sich, »sagen wir lieber gestürzt, denn ›gefallen‹ hört sich doppeldeutig an. Als ich aus meiner Ohnmacht zu mir kam, befand ich mich mit Kameraden von fremden Einheiten auf einer trüben Quarantänestation. Zuerst fürchtete ich, verwundet zu sein, aber das ist glücklicherweise nicht der Fall.«

»So, so«, meinte Robert.

»Wie gut, daß ich Sie hier treffe«, fuhr der junge Soldat fort, »festlich geschmückt, wie ich sehe. Sagen Sie mir, Herr Doktor Lindhoff, ist dies hier Henna, meine geliebte Stadt am Meer, von der ich immer träumte, wenn ich schrieb, und wo ich wie in einer neuen Atlantis den Schauplatz meiner Gedanken ansiedelte? Aber hier ist kein Meer, oder ich wenigstens habe es noch nicht gefunden, hier ist Steppe über versunkenen Grundrissen.«

Seine Stirn bewölkte sich.

»Mein lieber Herr Lachmar«, sagte der Archivar, »Sie werden immer, wo Sie auch sind, in Ihrem Henna weilen und uns dorthin verzaubern, wie Mörike uns in sein Orplid – das ferne leuchtet.«

»Das wäre schlimm«, wandte der junge Soldat ein. »Denn Orplid ist ein Traumreich, aber Henna ist das Land meiner Wirklichkeit von Kind an. Henna ist die Stätte, wo sich nichts außerhalb von Gesetz, Ordnung, Gerechtigkeit vollziehen darf. Seine Menschen sind frei vom Zufall, der das Böse ist, und die Kaiserin, die über sie gesetzt ist, hütet nicht nur das Unverletzliche der Kunstschatze ihres Landes, sondern sie ist das Gott verantwortliche Gewissen ihrer Untertanen. Henna muß das alte Mütterreich des Geistes werden, sonst wäre alles vergeblich gewesen, vergeblich gebaut, vergeblich gelebt, vergeblich in Schlachten geschlagen und verteidigt.«

Der junge Lachmar hatte die Hand gegen das blendende Licht über die Augen gebreitet und spähte über das Gelände hin, aus dem die Säulenwürfel der Kasernenbauten aufragten. Sein ephebenhaftes Lächeln verging. Robert betrachtete den scheuen Mund, der sich wie nie zuvor aus seiner Zurückhaltung aufgeschlossen hatte.

»Nichts ist vergeblich«, sagte Robert, »was der Lauterkeit des Geistes frommt. Das wissen Sie selbst, mein Lieber, das haben Sie bewiesen. Aber wie kommt es, daß Sie bei Ihrer schwachen Konstitution in einer Uniform stecken?«

»Ich halte den Dienst kaum aus«, sagte der Student, »und ich leide darunter. Man hat mich einfach geholt, wie das so üblich geworden ist. Ich passe gar nicht zum Soldaten.«

»Und die Ärzte?« fragte Robert.

»Als Kanonenfutter«, meinte der Einundzwanzigjährige, »ist jeder tauglich.«

»So ist«, sagte nachdenklich der Archivar, »immer wieder Krieg in der Welt?«

»In einem Ausmaß des Wahnsinns«, sagte Lachmar und sah sich verzweifelt um.

»Sie hatten schließlich«, sagte Robert, »nicht nur Ihr Leben, sondern Ihre Begabung, Ihr großes Talent zu schützen, die unbedingte Gewißheit Ihrer zukünftigen Entwicklung.«

»Ich bin mir dessen nicht so gewiß«, meinte der junge Mensch.

»Doch, doch«, widersprach Robert, »Sie hätten es sein müssen. Erinnern Sie sich, wie Sie mir mehr als einmal erklärten, daß Sie die eigentlichen Leistungen erst mit vierzig Jahren erwarteten.«

»Das glaube ich noch jetzt, Herr Doktor Lindhoff.«

»Aber. – « fuhr Robert auf, um mit einem resignierten »Nun ja« zu verstummen.

»Denken Sie«, fragte der Student, »daß ich es mir zu leicht gemacht habe?«

»Mein junger Freund«, sagte der Archivar, »eher zu schwer. Warum ließen Sie sich diese Uniform aufzwingen, mit der Sie in Ihrem Wesen nicht das geringste verbindet? Warum warfen Sie sie nicht rechtzeitig weg?«

»Mein Leben«, meinte der junge Lachmar, »gehört doch der Kaiserin!«

Robert sah ihn verdutzt an. »Ach so«, sagte er, »– Henna.«

»Sie verstehen«, sagte der Jüngling, »daß ich nichts tun darf, was einem Bürger von Henna unangemessen wäre. Ich am wenigsten. Ich wäre ein Lügner vor mir selbst, wenn ich auswiche.«

Robert nickte. »Ich verstehe«, sagte er bitter.

»Aber«, beharrte der Student, »hier ist nicht Henna. So alt und ehrwürdig es auch ist, so ist es doch immer ein Platz der Jugend, ein Ort der gutwilligen Freude. Vielleicht, wenn ich mit Ihnen einmal durch die Stadt gehen könnte, von der man uns erzählt hat, die wir aber nicht betreten sollen, vielleicht würde ich dann sehen, ob sie ein ähnliches Gesicht aufweist, ob die Spuren mich weiterführen.«

»Wir sind«, meinte Robert, »am anderen Ende der Welt angelangt, und es könnte wohl sein, daß es die gleiche ist. Ich wohne mitten in der Stadt«, sagte er ablenkend, »und hause in einem großen Archiv mit den herrlichsten Schriften und Papieren, an denen Sie Ihre Freude hätten. Auch Ihre Kunstlegenden von Henna dürften dort jetzt für eine Weile verwahrt sein.«

»Sie machen mich stolz, Herr Doktor Lindhoff«, sagte der Jüngling. »Ich hatte den Eindruck, daß Ihnen meine letzte Arbeit nicht so gefallen hätte wie die früheren.«

Robert redete ihm seine Sorgen aus und sprach davon, daß man einige Änderungen und Ergänzungen des Manuskripts überlegen könnte, unterbrach sich aber und schloß mit dem Hinweis: »Warum soll nicht auch ein Fragment für uns zeugen?«

»Weil es zu wenig bedeutet«, antwortete der junge Lachmar, »weil das sichtbar Gewordene nicht das unsichtbar Gebliebene ersetzt.«

Da durchwühlte den Archivar eine schmerzhaftige Trauer über den Frühvollendeten, der seinen Tod und das gewaltsam zum Fragment gemachte Leben noch nicht begriffen hatte. Wie ein Meteor, der bei der Berührung mit unserer Erdatmosphäre flüchtig am nächtlichen Firmament aufflammt, war seine jähe Bahn hingezogen. Wenige mochten die leuchtende Spur wahrgenommen haben, aber Robert wußte, daß sie vor seinem Gesicht noch lange unerloschen bleiben würde.

Lachmar hatte sich bei seinem verehrten Mentor, wie er Doktor Lindhoff nannte, entschuldigt, daß er sich im Augenblick zu matt fühle, um ihn auf seinem weiteren Wege zu begleiten.

»Werde ich Sie wiedersehen?« fragte er Robert beim Abschied.

Der Archivar prüfte die zweifelnden Augen des jungen Menschen.

»Gewiß«, sagte Robert, obwohl er spürte, daß es nicht der Fall sein werde. »Wir bleiben in Verbindung – über Henna.«

Der entspannte Ausdruck blieb noch auf den Zügen des Jungen, als er sich wieder auf die Steinplatte des Bodens hingestreckt hatte und, die Arme unter dem Kopf verschränkt, gläubig an dem aufsteigenden Schaft der Säule emporblickte.

Der Sergeant Berthelet konnte, als sich der Archivar ihm wieder zur Verfügung stellte, eine nervöse Ungeduld nicht verbergen. Sie hatte nicht nur in der Verzögerung durch das Gespräch Roberts mit dem jungen Soldaten ihre Ursache. Er machte den Archivar auf ein graugelbes Wölkengebilde aufmerksam – nicht größer anzuschauen als ein Kinderdrachen, das fern am westlichen Rande des Himmels stand. Robert fand, es sei endlich eine Abwechslung in dem eintönigen Blau. Berthelet meinte ein unheilvolles Vorzeichen zu sehen. Es geschehe hier nichts ohne Bedeutung und ohne Bezug.

»Hm«, machte Robert.

Dann wandten sie sich dem Inneren der Kaserne Sigma zu. Da, wo sich sonst die Zella des Tempels erhebt, lag aus gelbem Ziegelstein gemauert das hohe, langgestreckte Geviert des Kasernenbaues. Ein Längskorridor, der an beiden weit voneinander entfernten Enden jeweils auf eine Steinstiege mündete, teilte den Bau in zwei Hälften auf. Die Stockwerke waren so niedrig gehalten, daß man mit halb erhobenem Arm an die Decke stieß. Die einzelnen Räume, in die durch scheibenlose Schlitzze schwaches Licht einfiel, waren an Größe und Ausstattung gleich. Übereinandergestellte Pritschen mit Strohsäcken waren zu sehen, seitlich Bänke mit einem Tisch, Schrankregale mit aufgeräumten Fächern ohne Rückwand, ein kleiner Wasserbottich, mehrere Haken, Bretter, eine Schreibtafel neben der offenen Tür, ein Gestell für die Gewehre und Säbel aus Holz, wenige Schemel, eine Laterne. Alles nüchtern und unpersönlich, ohne Verschuß und Ge-

heimnis. Die freien weißgetünchten Wandflächen übersät mit eingeritzten und eingekritzten Inschriften aller Sprachen und Zeichnungen aller Intimitäten. Einige Steinkammern waren übertoll belegt, andere wirkten leerer. Die Luft zog durch die Fensterschlitze und türlosen Eingänge ständig hin und her. Dennoch war der Geruch der Ausdünstungen für jemanden, der wie der Archivar zum ersten Male eine Kaserne betrat, ebenso schwer zu ertragen wie der unaufhörliche Lärm mit seinen scharrenden, knirschenden, wetzenden Geräuschen, die von überall her drangen und nur zuweilen von dem aufschwellenden Stimmengesumm von Flüchen und Urlauten unterbrochen wurden.

Als aus einer der Kammern erregter Stimmenwechsel scholl, war Robert auf dem Korridor stehengeblieben.

Von der Türöffnung überblickte er, ohne in dem Trubel zunächst bemerkt zu werden, den trüben Raum, wo im Kreise vieler Kameraden einige junge Soldaten heftig aufeinander einredeten.

»Immer der alte Streit«, erklärte Berthelet dem Archivar, »jeder behauptet, daß sein Land den Feldzug gewonnen habe, weil ihn nämlich keiner bis zu seinem Ende miterlebt hat und jeder die Weltgeschichte noch in dem Zustand sieht, in dem sie sich zu dem Augenblick befand, als ihn das Bewußtsein verließ und er hier eingeliefert wurde.«

»Und ich sage dir, Karl«, ließ sich ein rauher Baß vernehmen, »wir konnten den Krieg damals gar nicht mehr verlieren. Das halbe Land war schon erobert. Paß mal auf«, und damit zeichnete er dicke Kreidestriche auf die Wandtafel, »hier standen wir am zwölften, und am siebzehnten waren wir durchgebrochen, und der Hauptmann sagte zu mir noch: ›Jetzt hast du es geschafft, Ludwig, jetzt ist es aus.‹ Menschenskind, Karl, überleg dir bloß, was das heißt, wenn der Hauptmann das selber gesagt hat. ›Geschafft‹, sagte er und ›aus‹. Damit hat er doch den Krieg gemeint, na?«

»Das ist alles Mist, Ludwig«, schrie eine hellere Stimme, »du und dein Hauptmann, ihr wußtet damals gar nichts. Am siebzehnten, meinestwegen. Aber am dreiundzwanzigsten, als du nicht mehr dabei warst, da stand deine Truppe nicht mehr hier, sondern weit zurück, und zwei Monate später noch weiter zurück. Paß mal auf – « Und nun ließ der andere weiße Kreidepfeile in entgegengesetzter Richtung auf der Tafel anfliegen, die immer länger wurden, und löschte gleichzeitig mit dem Schwamm die Stellungen, die Ludwig vorher aufgemalt hatte.

»Du sollst das nicht wegwischen«, grollte der Baß, »das ist meine letzte Erinnerung. Was du machst, ist glatte Geschichtsfälschung.«

»Ihr habt keine Ahnung«, unterbrach ein dritter, »ich war beim Stab und kann das besser übersehen als ihr. Der Krieg hat überhaupt noch zwei Jahre gedauert.«

»Das ist nicht wahr, nicht wahr«, schrien Karl und Ludwig durcheinander. »Alles großer Scheibenhonig, was du quasselst, auch wenn du Leutnant bist. Der Krieg war Weihnachten schon zu Ende, das hat man immer gesagt. Und Weihnachten waren wir schon hier in dieser verfluchten Gefangenschaft oder was das für ein Zirkus ist. Da müssen wir also wissen, ob es da zu Ende war.«

Die Umstehenden, die schon mit kräftigen Zwischenrufen eingegriffen hatten, mischten sich jetzt stärker ein. Neue Kreideskizzen wurden angemalt und ausgelöscht, einer überbot das Datum des andern, die Fronten wurden durcheinander gebracht. Plötzlich redete einer von Königgrätz, wo er dabei war, als die Preußen eins aufs Dach gekriegt hätten. »Aber nein!« fielen die übrigen über den Österreicher her, »du alter Scheich mit einundzwanzig Jahren, bei Königgrätz haben die Preußen gesiegt, das lernt jedes Kind in der Schule.« – »Aber gehts mir mit eurem Geschichtsunterricht«, rief der Linzer, »so ein

Schmarnn, ein so gelogner!« Er sei dageigewesen, er habe sein Leben dafür in die Schanze geschlagen, er müßte es wissen, wie die Schlacht mittags um zwei Uhr gestanden habe. Sie lachten ihn aus, deckten ihn mit ihrem Gelächter zu.

Jeder war überzeugt, daß die Weltkarte so geblieben war, wie er sie zuletzt gesehen hatte. Sie hakten sich unter, bildeten einen geschlossenen Ring, schaukelten im Takt. Die Rufe schwirrten: »de la patrie«, »magst ruhig sein«, »hurräh«, »evviva«.

Aus dem Hintergrund schrie jemand: »Es soll wieder Krieg sein!« Das trunkene Treiben stockte mit einem Schlag. Mißtrauisch maßen sich die Blicke. Die Runde löste sich aus ihrer Verbundenheit. Man hätte erwarten können, daß durch diesen Zuruf die Geister der jungen Soldaten von einer Flamme der Begeisterung entzündet würden, aber es fanden sich nur wenige mit leuchtenden Augen zusammen. Für Robert war es unschwer zu erkennen, daß sie zu denen gehörten, die sich das Soldatenhandwerk zum Berufsstand erkoren hatten, während die Mehrzahl betäubt im Räume stand. Sie mochten im normalen Leben wohl eine bürgerliche Stellung eingenommen haben und nur unter dem Zwang der Verhältnisse in Uniform eingekleidet worden sein. Nun bildeten sie einen verlegenen Haufen, sahen mürrisch drein und traten von einem Bein aufs andere, als ob sie sich nicht vom Fleck zu rühren wüßten. Oft fielen verlangende Blicke auf die Türöffnung. Es war ungewiß, ob damit eine geheime Aufforderung an den Archivar geknüpft war, der aufrecht im Türrahmen stand, oder ob sie nur instinktiv einen Ausweg suchten. Auf dem Korridor hatten sich mehr und mehr Neugierige angesammelt, unter denen tuschelnd das Wort »Krieg« umging.

Berthelet hatte wiederholt den Archivar am Ärmel gezogen, um ihn zum Weitergehen zu bewegen, aber Robert schüttelte den Kopf. Er merkte, daß die aktiven Elemente sich die Verlorenheit und Unschlüssigkeit der Menge zunutze machten. Sie ließen alle in Reih und Glied antreten, zischten sie an, gaben mit überkippender Stimme die Befehle. Und die Knochen der übrigen gehorchten, gehorchten mit einer gespenstisch wirkenden Mechanik.

Auf dem Korridor spielte sich im Rücken des Archivars ein ähnlicher Vorgang ab. Kurze Ansprachen wurden laut, in denen die immer gleichen Vokabeln sich wiederholten: »Stunde der Bewahrung« – »Volk in Waffen« – »Aufbruch der Nation« – »Für den Frieden der Zukunft« – »Sieg oder Untergang« – »Stolzes Gottvertrauen«. Marschritte erschallten. Der Kasernenbau dröhnte. Aus allen Kammern drängten die Züge in altmodischen Uniformen, schlossen zu Kolonnen auf, 284 schoben sich durch den hinteren Ausgang des Korridors ins Freie.

Auch der Archivar, um dessen Erscheinung sich stets ein leerer Raum bildete, befand sich jetzt mit Berthelet auf dem Sandfeld, das sich hinter der Kaserne Sigma erstreckte. Schweigsam stapften sie durch den mürben Boden, der in einer fahlen Beleuchtung lag. Eine schmutzig-gelbe schwankende Luftschicht hatte sich zwischen Sonne und Erde verbreitet, mochte sie nun von dem aufgewirbelten Staub hervorgerufen sein, den die marschierende Truppe verursachte, oder von dem schwefligen Gewölk stammen, das vor kurzem noch wie ein Kinderdrachen am Himmel gestanden hatte. Streifen zeichneten sich darin ab, die wie lange Spinnenbeine träge vorwärts tasteten.

Es sei durchaus ungewöhnlich, sagte schließlich der Sergeant, was hier vorgehe, wobei nicht erkennbar blieb, ob er die Zeichen am Himmel meinte oder den Aufmarsch der vielen Tausende aus der Kaserne.

»Ich habe zu lange gezögert«, setzte er hinzu, »ich fürchte, daß unser Plan ein falsches Gesicht bekommen hat und nun von Ihnen mißdeutet werden kann.«

»Welcher Plan?« fragte der Archivar. Er fragte mehr aus Gewohnheit als aus besonderer Teilnahme. Seine Gedanken standen noch im Banne der hilflosen Streitereien in der Kasernenstube und der ihn wie närrisch anmutenden Bewegung, die auf den Kriegsruf hin erfolgt war.

»Es gibt eine Anzahl von meinen Kameraden«, begann der Sergeant vorsichtig, »die des Aufenthaltes hier überdrüssig sind. Sie wollen der Gefangenschaft entfliehen.«

»Entfliehen?« wiederholte der Archivar.

»Sehr wohl«, sagte Berthelet, »über den Fluß zurück. An irgendeiner unbewachten Stelle, im Dunkel. Schließlich verfügen wir über gewisse Erfahrungen aus Patrouillengängen.«

»Quer über den Fluß?« fragte Robert.

Der Sergeant bejahte. Er versicherte, daß die Steilufer an mehreren Stellen bei gegenseitiger Hilfeleistung passierbar seien. Es komme auf einen Versuch an.

»Und drüben«, sagte der Archivar, »wollt ihr dann wieder in den Krieg ziehen!«

Berthelet schüttelte sich.

»Nein und dreimal nein«, sagte er und erklärte ihm, daß sie nur aus der Lethargie hier fort wollten. Aber nun könnte man denken, daß sie aus dem Grunde zurück wollten, weil es drüben in der Welt wieder Krieg gebe. Nein, er wünsche ernstlich sein Studium fortzusetzen, und die anderen wollten endlich auch einmal etwas Rechtes lernen und ihre Ausbildung zu Ende bringen. Sie wußten auch bald nicht mehr, wie eine Frau aussehe. Das sei hier kein Leben mehr.

»Da haben Sie recht«, sagte der Archivar.

»Und nun«, sagte Berthelet, »schmeißt uns der verdammte Krieg, von dem wieder die Rede geht, womöglich alles über den Haufen.«

Er zwirbelte mißmutig an seiner Locke.

Auch der Archivar verhehlte seine Mißstimmung nicht. Er wollte wissen, was er mit dieser Sache zu tun habe. Berthelet wies darauf hin, daß man gern seine Meinung zu dem geplanten Unternehmen hören würde. Es stehe für sie dabei alles auf dem Spiel. Vielleicht lasse er ihnen seine Unterstützung angedeihen.

Inzwischen waren die Formationen in einem großen Karree angetreten. Die Hitze lastete wie unter einer Glasglocke, und die stockende Luft roch süßlich. Die Soldaten standen steif wie Schießbudenfiguren. Nichts geschah. Der Archivar war mit Berthelet in einiger Entfernung vor der offenen Seite der Aufstellung stehengeblieben.

»Haben Sie nicht bedacht«, fragte der Archivar, »in welche fatale Lage Sie mich mit Ihrem Geständnis bringen – denn anders kann ich Ihre Worte nicht auffassen, Herr Berthelet. Sie machen mich zum Mitwisser eines geheimen Plans, einer Flucht, die im Gegensatz zu den Gesetzen der Präfektur steht. Durch mein Amt bin ich der Behörde verpflichtet.«

»Wir haben«, sagte Berthelet ruhig, »dies natürlich überlegt, wenn wir uns die Verhältnisse auch nur nach unserem laienhaften Maßstab zurechtzulegen vermögen. Danach jedoch sind wir zu der Auffassung gelangt, daß Sie kraft Ihres Amtes als Archivar und Chronist kein unmittelbarer Angehöriger, sondern ein Außenseiter der hiesigen Gesellschaft und ihrer Behörde sind. Sie haben, wenn unsere Auffassung richtig ist, ein Abkommen, einen Pakt mit der Präfektur geschlossen, der Sie zwar nötigt, sich in diesem Gebiet aufzuhalten, der Ihnen aber das Recht der menschlichen Freiheit läßt, der Freiheit, zu denken, zu wollen und zu handeln. Sie sind zwar von dem Geist gefangen, der hier waltet, aber nur in dem Maße, wie Sie seiner bedürfen, um Atem für Ihr Leben zu schöpfen.

Somit stehen Sie, wenn ich versuchen darf, Ihren Standort zu fixieren, sowohl im Gegensatz zur wechselnden Bevölkerung als auch zur ständigen Beamtenschaft, vom Stadtwächter ab gerechnet bis zum Hohen Kommissar der Präfektur. Sie partizipieren an der Gefangenschaft, ohne selbst gefangen zu sein.«

Robert hatte schon nach den ersten Worten Einwendungen machen wollen, war aber dem Gedankengang rasch gefolgt, der hinter dem Sergeantenrock plötzlich einen jungen Philosophen in Erscheinung treten ließ. Niemals bisher hatte sich Robert bewußt Rechenschaft über seine Situation abgelegt, deren wahre Bedeutung er nur allmählich und erst seit der letzten Nacht durch Anna erkannt hatte. Vieles von dem, was Berthelet soeben über seine Position entwickelt hatte, leuchtete ihm ein. Er begriff, was es mit der Benennung des Chronisten auf sich hatte, über die er zunächst so verdrossen und ratlos gewesen war, als Katell sie zum erstenmal angewendet hatte. Er erinnerte sich auch des Gesprächs mit Anna heute früh. Es kam also für ihn weniger darauf an, Berichte abzufassen, die für die Präfektur bestimmt waren, als darauf, Zeugnis für das Erlebte abzulegen, Botschaft zu geben, Austausch zwischen hüben und drüben. Dies war augenscheinlich der Sinn seiner Existenz.

»Es ist indessen unmöglich«, sagte der Archivar, indem er an den Ausgangspunkt der Unterhaltung zurückkehrte, »daß ich etwas tue, was gegen die Gesetzmäßigkeit verstößt.«

»Gegen die Gesetzmäßigkeit«, sagte Berthelet, »kann nichts geschehen. Nicht einmal ein Gedanke dagegen ist möglich. Wir sind nur frei im Rahmen des Gesetzes. Auch wenn wir es zu übertreten meinen, bleiben wir in seiner Funktion. Eine Übertretung begehen wir freilich, indem wir es überhaupt diskutieren. Das bleibt eine Angelegenheit der Präfektur. Die beabsichtigte Flucht einiger Kameraden hingegen, von der ich sprach, kann keinen Verstoß gegen den Ablauf des Gesetzes bedeuten, es ist der natürliche Gedanke eines Gefangenen. Freilich erwähnte ich schon, daß die Mehrzahl von uns viel zu erschöpft, viel zu apathisch ist, um sich die Wiederherstellung des normalen Lebens vorzustellen, geschweige sie zu wünschen. Sie werden besser als ich übersehen, wie es damit bei der Zivilbevölkerung bestellt ist, von der die Soldaten isoliert gehalten werden. Vielleicht sind unsere Voraussetzungen anders. Ich weiß zum Beispiel nicht, wie es um Frau Anna steht, die ich hier einige Male sprach. Sie war immer ein lebensscheuer Mensch. Aber meine Kräfte reichen nicht mehr aus, mir über das Schicksal von anderen Gedanken zu machen. Es kommt mir nicht einmal die Frage zu, warum ich im Gefilde der Soldateska untergebracht wurde, obwohl ich eigentlich Student der Philosophie bin und nur beiläufig die Uniform trage. Sie ahnen nicht, Herr Archivar, welche Anstrengungen es mich kostet, das eigene Denken in dieser Umgebung fortzusetzen, welcher Energie es bedarf, unter diesem absonderlichen Leerlauf einen Gedanken zu fassen und ihn einigermaßen verständlich auszudrücken. Ich habe das, was ich in Erwartung Ihrer möglichen Einwände Ihnen jetzt entwickelte, seit langem vorbereitet, mir eingeprägt und immer wieder memoriert, damit ich nicht im entscheidenden Augenblick der müden Gleichgültigkeit erliege, von der alle hier so leicht heimgesucht werden. Das mag Ihnen auch erklären, weshalb ich bisher ziemlich wortkarg war und Sie bei den Verzögerungen drängte. Ich hatte gehofft, Sie ohne Umschweife zu unserer Gruppe führen zu können, die mich hinter der Kaserne erwarten wollte. Statt dessen ist nun die ganze Meute losgebrochen, die Ruhe ist aufgestört, es liegt ein Verhängnis in der Luft. Ich selbst müßte mich wohl zu allen übrigen in Reih und Glied stellen, aber dann verlöre ich Sie völlig aus den Augen. Lassen Sie mich hoffen, Herr Archivar, Sie nicht umsonst hierher gebeten zu haben. Helfen Sie uns!«



Robert sah dichte Schweißperlen auf dem Gesicht des Sergeanten Berthelet stehen, der sich völlig verausgabt hatte. Durch die lange Rede waren viele Vorstellungen im Archivar aufgerührt worden. Daß Annas Name im Zusammenhang mit dem Fluchtgedanken gefallen war, rief erneut ihr Flehen in sein Ohr, mit dem sie ihn dreimal beschworen hatte: Nimm mich mit.

Von ferne waren harte Paukenschläge zu vernehmen, die sich wie dumpfe Klopfsignale näherten. Gefühllos standen die Soldaten in dem bunten Karree. Über das Sandfeld stampfte hurtig eine Gruppe des Stabes, und schon hatte sich ein General vor den Linien aufgepflanzt. Er hielt einen großen Schalltrichter in der Hand, den er an seinen Mund setzte.

»Soldaten«, rief er mit lauter Stimme, nach jedem seiner Worte eine kurze Atempause legend, »Soldaten! Ihr seid ein glückliches Land. – Euer Glück«, schrie er noch, »ist die Pflicht.«

Dann spürte er mit seiner Begleitung weiter und war bald vom Staub verschluckt. Die Soldaten rührten sich nicht.

Wie es dann dazu gekommen war, daß sich Robert plötzlich mitten unter den Soldaten befand, hätte er kaum zu begründen gewußt. Seitdem ihm das Erlebnis mit Anna in erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht hatte, wo er sich befand, war er in seiner Haltung der Umwelt gegenüber mehr und mehr verwandelt. Mochte es nun das Gespräch mit Berthelet gewesen sein oder die herausfordernde Ansprache des Generals an die Truppen – genug, der Archivar trat in das offene Karo, das die Soldaten, die Einundzwanzigjährigen der geräumten Kaserne Sigma, bildeten. Den Hut in der Hand, vollführte er eine weiträumige Armbewegung über die Menge.

»Euch gibt es gar nicht mehr«, sagte er. »Ihr wähnt, Gefangene zu sein, das seid ihr allerdings auch, aber Gefangene einer fixen Idee.«

Die nicht einmal besonders laut gesprochenen Worte schnitten durch die stickige Luft wie durch Glas. Sie knirschten in den Ohren der jungen Soldaten, die sich, ohne ihre Aufstellung preiszugeben, wie eine gleichmäßig anrollende Kulisse von allen Seiten an den Sprecher dichter heranschoben.

»Ihr habt das Leben verspielt«, sagte der Archivar, »es ist vorbei.«

Tausende von Augenpaaren starrten auf den Mann, der ihnen nicht nur die Illusion des Lebens nahm, an der sie bislang mehr oder weniger festgehalten hatten, sondern der ihnen weiter erklärte, daß der Zweck ihres irdischen Tuns eine Selbsttäuschung gewesen sei. Denn der Archivar entwickelte ihnen in bündigen Worten, daß alle Opfer an Menschenblut die Erde nur unseliger und die Menschheit nur ärmer gemacht hätten, daß, von der Geschichte im ganzen aus gesehen, jeder Eroberungswille immer den Todeskeim für den eigenen Untergang in sich trage und daß alle Angriffskriege im letzten Ergebnis umsonst geführt und alle Tausende und aber Tausende für nichts gefallen seien.

Zwar wollte sich mancher Haudegen gegen diese Erkenntnis auflehnen, weil sie alles auslöschte, was ihm einst von klein auf als Inbegriff des Lebens gegolten hatte, Kampf und Tapferkeit, Mut und Todesverachtung, und mancher Heißsporn brauste auf, ob denn Vaterlandsliebe ein Hurenwort geworden sei und alle ihre Leistungen ein barbarischer Spuk.

Der Archivar ließ sich von diesen Zwischenrufen nicht beirren, hinter deren drohendem und schmähendem Ton er deutlich eine Verzweiflung heraushörte, die Verzweiflung darüber, daß die Grundlage ihrer bisherigen Anschauungen in Frage gestellt war. Gegen die vermeintlichen Tugenden der Kriegskaste setzte er die Auswirkungen aller Art von Waffengewalt, die Mißachtung der menschlichen Würde, die Roheit und Brutalität der wachgerufenen Instinkte, das Töten auf Befehl und im Rausch des Hasses, das Verwüsten

und Vernichten um seiner selbst willen, das Grauen und die Schmerzen der Kreatur. Er berief zu Zeugen seiner Worte das Elend und das Unglück, das Leid ohne Maß der Unschuldigen, all das namenlose Leid der gequälten Erde.

»Das Ende aller großen Schlachten«, sagte der Archivar, »ist niemals der Frieden. Das Ende und das Erbe der Kriege, das sie den Überlebenden hinterlassen, ist immer ein geschändetes Stück Welt, ein geschändetes Stück Menschheit. Es gibt keinen vernünftigen Grund, um die ewigen Wunden zu rechtfertigen, die sich der menschliche Geist zufügt. Sich immer von neuem zufügt, solange er sich der rohen Gewalt überantwortet. Wer nicht den Wahnsinn fühlt, den Widersinn dieses unnatürlichen Spiels, der muß wenigstens die Verstümmelung des Menschengeschlechts zugeben, die unaufhaltsame Selbstzerstörung. Denn die Natur läßt sich nicht betrügen. Wer sich zum Werkzeug sinnloser Vernichtung macht – denkt an euch –, wird selber sinnlos vernichtet werden.«

Da begriffen die meisten ihr Los. Viele fingen allmählich auch zu begreifen an, daß ihre Waffen und ihre Waffenkleidung eine künstliche Wirklichkeit, eine eingeredete Phrase bedeuteten. Daß es die »Ehre« nicht gab, für die sie zu kämpfen gemeint, sondern daß nur die Blutschuld blieb. Daß sie sich hatten mißbrauchen lassen und zu Totengräbern Europas geworden waren. So hätten sie der Worte kaum noch bedurft, mit denen der Archivar »kraft seines Amtes als Chronist der Totenstadt«, wie er sich ausdrückte, ihnen erklärte, daß ihre Söhne und Enkel in dem Krieg, der wieder um die Herrschaft der Welt entfesselt war, genau so umsonst fallen würden, wie jeder von ihnen dereinst umsonst gefallen war, für nichts nämlich, das Bestand habe, für nichts.

Wer nun damit begonnen hatte, sein Gewehr aus Holz zu zerbrechen, war nicht festzustellen, doch genügte dieses ein Beispiel, um einen nach dem anderen zu bewegen, wortlos das gleiche zu tun. Sie schlugen die Waffen, die ihnen einmal teuer gewesen waren, in Stücke, die Säbel und Lanzen, die Flinten und Maschinenpistolen, und sie türmten das Spielzeug des Bösen zu einem Scheiterhaufen auf. Sie wehrten sich nicht länger gegen die nüchterne Wahrheit, gegen das Eingeständnis ihrer eigenen Schuld. Dann hockten sie erschöpft am Boden, wie Wanderer, die nach langem Irrweg rasten. Sie ruhten aus, von einer Gewissenslast befreit, die ihnen zögernd und spät bewußt wurde.

Während der Archivar durch das lose Getümmel umherging, das allmählich mehr und mehr zur Ruhe kam, bald mit dieser, bald mit jener Gruppe der Lagernden schwatzte und auf Fragen antwortete, auch nach Berthelet Ausschau hielt, den er aus den Augen verloren hatte, wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Heerzug gelenkt, der, anscheinend von einer der anderen Tempelkasernen kommend, sich unübersehbar quer über das Sandfeld heranschoob. Die Spitze war schon nahe genug, um die einzelnen Figuren zu unterscheiden, die in alte historische Uniformen gekleidet waren. Wie ein bunt gesprenkeltes Band, dessen Ende nicht abzusehen war, bewegte sich der Zug schlängelnd aus dem Hintergrund heran. Keine der phantastischen Trachten wiederholte sich. Es war, als ob alle Kriegsheere längst vergangener Zeiten, die je über die Schlachtfelder der Erde gezogen waren, durch eine dieser Figuren vertreten wurden. Da trotteten sie hin, mit niedergeschlagenen Augen, als schämten sie sich ihrer Rolle, als spürten sie in ihrer traumhaften Verlorenheit, daß sie unter ihren Kameraden der Gegenwart wie ein wandelndes Panoptikum wirkten. Zuweilen klorrte der Behang einer der alten Rüstungen. Jeder schritt für sich im Zuge.

Die lagernden Soldaten musterten die fremden Krieger, tauschten auch verstohlen miteinander Bemerkungen über ihre Vorgänger aus. Vielleicht waren die antiken Kriegsgewänder wie erbeutete Museumsstücke über die Jahrhunderte weitergereicht, immer

wieder neuen Trägern zubestimmt worden – zu dieser Auffassung wenigstens war der Achivar gelangt. Oder sollte dieses mumifizierte Arsenal von Kriegsfiguren, einem Gegenbeispiel des Archivs vergleichbar, aufgespart und erhalten geblieben sein? Der Chronist entnahm den Bemerkungen, daß es sich bei dem Aufmarsch, der jetzt durch ihre Mitte der Stätte zustrebte, wo der Scheiterhaufen lag, um Uniformträger der ältesten Vergangenheit bis weit über das Mittelalter hin handelte.

Da gab es Spartaner und Athener, Perser, Makedonier, Etrusker, Punier, Sikuler, Nordmänner und Wikinger, griechische Hopliten, römische Reiter, Germanen, Kelten, Makabäer, Skythen, Parther und Seleukiden, Gallier, Helvetier, Kimbern und Teutonen, Sueven, Cherusker, Hermunduren, Markomannen, Angelsachsen, Vandalen, West- und Ostgoten, Normannen, Madjaren, Hunnen, Mongolen, Chinesen der drei Reiche, Inder, Legionäre, Sklaven, Söldner und Heloten, Engländer, Franzosen, Burgunder, Hunnen, Ritter der Weißen und der Roten Rose, Kreuzfahrer, Mauren, Guelfen und Ghibellinen, Papisten und Kaiserliche, Hussiten, Slawen, Livländer, Kurländer, Slowenen, Kroaten, Slowaken, Schweden, Finnen, Landsknechte und Ritter der Renaissancezeit, Portugiesen, Spanier, Dänen, Türken, Flamen und Wallonen, Schotten, Preußen, Deutsche aller Stämme – nicht aufzuzählen die gespenstische Reihe dieses unendlichen Heerzugs von Stadtstaaten, Völkerreichen und Nationen.

Der Aufzug diene aber keinem Zurschaustellen prächtiger Siege und Untergänge. Es war, als blättere sich das große Totenbuch der Weltgeschichte auf, Seite um Seite rot vom Blut der Schlachten und der Kriege. Denn jeder der vorüberziehenden Figuren war eine Wachtafel um den Hals gehängt, auf der geschrieben stand, daß sie für eine Vielzahl von Toten stand, sie repräsentierte zehntausend, zwanzig-, fünfzig-, hunderttausend und mehr an Opfern ihresgleichen. Nicht jeder von ihnen war zum Raufbold geboren, nicht jeder hatte den frühen Tod verdient, den ihm sein Landesherrscher zumaß. Viele waren aus ihrem Gewerbe gerissen, vom Acker- und Feldbau, aus ihrem Hof, ihrer Hütte, ihrer Stadt, aus dem Kreise ihrer Heimat. Welche Verschwendung tat sich kund, wieviel getäuschte Hoffnungen für einen Schein, wieviel angestaute Flüche und Verfluchungen schrien aus diesem stummen Geisterheer der Millionen und aber Millionen, die längst den Kasernenbezirk der Totenstadt in nordwestlicher Richtung passiert hatten, längst ins Ungekannte, Vergessene, Gleichgültige abgesunken waren.

Es schien, als ob durch diese Bilder die Gedanken von allen, die diesen Leichenzug der Historie an sich vorüberwallen sahen, zu ähnlichen Erkenntnissen gelangten. Als zerrisse ein Vorhang, so sahen sie durch einen Spalt sich selber im Spiegel einer späteren Zeit. Waren sie nicht derselben Geistesträgheit erlegen, indem sie sich für ein Schauspiel begeistert hatten, das in seiner Wiederholung von Krieg zu Krieg, in seiner Stereotypie immer die gleiche Torheit, das gleiche stumpfsinnige Unrecht am natürlichen Gang des Lebens bedeutete! Wie kindlich, von einem Fortschritt des Menschengeschlechts zu reden, solange jede Generation in dem alten Kriegswahn auf der Stelle trat. Über die Gesichter der toten Soldaten lief ein Grinsen. Sie nickten unablässig mit ihren Köpfen wie Porzellanpagoden.

Der Zug hatte den Scheiterhaufen erreicht, auf dem sich die zerbrochenen Holzwaffen türmten. Einer nach dem andern entledigte sich der Arm- und Beinschienen, der Schilde und der Brustwehr, der Abzeichen und Tuchfetzen, und einer nach dem andern warf seine Ausrüstung auf den großen Kehrthaufen. Es hätte den Achivar nicht überrascht, wenn wieder einmal die Stimme aufgeklungen wäre, die er so oft bei ähnlichen Szenen gehört hatte: Die Übungsstunde ist beendet.

Die graugelbe Schicht des Himmels lag dicht über der Erde und hüllte die rückwärtige Tempelfassade des Kasernenbaues in einen dünnen Staubnebel. Erneut hielt Robert nach seinem Begleiter Ausschau. Jetzt stand Berthelet mit gerötetem Kopf vor ihm. Das Käppi hatte er weggeworfen, und seine Augen blickten melancholisch.

»Da sind Sie wieder«, sagte der Archivar.

»Ja und nein«, sagte Berthelet und suchte seine trockenen Lippen anzuweichen. »Also doch tot«, sagte er dann, »wer konnte das mit Sicherheit annehmen? Es erklärt mir nun freilich vieles. So ist das. Dann allerdings ist von einer Flucht nicht mehr zu sprechen. Ich habe Sie umsonst bemüht.«

Der Archivar strich sich ein paarmal mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich erst wieder auf die Sorgen des jungen Philosophiestudenten besinnen. Er war noch mit den Vorgängen beschäftigt, die sich auf dem Sandfeld abspielten, und hätte mit ihm lieber darüber gesprochen, ob zwischen seiner Rede und der Errichtung des Scheiterhaufens Zusammenhänge beständen, möglicherweise sogar mit dem Aufzug der Krieger aus der geschichtlichen Welt.

»Sie haben mich nicht umsonst bemüht, Herr Berthelet«, sagte der Archivar, »was wissen wir von unseren geheimen Aufgaben!«

Er schaute zum Scheiterhaufen, dem die Reihen der alten Kriegssoldaten ohne Unterlaß zustrebten. Berthelet zog den Archivar ein paar Schritte beiseite.

»Verraten Sie mir«, sagte er, »woran es liegt, daß die meisten mit mir so lange geglaubt haben, noch am Leben zu sein.«

»Es könnte daran liegen«, sagte der Archivar, »daß viele von euch um das Erlebnis des Sterbens betrogen worden sind.«

»Um das Erlebnis des Sterbens?« wiederholte fragend Berthelet.

»Der gewaltsame Tod«, sagte der Archivar zu ihm, »ergriff zu rasch von euch Besitz. Es fehlte die Vorbereitung, der Zusammenhang, der Übergang von dem einen in den anderen Zustand. Der Körper war schon ausgeschaltet, bevor es der Seele zum Bewußtsein kam.«

»Wenn es sich so verhält –«, sagte Berthelet matt, ohne den Satz vollenden zu können.

»Nach meinen Beobachtungen«, sagte der Archivar, »die natürlich noch unvollkommen sind, verhält es sich so. Deshalb werdet ihr vermutlich in diesem Zwischenreich von den normalen Bewohnern und Passanten der Stadt auch isoliert gehalten. Dem Vorgang des Sterbens, der sich noch auf der anderen Seite des Stroms vollzieht, entspricht, wenn ich es richtig verstehe, der Zustand, in dem wir uns zunächst hier alle befinden. Es ist gleichsam die andere Seite, die Fortsetzung unserer Verwandlung. Im Akt des Sterbens nimmt die Seele, nimmt unser menschliches Unterbewußtsein das Gefühl des Todes vorweg, und in dem ersten Zustand des Totseins klingt noch ein Gefühl des Lebens nach. Es ist nicht die Auferstehung, wie manche zuerst glauben, sondern eine Durchgangsstation, in der das Leben wie durch einen Filter abläuft, bis zuletzt nur noch seine leere Form nachgeahmt wird. Jedenfalls steht für mich fest, daß es ein Durchgang ist – denken Sie an die ständigen Abberufungen, bei euch das Abrücken zu angeblichen Manövern, von denen keiner zurückkehrt, bei uns in der Stadt die nächtlichen Sammeltransporte unter dem Ruf des Horns, denen jeder mit einer ähnlichen Angst entgegensieht, wie die meisten drüben dem Ende ihrer Lebenszeit. Manche empfinden den hiesigen Aufenthalt wie eine leerlaufende Gefangenschaft, aber die meisten sehe ich danach streben, die Dauer in dieser Durchgangsstation nach Möglichkeit auszudehnen. Sie wird den einzelnen

ganz verschieden gewährt, doch scheint die Länge oder Kürze im allgemeinen schon für jeden bei seinem Eintritt in die Stadt festzustehen. Sie unterliegt zweifellos einem bestimmten System, das sich in den Richtlinien der Präfektur ausdrückt. Die Art der Gesetzmäßigkeit ist mir noch verborgen, doch ahne ich sie; aber selbst wenn sie mir offenbar würde, dürfte davon nicht geredet werden. Übrigens möchte ich annehmen, daß der einzelne keine Vorstellung davon hat, wie lange seine Totenjugend währt, da die früheren Zeitbegriffe für ihn aufgehört haben. Sein Empfinden und Denken kennt nur Gegenwart. Vergangenheit und Zukunft bilden nur eine unbestimmte Erinnerung und Erwartung seiner Gegenwart. Ich sage Ihnen das alles, mein lieber Herr Berthelet, weil es sich mir jetzt aus den verschiedenen Erfahrungen ergibt, die ich in der Stadt gemacht habe und die mir zunächst als Begebenheiten sonderbar und ohne Übereinstimmung entgegentraten. Aber ich sage es Ihnen auch, weil es Ihnen, als einem Studenten der Philosophie, vielleicht in diesem Augenblick noch eine Klärung von Fragen bedeutet, die Sie sonst zeit Ihres Lebens beschäftigt hätten.«

Dem Archivar hatten sich Charakter und Ritus der Vorgänge in der Totenstadt immer mehr erschlossen, je länger er darüber sprach. Es war ein Monolog geworden, der erst zum Schluß wieder die Beziehung zu seinem Gesprächspartner fand. Als Robert aufsaß, entdeckte er, daß Berthelets Kopf schräg nach vorn über die Schulter hing und daß seine Gestalt in einem tiefen Schlaf hin und her schwankte. Mitten im Stehen hatte ihn die Müdigkeit übermannt. Der Archivar griff mit den Armen unter seine Achseln und ließ ihn vorsichtig zu Boden gleiten.

»Verzeihen Sie«, sagte der Student, den die Berührung wieder belebt hatte, »verzeihen Sie vielmals. Aber ich glaube alles verstanden zu haben.«

Der Archivar machte darauf aufmerksam, daß die letzten des historischen Heerzuges ihre Rüstungen am großen Scheiterhaufen niedergelegt hatten und den übrigen folgten, die sich weit über die Ebene hin verstreuten. In der Luft wurde ein stärkeres Ziehen wahrnehmbar.

»Die Erde«, sagte Berthelet langsam, »ist derweilen nicht mehr rund geblieben, sie ist für uns eine abschüssige Fläche geworden.«

»Und doch«, sagte der Archivar, der inmitten der lagernden Soldatengruppen in weitem Umkreis als einziger aufrechtstand, »und doch habt ihr alle noch eine Aufgabe. Eine Aufgabe, die nicht nur die gefallenen Soldaten, die alle Toten haben, solange sie in diesen Bezirken verweilen. Ihr aber vor allen!«

Robert sah die ihm zugewandten Gesichter, von denen jetzt eines dem andern glich, auch das von Berthelet machte keine Ausnahme. Die Augen zurückgesunken in tiefe Schattenlöcher, die Haut ein lehmiger Anstrich über den vortretenden Knochen, die Knorpel der Nasen, der Ohren weggeschliert, die Schädel blank und fest. Aber es fragte noch aus ihnen allen, es flackte und flackerte wie Lichtstümpfe, es begehrte noch auf nach der Erde, es griff in die Luft mit verlangenden Händen.

»Was können wir tun?« fragten die Gesten der Toten. »Kehrt über den Strom zurück!« sagte der Archivar und sah auf Berthelets Schädel, der sich zu ihm emporreckte. »Nicht um euretwillen kehrt zurück, wie ihr einmal wolltet, sondern um der Lebenden willen. Geht als Geister in ihre Träume ein, ergreift von ihrem Schlaf Besitz, jenem Zustand, der dem euren so ähnlich ist! Dort erscheint ihnen als mahnende Stimmen, als warnende und fordernde Stimmen und wenn es not tut als Plagegeister. Ihr haltet den Schlüssel des Gerichts in Händen. Die Gegenwart eures Todes könnte die Zukunft des Lebens retten. Zwingt die Irdischen! Macht euch kund!«

So wie man Kindern zuredet, hatte der Archivar zu den toten Soldaten gesprochen. Kaum hatte er geendet, begannen die mächtigen Säulenarkaden der Kasernen zu schwan-ken, wie unter einem Erdbeben. Aber man spürte keine Bewegung der Sandfläche. Die steinernen Schäfte knickten ein, die alten Säulentrommeln kollerten herab, und der Architrav stürzte nach, das Giebelgebälk. Jetzt rissen die inneren Zellenwände der Kaserne auf, die Mauern sanken weg, das Gebäude blätterte langsam auf, Riegel nach Riegel, Geschoß nach Geschoß, bis es in sich zusammensackte.

Gebannt folgten die Schädel der Soldaten dem Vorgang. Tausende waren aufgesprungen und zeigten aufgeregt mit ihren Knochenfingern auf die Zerstörung. Sie vollzog sich nahezu lautlos, der Schall des Gelärms war wie wattiert, nur ein sausendes Zischen drang in den Gehörgang, ein Rieseln, als ob ein Kartenhaus einfällt. Über dem dampfenden Schuttfeld drehten sich hohe Wirbel von Mörtelstaub, zerriebenem Lehm und pulverisiertem Muschelkalk, bis sie sich im trägen Gries zu Boden wälzten. Flammen zuckten durch den teigigen Qualm, und ein hundertfältiger Funkenflug begann aufzustieben.

Bald hatte der große Scheiterhaufen Feuer gefangen. Wie Zunder brannten die mürben Uniformen auf, und das welke Holz der Gewehre glühte. Der Turm der weggeworfenen Waffen lohte. Als die Hitzewelle bis zu der Stelle schlug, wo der Archivar stand, wich er langsam zurück, ohne den Blick von der Feuerpyramide zu lassen.

In weitem Bogen umkreiste er die Trümmerstätte der Tempelkasernen. Allmählich hatte sich der Dunst verzogen, und die Strahlen der untergehenden Sonne bohrten sich langsam aus dem kalten Blau des Himmels. Als sich der Archivar dem Scheiterhaufen wieder näherte, in dem das Waffenwerk der Menschen von über zweitausend Jahren brannte, glosste das Feuer noch und zuckte in reinigenden Flammen. Die toten Soldaten streunten über das Feld. Der Bann war von ihnen genommen. Ihre Gestalten, die mehr und mehr den Schein der Wirklichkeit zurückgewannen, umtanzten in wachsenden Kreisen die Feuerstätte, in der die falsche Ehre und der falsche Ruhm ihres Lebens langsam zu Asche zerfielen. Nun waren sie erlöst. Der Wahn war gewichen.

Sie sahen den Mann, dessen Wort die Verwandlung hervorgerufen, der die Steine zum Wanken gebracht und den Scheiterhaufen entzündet hatte, wie eine Erscheinung stehen. Sie wußten nicht, daß es der Chronist ihrer Stadt war, der Abgesandte des Lebens im Dienste der Präfektur. Der Himmel versprach eine neue Morgenröte, unter der sie als waffenlose Geister umgehen würden, wie er ihnen gesagt hatte.

Er aber überlegte, was man in Henna wohl zu dem Einsturz der Kaserne Sigma gesagt hätte und, wie er hell-sichtig spürte, auch aller anderen Tempelkasernen, diesem Einsturz, der ohne kausalen Zusammenhang durch Elemente der Magie zustande gekommen war.

Ihm fiel ein, daß er das orangefarbene Schärpenband noch trug, mit dem man ihn beim Einlaß in die Soldatenzone ausstaffiert hatte. Er löste es von seinem Jackett und warf es in die Glut, die es rasch einsog.

Dann machte er sich auf den Weg in seine Stadt. Ihm war, als ob die Soldaten sangen. Aber es war der Gesang seines Herzens, schwermütig und gläubig. Er ballte die Hände und lief. Die wenigen Posten, die er traf, ließen ihn unbeachtet passieren.

Am Himmel hatte noch eine Weile die Schwefelwolke gestanden, die auf die gegenüberliegende Seite gezogen war, wieder nicht größer anzuschauen als ein Kinderdrachen. Nachdem der Archivar das Gelände der Tempelkaserne verlassen hatte, das am Abend ein anderes Aussehen zeigte als am Morgen, da er es betrat, war auch die Wolke ent-schwunden. Niemand von den Stadtbewohnern hatte sie wahrgenommen.

## Wolfgang Borchert

\* 20. Mai 1921 Hamburg † 20. November 1947 Basel

Erzähler, Dramatiker und Lyriker, eins der größten literarischen Talente der „verlorenen“ Generation; erste Gedichte bereits mit 15 Jahren; seit 1939 auf Verlangen der Eltern Buchhändlerlehre (1940 abgebrochen), gleichzeitig Schauspielunterricht; von 1941 bis 1945 an der Front (in dieser Zeit zweimalige Inhaftierung wegen Kritik am Krieg, nicht vollstrecktes Todesurteil und Bewährung an der Ostfront); 1945 Kriegsgefangenschaft und Flucht zu Fuß in seine Heimatstadt Hamburg; seit Ende 1945 zunehmend ans Bett gefesselt (vorzeitiger Tod als Folge von Kriegsverletzungen und Diphtherie). Hauptwerke: *Laterne, Nacht und Sterne* (1946); *Die Hundeblume* (1947); *Draußen vor der Tür* (1947); *Traurigen Geranien* (1962; Texte aus dem Nachlass).

### DRAUSSEN VOR DER TÜR

#### DIE PERSONEN SIND

BECKMANN, einer von denen  
seine FRAU, die ihn vergaß  
deren FREUND, der sie liebt  
ein MÄDCHEN, dessen Mann auf einem Bein nach Hause kam  
ihr MANN, der tausend Nächte von ihr träumte  
ein OBERST, der sehr lustig ist  
seine FRAU, die es friert in ihrer warmen Stube  
die TOCHTER, gerade beim Abendbrot  
deren schneidiger MANN  
ein KABARETTDIREKTOR, der mutig sein möchte, aber dann doch lieber feige ist  
FRAU KRAMER, die weiter nichts ist als Frau Kramer, und das ist gerade so furchtbar  
der alte MANN, an den keiner mehr glaubt  
der BEERDIGUNGSUNTERNEHMER mit dem Schluckauf  
ein STRASSENFEGER, der gar keiner ist  
der ANDERE, den jeder kennt  
die ELBE.

Ein Mann kommt nach Deutschland.

Er war lange weg, der Mann. Sehr lange. Vielleicht zu lange. Und er kommt ganz anders wieder, als er wegging. Äußerlich ist er ein naher Verwandter jener Gebilde, die auf den Feldern stehen, um die Vögel (und abends manchmal auch die Menschen) zu erschrecken. Innerlich – auch. Er hat tausend Tage draußen in der Kälte gewartet. Und als Eintrittsgeld mußte er mit seiner Kniescheibe bezahlen. Und nachdem er nun tausend Nächte draußen in der Kälte gewartet hat, kommt er endlich doch noch nach Hause.

Ein Mann kommt nach Deutschland.

Und da erlebt er einen ganz tollen Film. Er muß sich während der Vorstellung mehrmals in den Arm kneifen, denn er weiß nicht, ob er wacht oder träumt. Aber dann sieht er, daß es rechts und links neben ihm noch mehr Leute gibt, die alle dasselbe erleben. Und er denkt, daß es dann doch wohl die Wahrheit sein muß. Ja, und als er dann am Schluß mit leerem Magen und kalten Füßen wieder auf der Straße steht, merkt er, daß es eigentlich nur ein ganz alltäglicher Film war, ein ganz alltäglicher Film. Von einem

Mann, der nach Deutschland kommt, einer von denen. Einer von denen, die nach Hause kommen und die dann doch nicht nach Hause kommen, weil für sie kein Zuhause mehr da ist. Und ihr Zuhause ist dann draußen vor der Tür. Ihr Deutschland ist draußen, nachts im Regen, auf der Straße.

Das ist ihr Deutschland.

## VORSPIEL

*Der Wind stöhnt. Die Elbe schwappt gegen die Pontons. Es ist Abend. Der Beerdigungsunternehmer. Gegen den Abendhimmel die Silhouette eines Menschen*

DER BEERDIGUNGSUNTERNEHMER (*rülpst mehrere Male und sagt dabei jedesmal*): Rums! Rums!

Wie die – Rums! Wie die Fliegen! Wie die Fliegen, sag ich.

Aha, da steht einer. Da auf dem Ponton. Sieht aus, als ob er Uniform anhat. Ja, einen alten Soldatenmantel hat er an. Mütze hat er nicht auf. Seine Haare sind kurz wie eine Bürste. Er steht ziemlich dicht am Wasser. Beinahe zu dicht am Wasser steht er da. Das ist verdächtig. Die abends im Dunkeln am Wasser stehn, das sind entweder Liebespaare oder Dichter. Oder das ist einer von der großen grauen Zahl, die keine Lust mehr haben. Die den Laden hinwerfen und nicht mehr mitmachen. Scheint auch so einer zu sein von denen, der da auf dem Ponton. Steht gefährlich dicht am Wasser. Steht ziemlich allein da. Ein Liebespaar kann es nicht sein, das sind immer zwei. Ein Dichter ist es auch nicht. Dichter haben längere Haare. Aber dieser hier auf dem Ponton hat eine Bürste auf dem Kopf. Merkwürdiger Fall, der da auf dem Ponton, ganz merkwürdig.

(*Es gluckst einmal schwer und dunkel auf. Die Silhouette ist verschwunden*) Rums! Da! Weg ist er. Reingesprungen. Stand zu dicht am Wasser. Hat ihn wohl untergekiegt. Und jetzt ist er weg. Rums. Ein Mensch stirbt. Und? Nichts weiter. Der Wind weht weiter. Die Elbe quasselt weiter. Die Straßenbahn klingelt weiter. Die Huren liegen weiter weiß und weich in den Fenstern. Herr Kramer dreht sich auf die andere Seite und schnarcht weiter. Und keine – keine Uhr bleibt stehen. Rums! Ein Mensch ist gestorben. Und? Nichts weiter. Nur ein paar kreisförmige Wellen beweisen, daß er mal da war. Aber auch die haben sich schnell wieder beruhigt. Und wenn die sich verlaufen haben, dann ist auch er vergessen, verlaufen, spurlos, als ob er nie gewesen wäre. Weiter nichts. Hallo, da weint einer. Merkwürdig. Ein alter Mann steht da und weint. Guten Abend.

DER ALTE MANN (*nicht jämmerlich, sondern erschüttert*): Kinder! Kinder! Meine Kinder!

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Warum weinst du denn, Alter?

DER ALTE MANN: Weil ich es nicht ändern kann, oh, weil ich es nicht ändern kann.

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Rums! Tschuldigung! Das ist allerdings schlecht. Aber deswegen braucht man doch nicht gleich loszulegen wie eine verlassene Braut. Rums! Tschuldigung!

DER ALTE MANN: Oh, meine Kinder! Es sind doch alles meine Kinder!

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Oho, wer bist du denn?

DER ALTE MANN: Der Gott, an den keiner mehr glaubt.

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Und warum weinst du? Rums! Tschuldigung!

GOTT: Weil ich es nicht ändern kann. Sie erschießen sich. Sie hängen sich auf. Sie ersaufen sich. Sie ermorden sich, heute hundert, morgen hunderttausend. Und ich, ich kann es nicht ändern.



BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Finster, finster, Alter. Sehr finster. Aber es glaubt eben keiner mehr an dich, das ist es.

GOTT: Sehr finster. Ich bin der Gott, an den keiner mehr glaubt. Sehr finster. Und ich kann es nicht ändern, meine Kinder, ich kann es nicht ändern. Finster, finster.

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Rums! Tschuldigung! Wie die Fliegen! Rums! Verflucht!

GOTT: Warum rülpfen Sie denn fortwährend so ekelhaft? Das ist ja entsetzlich!

BEERDIGUNGSUNTERNEHMER: Ja, ja, greulich! Ganz greulich! Berufskrankheit. Ich bin Beerdigungsunternehmer.

GOTT: Der Tod? – Du hast es gut! Du bist der neue Gott. An dich glauben sie. Dich lieben sie. Dich fürchten sie. Du bist unumstößlich. Dich kann keiner leugnen! Keiner lästern. Ja, du hast es gut. Du bist der neue Gott. An dir kommt keiner vorbei. Du bist der neue Gott, Tod, aber du bist fett geworden. Dich hab ich doch ganz anders in Erinnerung. Viel magerer, dünner, knochiger, du bist aber rund und fett und gut ge-launt. Der alte Tod sah immer so verhungert aus.

TOD: Na ja, ich hab in diesem Jahrhundert ein bißchen Fett angesetzt. Das Geschäft ging gut. Ein Krieg gibt dem andern die Hand. Wie die Fliegen! Wie die Fliegen kleben die Toten an den Wänden dieses Jahrhunderts. Wie die Fliegen liegen sie steif und vertrocknet auf der Fensterbank der Zeit.

GOTT: Aber das Rülpsen? Warum dieses gräßliche Rülpsen?

TOD: Überfressen. Glatt überfressen. Das ist alles. Heutzutage kommt man aus dem Rülpsen gar nicht heraus. Rums! Tschuldigung!

GOTT: Kinder, Kinder. Und ich kann es nicht ändern! Kinder, meine Kinder! (*geht ab*)

TOD: Na, dann gute Nacht, Alter. Geh schlafen. Paß auf, daß du nicht auch noch ins Wasser fällst. Da ist vorhin erst einer reingestiegen. Paß gut auf, Alter. Es ist finster, ganz finster. Rums! Geh nach Haus, Alter. Du änderst es doch nicht. Wein nicht über den, der hier eben Plumps gemacht hat. Der mit dem Soldatenmantel und der Bürstenfrisur. Du weinst dich zugrunde! Die heute abends am Wasser stehen, das sind nicht mehr Liebespaare und Dichter. Der hier, der war nur einer von denen, die nicht mehr wollen oder nicht mehr mögen. Die einfach nicht mehr können, die steigen dann abends irgendwo still ins Wasser. Plumps. Vorbei. Laß ihn, heul nicht, Alter. Du heulst dich zugrunde. Das war nur einer von denen, die nicht mehr können, einer von der großen grauen Zahl... einer... nur...

## DER TRAUM

*In der Elbe. Eintöniges Klatschen kleiner Wellen. Die Elbe. Beckmann*

BECKMANN: Wo bin ich? Mein Gott, wo bin ich denn hier?

ELBE: Bei mir.

BECKMANN: Bei dir? Und – wer bist du?

ELBE: Wer soll ich denn sein, du Küken, wenn du in St. Pauli von den Landungsbrücken ins Wasser springst?

BECKMANN: Die Elbe?

ELBE: Ja, die. Die Elbe.

BECKMANN (*staunt*): Du bist die Elbe!

ELBE: Ah, da reißt du deine Kinderaugen auf, wie? Du hast wohl gedacht, ich wäre ein romantisches junges Mädchen mit blaßgrünem Teint? Typ Ophelia mit Wasserrosen

im aufgelösten Haar? Du hast am Ende gedacht, du könntest in meinen süßduftenden Lilienarmen die Ewigkeit verbringen. Nee, mein Sohn, das war ein Irrtum von dir. Ich bin weder romantisch noch süßduftend. Ein anständiger Fluß stinkt. Jawohl. Nach Öl und Fisch. Was willst du hier?

BECKMANN: Pennen. Da oben halte ich das nicht mehr aus. Das mache ich nicht mehr mit. Pennen will ich. Tot sein. Mein ganzes Leben lang tot sein. Und pennen. Endlich in Ruhe pennen. Zehntausend Nächte pennen.

ELBE: Du willst auskneifen, du Grünschnabel, was? Du glaubst, du kannst das nicht mehr aushalten, hm? Da oben, wie? Du bildest dir ein, du hast schon genug mitgemacht, du kleiner Stift. Wie alt bist du denn, du verzagter Anfänger?

BECKMANN: Fünfundzwanzig. Und jetzt will ich pennen.

ELBE: Sieh mal, fünfundzwanzig. Und den Rest verpennen. Fünfundzwanzig und bei Nacht und Nebel ins Wasser steigen, weil man nicht mehr kann. Was kannst du denn nicht mehr, du Greis?

BECKMANN: Alles, alles kann ich nicht mehr da oben. Ich kann nicht mehr hungern. Ich kann nicht mehr humpeln und vor meinem Bett stehen und wieder aus dem Haus raushumpeln, weil das Bett besetzt ist. Das Bein, das Bett, das Brot – ich kann das nicht mehr, verstehst du!

ELBE: Nein. Du Rotznase von einem Selbstmörder. Nein, hörst du! Glaubst du etwa, weil deine Frau nicht mehr mit dir spielen will, weil du hinken mußt und weil dein Bauch knurrt, deswegen kannst du hier bei mir untern Rock kriechen? Einfach so ins Wasser jumpen? Du, wenn alle, die Hunger haben, sich ersaufen wollten, dann würde die gute alte Erde kahl wie die Glatze eines Möbelpackers werden, kahl und blank. Nee, gibt es nicht, mein Junge. Bei mir kommst du mit solchen Ausflüchten nicht durch. Bei mir wirst du abgemeldet. Die Hosen sollte man dir stramm ziehen, Kleiner, jawohl! Auch wenn du sechs Jahre Soldat warst. Alle waren das. Und die hinken alle irgendwo. Such dir ein anderes Bett, wenn deins besetzt ist. Ich will dein armseliges bißchen Leben nicht. Du bist mir zu wenig, mein Junge. Laß dir das von einer alten Frau sagen: Lebe erst mal. Laß dich treten. Tritt wieder! Wenn du den Kanal voll hast, hier, bis oben, wenn du lahmgestrampelt bist und wenn dein Herz auf allen vierten angekrochen kommt, dann können wir mal wieder über die Sache reden. Aber jetzt machst du keinen Unsinn, klar? Jetzt verschwindest du hier, mein Goldjunge. Deine kleine Handvoll Leben ist mir verdammt zu wenig. Behalt sie. Ich will sie nicht, du gerade eben Angefangener. Halt den Mund, mein kleiner Menschensohn! Ich will dir was sagen, ganz leise, ins Ohr, du, komm her: ich schieß auf deinen Selbstmord! Du Säugling. Paß gut auf, was ich mit dir mache. *(laut)* Hallo, Jungens! Werft diesen Kleinen hier bei Blankenese wieder auf den Sand! Er will es nochmal versuchen, hat er mir eben versprochen. Aber sachte, er sagt, er hat ein schlimmes Bein, der Lausebengel, der grüne!

## I. SZENE

*Abend. Blankenese. Man hört den Wind und das Wasser. Beckmann. Der Andere*

BECKMANN: Wer ist da? Mitten in der Nacht. Hier am Wasser. Hallo! Wer ist denn da?

DER ANDERE: Ich.

BECKMANN: Danke. Und wer ist das: ich?

DER ANDERE: Ich bin der Andere.

BECKMANN: Der Andere? Welcher Andere?

DER ANDERE: Der von gestern. Der von Früher. Der Andere von Immer. Der Jasager. Der Antworter.

BECKMANN: Der von Früher? Von Immer? Du bist der Andere von der Schulbank, von der Eisbahn? Der vom Treppenhaus?

DER ANDERE: Der aus dem Schneesturm bei Smolensk. Und der aus dem Bunker bei Gorodok.

BECKMANN: Und der – der von Stalingrad, der Andere, bist du der auch?

DER ANDERE: Der auch. Und auch der von heute abend. Ich bin auch der Andere von morgen.

BECKMANN: Morgen. Morgen gibt es nicht. Morgen ist ohne dich. Hau ab. Du hast kein Gesicht.

DER ANDERE: Du wirst mich nicht los. Ich bin der Andere, der immer da ist: Morgen. An den Nachmittagen. Im Bett. Nachts.

BECKMANN: Hau ab. Ich hab kein Bett. Ich lieg hier im Dreck.

DER ANDERE: Ich bin auch der vom Dreck. Ich bin immer. Du wirst mich nicht los.

BECKMANN: Du hast kein Gesicht. Geh weg.

DER ANDERE: Du wirst mich nicht los. Ich habe tausend Gesichter. Ich bin die Stimme, die jeder kennt. Ich bin der Andere, der immer da ist. Der andere Mensch, der Antworter. Der lacht, wenn du weinst. Der antreibt, wenn du müde wirst, der Antreiber, der Heimliche, Unbequeme bin ich. Ich bin der Optimist, der an den Bösen das Gute sieht und die Lampen in der finstersten Finsternis. Ich bin der, der glaubt, der lacht, der liebt! Ich bin der, der weitermarschiert, auch wenn gehumpelt wird. Und der Ja sagt, wenn du Nein sagst, der Jasager bin ich. Und der –

BECKMANN: Sag Ja, soviel wie du willst. Geh weg. Ich will dich nicht. Ich sage Nein. Nein. Nein. Geh weg. Ich sage Nein. Hörst du?

DER ANDERE: Ich höre. Deswegen bleibe ich ja hier. Wer bist du denn, du Neinsager?

BECKMANN: Ich heiße Beckmann.

DER ANDERE: Vornamen hast du wohl nicht, Neinsager?

BECKMANN: Nein. Seit gestern. Seit gestern heiße ich nur noch Beckmann. Einfach Beckmann. So wie der Tisch Tisch heißt.

DER ANDERE: Wer sagt Tisch zu dir?

BECKMANN: Meine Frau. Nein, die, die meine Frau war. Ich war nämlich drei Jahre lang weg. In Rußland. Und gestern kam ich wieder nach Hause. Das war das Unglück. Drei Jahre sind viel, weißt du. Beckmann – sagte meine Frau zu mir. Einfach nur Beckmann. Und dabei war man drei Jahre weg. Beckmann sagte sie, wie man zu einem Tisch Tisch sagt. Möbelstück Beckmann. Stell es weg, das Möbelstück Beckmann. Siehst du, deswegen habe ich keinen Vornamen mehr, verstehst du.

DER ANDERE: Und warum liegst du hier nun im Sand? Mitten in der Nacht. Hier am Wasser?

BECKMANN: Weil ich nicht hochkomme. Ich hab mir nämlich ein steifes Bein mitgebracht.

So als Andenken. Solche Andenken sind gut, weißt du, sonst vergißt man den Krieg so schnell. Und das wollte ich doch nicht. Dazu war das alles doch zu schön. Kinder, Kinder, war das schön, was?

DER ANDERE: Und deswegen liegst du hier abends am Wasser?

BECKMANN: Ich bin gefallen.

DER ANDERE: Ach. Gefallen. Ins Wasser?

BECKMANN: Nein, nein! Nein, du! Hörst du, ich wollte mich reinfallen lassen. Mit Absicht. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Dieses Gehumpel und Gehinke. Und dann die Sache mit der Frau, die meine Frau war. Sagt einfach Beckmann zu mir, so wie man zu Tisch Tisch sagt. Und der andere, der bei ihr war, der hat gegrinst. Und dann dieses Trümmerfeld. Dieser Schuttacker hier zu Hause. Hier in Hamburg. Und irgendwo da unter liegt mein Junge. Ein bißchen Mud und Mörtel und Matsch. Menschenmud, Knochenmörtel. Er war gerade ein Jahr alt, und ich hatte ihn noch nicht gesehen. Aber jetzt sehe ich ihn jede Nacht. Und unter den zehntausend Steinen. Schutt, weiter nichts als ein bißchen Schutt. Das konnte ich nicht aushalten, dachte ich. Und da wollte ich mich fallen lassen. Wäre ganz leicht, dachte ich: vom Ponton runter. Plumps. Aus. Vorbei.

DER ANDERE: Plumps? Aus? Vorbei? Du hast geträumt. Du liegst doch hier auf dem Sand.

BECKMANN: Geträumt? Ja. Vor Hunger geträumt. Ich habe geträumt, sie hätte mich wieder ausgespuckt, die Elbe, diese alte... Sie wollte mich nicht. Ich sollte es noch mal versuchen, meinte sie. Ich hätte kein Recht dazu. Ich wäre zu grün, sagte sie. Sie sagte, sie scheißt auf mein bißchen Leben. Das hat sie mir ins Ohr gesagt, daß sie scheißt auf meinen Selbstmord. Scheißt, hat sie gesagt, diese verdammte – und gekeift hat sie wie eine Alte vom Fischmarkt. Das Leben ist schön, hat sie gemeint, und ich liege hier mit nassen Klamotten am Strand von Blankenese, und mir ist kalt. Immer ist mir kalt. In Rußland war mir lange genug kalt. Ich habe es satt, das ewige Frieren. Und diese Elbe, diese verdammte alte – ja, das hab ich vor Hunger geträumt. Was ist da?

DER ANDERE: Kommt einer. Ein Mädchen oder sowas. Da. Da hast du sie schon.

MADCHEN: Ist da jemand? Da hat doch eben jemand gesprochen. Hallo, ist da jemand?

BECKMANN: Ja, hier liegt einer. Hier unten am Wasser.

MADCHEN: Was machen Sie da? Warum stehen Sie denn nicht auf?

BECKMANN: Ich liege hier, das sehen Sie doch. Halb an Land und halb im Wasser.

MADCHEN: Aber warum denn? Stehen Sie doch auf. Ich dachte erst, da läge ein Toter, als ich den dunklen Haufen hier am Wasser sah.

BECKMANN: O ja, ein ganz dunkler Haufen ist das, das kann ich Ihnen sagen.

MADCHEN: Sie reden aber sehr komisch, finde ich. Hier liegen nämlich jetzt oft Tote abends am Wasser. Die sind manchmal ganz dick und glitschig. Und so weiß wie Gespenster. Deswegen war ich so erschrocken. Aber Gott sei Dank, Sie sind ja noch lebendig. Aber Sie müssen ja durch und durch naß sein.

BECKMANN: Bin ich auch. Naß und kalt wie eine richtige Leiche.

MADCHEN: Dann stehen Sie doch endlich auf. Oder haben Sie sich verletzt?

BECKMANN: Das auch. Mir haben sie die Kniescheibe gestohlen. In Rußland. Und nun muß ich mit einem steifen Bein durch das Leben hinken. Und ich denke immer, es geht rückwärts statt vorwärts. Von Hochkommen kann gar keine Rede sein.

MADCHEN: Dann kommen Sie doch. Ich helfe Ihnen. Sonst werden Sie ja langsam zum Fisch.

BECKMANN: Wenn Sie meinen, daß es nicht wieder rückwärts geht, dann können wir es ja mal versuchen. So. Danke.

MADCHEN: Sehen Sie, jetzt geht es sogar aufwärts. Aber Sie sind ja naß und eiskalt. Wenn ich nicht vorbeigekommen wäre, wären Sie sicher bald ein Fisch geworden. Stumm sind Sie ja auch beinahe. Darf ich Ihnen etwas sagen? Ich wohne hier gleich. Und ich habe trockenes Zeug im Hause. Kommen Sie mit? Ja? Oder sind Sie zu stolz, sich von mir trockenlegen zu lassen? Sie halber Fisch. Sie stummer nasser Fisch, Sie!

BECKMANN: Sie wollen mich mitnehmen?

MÄDCHEN: Ja, wenn Sie wollen. Aber nur weil Sie naß sind. Hoffentlich sind Sie sehr häßlich und bescheiden, damit ich es nicht bereuen muß, daß ich Sie mitnehme. Ich nehme Sie nur mit, weil Sie so naß und kalt sind, verstanden! Und weil –

BECKMANN: Weil? Was für ein Weil? Nein, nur weil ich naß und kalt bin. Sonst gibt es kein Weil.

MÄDCHEN: Doch. Gibt es doch. Weil Sie so eine hoffnungslos traurige Stimme haben. So grau und vollkommen trostlos. Ach, Unsinn ist das, wie? Kommen Sie, Sie alter stummer nasser Fisch.

BECKMANN: Halt! Sie laufen mir ja weg. Mein Bein kommt nicht mit. Langsam.

MÄDCHEN: Ach ja. Also: dann langsam. Wie zwei uralte steinalte naßkalte Fische.

DER ANDERE: Weg sind sie. So sind sie, die Zweibeiner. Ganz sonderbare Leute sind das hier auf der Welt. Erst lassen sie sich ins Wasser fallen und sind ganz wild auf das Sterben versessen. Aber dann kommt zufällig so ein anderer Zweibeiner im Dunkeln vorbei, so einer mit Rock, mit einem Busen und langen Locken. Und dann ist das Leben plötzlich wieder ganz herrlich und süß. Dann will kein Mensch mehr sterben. Dann wollen sie nie tot sein. Wegen so ein paar Locken, wegen so einer weißen Haut und ein bißchen Frauengeruch. Dann stehen sie wieder vom Sterbebett auf und sind gesund wie zehntausend Hirsche im Februar. Dann werden selbst die halben Wasserleichen noch wieder lebendig, die es eigentlich doch überhaupt nicht mehr aushalten konnten auf dieser verdammten öden elenden Erdkugel. Die Wasserleichen werden wieder mobil – alles wegen so ein paar Augen, wegen so einem bißchen weichen warmen Mitleid und so kleinen Händen und wegen einem schlanken Hals. Sogar die Wasserleichen, diese zweibeinigen, diese ganz sonderbaren Leute hier auf der Welt –

### Heinrich Böll

\* 21. Dezember 1917 Köln † 16. Juli 1985 Langenbroich

Autor von Romanen und Erzählungen, Essayist und Publizist, den großes gesellschaftliches Engagement und eine humane christliche Gesinnung auszeichneten; Besuch eines Gymnasiums, danach (abgebrochene) Lehre als Buchhändler; im Sommer 1939 Beginn des Studiums der Germanistik und der klassischen Philologie, im Winter 1939 zum Kriegsdienst eingezogen (Frankreich, Sowjetunion, Rumänien, Ungarn und Deutschland); 1945 amerikanische Kriegsgefangenschaft, danach Wiederaufnahme des Germanistikstudiums und Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit; 1971–1974 Präsident des Internationalen PEN-Clubs; 1972 Nobelpreis für Literatur. Hauptwerke: *Der Zug war pünktlich* (1949); *Wanderer kommst du nach Spa...* (1950); *Wo warst du, Adam* (1951); *Haus ohne Hüter* (1954); *Das Brot der frühen Jahre* (1955); *Irishes Tagebuch* (1957); *Billard um halb zehn* (1959); *Ansichten eines Clowns* (1963); *Gruppenbild mit Dame* (1971); *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* (1974); *Frauen vor Flusslandschaft* (1985).

## DER ZUG WAR PÜNKTLICH

Als sie unten durch die dunkle Unterführung schritten, hörten sie den Zug oben auf den Bahnsteig rollen, und die sonore Stimme im Lautsprecher sagte ganz sanft: »Fronturlauberzug von Paris nach Przemysl über...«

Dann hatten sie die Treppe zum Bahnsteig erstiegen und blieben vor irgendeinem Abteil stehen, dem Urlauber mit freudigen Gesichtern entstiegen, vollbepackt mit riesigen Paketen. Der Bahnsteig leerte sich schnell, es war wie immer. Irgendwo an Fenstern standen Mädchen oder Frauen oder ein sehr schweisgsamer, verbissener Vater... und die sonore Stimme sagte, daß man sich beeilen solle. Der Zug war pünktlich.

»Warum steigst du nicht ein?« fragte der Kaplan ängstlich den Soldaten.

»Wie?« fragte der Soldat erstaunt, »ich kann mich ja unter die Räder schmeißen wollen... ich kann ja fahnenflüchtig werden... wie? Was willst du?... Ich kann ja, kann ja verrückt werden... wie es, mein gutes Recht ist: es ist mein gutes Recht, verrückt zu werden. Ich will nicht sterben, das ist das Furchtbare, daß ich nicht sterben will.« Er sprach ganz kalt, als flössen seine Worte wie Eis von den Lippen. »Sei still! Ich steig schon ein, irgendwo ist immer Platz... ja... ja, sei nicht böse, bete für mich!« Er nahm das Gepäck, stieg irgendwo in eine offene Tür, drehte von innen das Fenster herunter und beugte sich noch einmal hinaus, während über ihm die sonore Stimme wie eine Wolke von Schleim schwebte: »Der Zug fährt ab...«

»Ich will nicht sterben«, schrie er, »ich will nicht sterben, aber das Schreckliche ist, daß ich sterben werde... bald!« Immer mehr entfernte sich die schwarze Gestalt auf diesem kalten grauen Bahnsteig... immer mehr, bis der Bahnhof in der Nacht verschwunden war.

Manches Wort, das scheinbar gleichgültig ausgesprochen wird, gewinnt plötzlich etwas Kabbalistisches. Es wird schwer und seltsam schnell, eilt dem Sprechenden voraus, bestimmt, irgendwo im ungewissen Bezirk der Zukunft eine Kammer aufzureißen, kommt auf ihn zurück mit der erschreckenden Zielsicherheit eines Bumerangs. Aus dem leichtfertigen Geplätscher unbedachter Rede, meist jenen furchtbar schweren und matten Worten beim Abschied an Zügen, die in den Tod führen, fällt es wie eine bleierne Welle zurück auf den Sprechenden, der plötzlich die erschreckende und zugleich berauschende Gewalt alles Schicksalhaften kennen lernt. Den Liebenden und den Soldaten, den Todgeweihten und denen, die von der kosmischen Gewalt des Lebens erfüllt sind, wird manchmal unversehens diese Kraft gegeben, mit einer plötzlichen Erleuchtung werden sie beschenkt und belastet... und das Wort sinkt, sinkt in sie hinein.

Während Andreas sich langsam zurücktastete in das Innere des Waggons, fiel das Wort *bald* in ihn hinein wie ein Geschoß, schmerzlos und fast unmerklich durch Fleisch, Gewebe, Zellen, Nerven dringend, bis es endlich irgendwo widerhakte, aufplatzte, eine wilde Wunde riß und Blut verströmen machte... Leben... Schmerz...

Bald, dachte er, und er spürte, wie er bleich wurde. Dabei vollführte er das Gewohnte, fast ohne es zu wissen. Er zündete ein Streichholz an, beleuchtete die Haufen liegender, hockender und schlafender Soldaten, die über, unter und auf ihren Gepäckstücken herumlagen. Der Geruch von kaltem Tabakqualm war mit dem Geruch von kaltem Schweiß und jenem seltsam staubigen Dreck vermischt, der allen Ansammlungen von Soldaten anhaftet. Die Flamme des erlöschenden Hölzchens zischte noch einmal hell auf, und er entdeckte in diesem letzten Schein, dort, wo der Gang schmaler wurde, einen kleinen freien Platz, dem er nun vorsichtig zustrebte. Er hatte sein Bündel unter den Arm geklemmt, die Mütze in der Hand.

Bald, dachte er, und der Schrecken saß tief, tief. Schrecken und völlige Gewißheit. Nie mehr, dachte er, nie mehr werde ich diesen Bahnhof sehen, nie mehr dieses Gesicht meines Freundes, den ich bis zum letzten Augenblick beschimpft habe... nie mehr... Bald! Er hatte den Platz erreicht, legte vorsichtig, um die ringsum Schlafenden nicht zu wecken, seine Tasche auf den Boden, setzte sich darauf, so, daß er mit dem Rücken gegen

eine Abteiltür lehnen konnte; dann versuchte er, seine Beine möglichst bequem unterzubringen; er streckte das linke am Gesicht eines Schlafenden vorbei vorsichtig aus und legte das rechte quer über ein Gepäckstück, das den Rücken eines anderen Schlafenden verdeckte. In dem Abteil in seinem Rücken flammte ein Streichholz auf, und jemand begann stumm im Dunkeln zu rauchen. Er konnte, wenn er sich ein wenig zur Seite wandte, den glühenden Punkt der Zigarette sehen, und manchmal, wenn der Fremde zog, breitete sich die Glut über ein unbekanntes Soldatengesicht, grau und müde, mit bitteren Falten schrecklicher Nüchternheit.

Bald, dachte er. Das Rattern des Zuges, alles wie sonst. Der Geruch. Der Wunsch zu rauchen, unbedingt zu rauchen. Nur nicht schlafen! Am Fenster zogen die finsternen Silhouetten der Stadt vorüber. Irgendwo in der Ferne waren Scheinwerfer suchend am Himmel, wie lange Leichenfinger, die den blauen Mantel der Nacht teilten... fern auch Schießen von Abwehrkanonen... und diese lichtlosen, stummen, finsternen Häuser. Wann wird dieses Bald sein? Das Blut floß aus seinem Herzen, floß zurück ins Herz, kreiste, kreiste, das Leben kreiste, und dieser Pulsschlag sagte nichts anderes mehr als: Bald!... Er konnte nicht mehr sagen, nicht einmal mehr denken: »Ich will nicht sterben.« Sooft er den Satz bilden wollte, fiel ihm ein: Ich werde sterben... bald...

Hinter ihm tauchte nun ein zweites graues Gesicht im Schein einer Zigarette auf, und er hörte ein sanftes, sehr müdes Murmeln. Die beiden Unbekannten unterhielten sich.

»Dresden«, sagte die eine Stimme.

»Dortmund«, die andere.

Das Murmeln ging weiter und wurde lebhafter. Dann fluchte eine Stimme, und das Murmeln wurde wieder leise; es erlosch, und es war wieder nur eine Zigarette hinter ihm. Es war die zweite Zigarette, und auch diese erlosch wieder, und es war wieder dieses graue Dunkel hinter ihm und neben ihm, und vor ihm die schwarze Nacht mit den unzähligen Häusern, die alle stumm waren, alle schwarz. Nur in der Ferne immer noch diese ganz leisen, unheimlich langen Leichenfinger der Scheinwerfer, die den Himmel abtasteten. Es dünkte ihn, als müßten die Gesichter, die zu diesen Fingern gehörten, grinsen, unheimlich grinsen, zynisch grinsen wie die Gesichter von Wucherern und Betrügern. »Wir kriegen dich«, sagten die schmalen, großen Münder, die zu diesen Fingern gehörten. »Wir kriegen dich, wir tasten die ganze Nacht durch.« Vielleicht suchten sie eine Wanze, eine winzige Wanze im Mantel der Nacht, diese Finger, und sie werden die Wanze finden...

Bald. Bald. Bald. Bald. Wann ist bald? Welch ein furchtbares Wort: Bald. Bald kann in einer Sekunde sein, bald kann in einem Jahr sein. Bald ist ein furchtbares Wort. Dieses Bald drückt die Zukunft zusammen, es macht sie klein, und es gibt nichts Gewisses, gar nichts Gewisses, es ist die absolute Unsicherheit. Bald ist nichts und bald ist vieles. Bald ist alles. Bald ist der Tod...

Bald bin ich tot. Ich werde sterben, bald. Du hast es selbst gesagt, und jemand in dir und jemand außerhalb von dir hat es dir gesagt, daß dieses Bald erfüllt werden wird. Jedenfalls wird dieses Bald im Kriege sein. Das ist etwas Gewisses, wenigstens etwas Festes. Wie lange wird noch Krieg sein?

Es kann noch ein Jahr dauern, ehe im Osten alles endgültig zusammenbricht, und wenn die Amerikaner im Westen nicht angreifen und die Engländer, dann dauert es noch zwei Jahre, ehe die Russen am Atlantik sind. Aber sie werden angreifen. Aber alles zusammen wird es allermindestens noch ein Jahr dauern, vor Ende 1944 wird der Krieg nicht aus sein. Zu gehorsam, zu feige, zu brav ist dieser ganze Apparat aufgebaut. Die Frist ist also zwischen einer Sekunde und einem Jahr. Wie viele Sekunden hat ein Jahr?

Bald werde ich sterben, im Kriege noch. Ich werde keinen Frieden mehr kennen lernen. Keinen Frieden. Nichts wird es mehr geben, keine Musik... keine Blumen... keine Gedichte... keine menschliche Freude mehr; bald werde ich sterben...

Dieses Bald ist wie ein Donnerschlag. Dieses kleine Wort ist wie der Funke, der das Gewitter entzündet, und plötzlich ist für eine Tausendstelsekunde die ganze Welt hell unter diesem Wort.

Der Geruch der Leiber ist wie immer. Der Geruch von Dreck und Staub und Stiefelwichse. Seltsam, wo Soldaten sind, ist Dreck... Die Leichenfinger haben die Wanze...

Er zündete eine neue Zigarette an. Ich will mir die Zukunft vorstellen, denkt er. Vielleicht ist es eine Täuschung, dieses Bald, vielleicht bin ich übermüdet, überreizt, und lasse mich erschrecken. Er versucht, sich vorzustellen, was er tun wird, wenn kein Krieg mehr ist... er wird... er wird... aber da ist eine Wand, über die er nicht weg kann, eine ganz schwarze Wand. Er kann sich nichts vorstellen. Gewiß, er kann sich zwingen, den Satz zu Ende zu denken: ich werde studieren... ich werde irgendwo ein Zimmer haben... mit Büchern... Zigaretten... werde studieren... Musik... Gedichte... Blumen. Aber auch, wenn er sich zwingt, den Satz zu Ende zu denken, er weiß, daß das nicht sein wird. Alles das wird nicht sein. Das sind keine Träume, das sind ganz blasse Gedanken, die kein Gewicht haben, kein Blut, keinerlei menschliche Substanz. Die Zukunft hat kein Gesicht mehr, sie ist irgendwo abgeschnitten, und je mehr er daran denkt, um so mehr fällt ihm ein, wie nahe er diesem Bald ist. Bald werde ich sterben, das ist eine Gewißheit, die zwischen einem Jahr und einer Sekunde liegt. Es gibt keine Träume mehr...

Bald. Vielleicht zwei Monate. Er versucht, es sich zeitlich vorzustellen, und will feststellen, ob die Wand vor den nächsten zwei Monaten steht, diese Wand, die er nicht mehr überschreiten wird. Zwei Monate, das ist Ende November. Aber es gelingt ihm nicht, es zeitlich zu fassen. Zwei Monate, das ist eine Vorstellung, die keine Kraft hat. Er könnte ebensogut sagen: drei Monate oder vier Monate oder sechs, diese Vorstellung erweckt kein Echo. Er denkt: Januar. Aber da ist nirgendwo die Wand. Eine seltsame, unruhige Hoffnung wird wach! Mai, denkt er mit einem plötzlichen Sprung. Nichts. Die Wand schweigt. Nirgendwo ist die Wand. Es ist nichts. Dieses Bald... dieses Bald ist nur ein schrecklicher Spuk... er denkt: November! Nichts! Eine wilde, schreckliche Freude wird lebendig. Januar! Schon der nächste Januar, anderthalb Jahre! Anderthalb Jahre Leben! Nichts! Keine Wand! Er seufzt glücklich auf und denkt weiter, und nun rennen die Gedanken über die Zeit hinweg wie über leichte, ganz niedrige Hürden. Januar, Mai, Dezember! Nichts! Und plötzlich spürt er, daß er im Leeren tastet. Es ist kein zeitlicher Begriff, wo die Wand errichtet ist. Die Zeit ist belanglos. Es gibt keine Zeit mehr. Und doch ist die Hoffnung noch da. Er hat so schön die Monate übersprungen. Jahre...

Bald werde ich sterben, und es ist ihm wie einem Schwimmer, der sich nahe dem Ufer weiß und plötzlich von einer schweren Sturzwelle zurückgeschleudert wird in die Flut. Bald! Da ist die Wand, hinter der er nicht mehr sein wird, nicht mehr auf der Erde sein wird.

Krakau, denkt er plötzlich, und nun stockt sein Herz, als habe sich die Vene geknotet und lasse nichts mehr durch. Er ist auf der Spur! Krakau! Nichts! Er geht weiter vor. Przemyśl! Nichts! Lemberg! Nichts! Dann versucht er zu rasen: Czernowitz, Jassy, Kischinew, Nikopol! Aber beim letzten Wort spürt er schon, daß das nichts als Schaum ist, Schaum, wie eben der Gedanke: ich werde studieren. Nie mehr, nie mehr wird er Nikopol sehen! Zurück. Jassy! Nein, auch Jassy wird er nicht mehr sehen. Czernowitz wird er nicht mehr sehen. Lemberg! Er wird Lemberg noch sehen, er wird noch lebend nach Lemberg kom-



men! Ich bin irrsinnig, denkt er, ich bin wahnsinnig, ich müßte ja zwischen Lemberg und Czernowitz sterben! Welch ein Wahnsinn... er dreht die Gedanken gewaltsam ab und beginnt wieder zu rauchen und ins Gesicht der Nacht zu starren. Ich bin hysterisch, ich bin verrückt, ich habe zuviel geraucht, nächtelang, tagelang geredet, geredet, nicht geschlafen, nicht gegessen, nur geraucht, da soll ein Mensch nicht überschnappen...

## WO WARST DU, ADAM?

### VIII

Frau Susan beobachtete den Krieg jetzt schon drei Jahre. Damals waren zuerst deutsche Soldaten und Militärautos gekommen, auch Reiterei – sie zogen über die Brücke in diesem staubigen Herbst und bewegten sich auf die Pässe zu, die ins Polnische führten. Das hatte richtig nach Krieg ausgesehen, schmutzige Soldaten, müde Offiziere auf Pferden und Motorrädern, die hin und her fuhren, einen ganzen Nachmittag lang Krieg, mit gewissen Pausen: fast ein schönes Bild – und die Soldaten waren über die Brücke marschiert, die Autos ihnen vorangefahren, hinterdrein und vorneweg die Motorräder, und Frau Susan hatte sie nie mehr wiedergesehen.

Danach war es wieder ruhiger geworden: nur hin und wieder kam ein deutscher Militärlastwagen, der über die Brücke fuhr, drüben in den Wäldern verschwand, und dessen Motorengeräusch sie noch lange hörte in der Stille, wenn er drüben den Berg hinauffuhr, mühsam fauchend, ächzend, mit gewissen Pausen dazwischen – eine lange Zeit –, bis er über dem Kamm verschwunden zu sein schien. Sie dachte daran, daß die Autos an ihrem Heimatdorf vorbeifuhren, dort oben, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte, den Sommer auf den Weideplätzen und den Winter am Spinnrocken – sehr hoch oben, ganz allein im Sommer auf diesen mageren felsigen Wiesen. Sie hatte sich oft stundenlang über den Grat gebeugt, um zu sehen, ob sich etwas die Straße hinauf- oder hinabbewege. Aber damals hatte es hier noch keine Autos gegeben, nur selten kam ein Fuhrwerk, meistens waren es Zigeuner oder Juden, die ins Polnische hinübermachten. Sehr viel später erst, als sie schon lange weg war, war die Eisenbahn gelegt worden, die über die Brücke bei Szarny fuhr und genau durch das Tal lief, in das sie früher von den Weideplätzen hinuntergesehen hatte. Sie war lange nicht mehr oben gewesen, fast zehn Jahre, und sie horchte den Autos nach, solange sie sie hören konnte – und sie hörte sie noch, wenn sie über den Kamm schon weg waren und auf der Straße oben fuhren, in die jetzt vielleicht die Jungen ihres Neffen von oben hinuntersahen auf die Militärautos der Deutschen, die sich mühsam bewegten. Aber es kamen nur selten Autos. Der Lastwagen kam regelmäßig alle zwei Monate, und zwischendurch kamen wenige, manchmal eins mit Soldaten drauf, die bei ihr hielten und Bier tranken, bevor sie ins Gebirge hinauf mußten, und abends kam dann das Auto mit den anderen Soldaten herunter, die bei ihr hielten und Bier tranken, bevor sie in die Ebene hinausfuhren. Aber es waren nicht viele Soldaten dort oben, der Lastwagen kam nur dreimal im ganzen, denn ein halbes Jahr, nachdem der Krieg an ihr vorbei ins Gebirge gezogen war, wurde die Brücke gesprengt, die kurz hinter ihrem Haus über den Fluß führte. Es geschah nachts, und sie würde diesen Krach nie vergessen und den Schrei, den sie selbst ausstieß, das Rufen der Nachbarn von drüben und das anhaltende Geschrei ihrer Tochter Maria, die damals achtundzwanzig war und immer seltsamer wurde. Die Fensterscheiben waren zerbrochen, die Kühe im Stall brüllten, und der Hund bellte die ganze Nacht hindurch, und als es Tag wurde, sahen sie es: die Brücke

war weg, die Betonpfeiler standen noch da, Gehsteig, Fahrbahn und Geländer waren sauber weggesprengt, und das rostige Eisenwerk lag unten im Fluß und ragte an einigen Stellen heraus. Noch am Morgen kam ein deutscher Offizier mit fünf Soldaten, die ganz Berczaba durchsuchten, zuerst ihr Haus, alle Zimmer, die Ställe und sogar bei ihrer Tochter Maria im Bett nachsahen, die seit dem Krach in der Nacht jammernd in ihrem Zimmer lag. Auch bei Temanns drüben sahen sie nach; jedes Zimmer, jeder Ballen Heu und Stroh in der Scheune, und sogar Brachys Haus wurde durchsucht, obwohl es schon seit drei Jahren unbewohnt war und langsam verfiel. Brachys waren nach Preßburg gegangen, arbeiteten dort, und bisher hatte keiner sich eingefunden, der das Haus und den Acker kaufen wollte.

Die Deutschen waren sehr wütend gewesen, aber sie hatten nichts und niemand gefunden, und sie hatten sich den Kahn aus ihrem Schuppen geholt und waren über den Fluß nach Tzenkoschik gefahren, dem kleinen Dorf, das dort lag, wo die Steigung der Straße anfangt: man sah den Kirchturm hinter den Wäldern von ihrem Dachfenster aus. Aber auch in Tzenkoschik hatten sie nichts gefunden und niemand, auch nicht in Tesarzy – freilich wußten sie vielleicht nicht, daß die beiden Swortschiks-Jungen verschwunden waren, seitdem die Brücke gesprengt worden war.

Sie fand es lächerlich, die Brücke zu sprengen: nur alle zwei Monate ungefähr fuhr das deutsche Lastauto hinüber und zwischendurch sehr selten einmal ein Auto mit Soldaten, und die Brücke diente nur den Bauern, die drüben Weiden hatten und Wald. Es machte den Deutschen bestimmt nichts aus, alle zwei Monate einen Umweg von einer halben Stunde zu machen bis Szarny, nur fünf Kilometer weit, wo die Eisenbahnbrücke über den Fluß führte.

Erst nach ein paar Tagen begriff sie, was es für sie bedeutete, daß die Brücke zerstört war. Zuerst war eine Menge Neugieriger gekommen, die bei ihr Schnaps tranken und Bier und alles erzählt haben wollten, aber dann wurde es still in Berczaba, sehr still, die Bauern und Knechte kamen nicht mehr, die drüben in den Wald oder auf die Weiden mußten, auch die Leute nicht, die sonntags nach Tzenkoschik fuhren, die Paare, die in die Wälder gingen, und auch nicht mehr die Soldaten, und das einzige, was sie in vierzehn Tagen verkaufte, war ein Bier an Temann drüben, diesen Geizkraken, der seinen Schnaps selbst brannte. Es war sehr betrüblich, daran zu denken, daß sie in Zukunft nur alle vierzehn Tage ein Glas Bier an den geizigen Temann verkaufen sollte. Jedermann wußte ja, wie geizig er war.

Aber diese sehr stille Zeit dauerte nur drei Wochen. Eines Tages kam ein graues, kleines, sehr flinkes deutsches Militärauto mit drei Offizieren, die die zerstörte Brücke besichtigten, eine halbe Stunde am Ufer auf und ab marschierten, mit dem Fernglas in der Hand, in die Gegend guckten, zuerst bei Temanns, dann bei ihr aufs Dach stiegen, von oben mit dem Fernglas in die Gegend guckten und dann wegfuhr, ohne auch nur einen Schnaps bei ihr getrunken zu haben.

Und zwei Tage darauf bewegte sich eine langsame Staubwolke von Tesarzy auf Berczaba zu – es waren müde Soldaten, sieben und ein Feldwebel, die ihr klarzumachen versuchten, daß sie bei ihr wohnen, schlafen und essen sollten. Zuerst bekam sie einen Schreck, aber dann begriff sie, wie gut es für sie war, und sie lief schnell zu Maria hinauf, die immer noch im Bett lag.

Die Soldaten schienen Zeit zu haben, sie warteten geduldig, ältere Männer, die ihre Pfeifen stopften, Bier tranken, ihr Gepäck ablegten und es sich bequem machten. Sie warteten geduldig, bis sie oben drei kleine Kammern ausgeräumt hatte: die Knechtskammer,

die schon drei Jahre leer stand, weil sie keinen Knecht mehr bezahlen konnte; das Zimmerchen, von dem ihr Mann einmal gesagt hatte, es sei für Besuch oder Gäste, aber es war nie Besuch und nie waren Gäste gekommen, und ihr Eheschlafzimmer. Sie selbst zog zu Maria ins Zimmer. Später, als sie herunterkam, fing der Feldwebel an, ihr zu erklären, daß die Gemeinde ihr das bezahlen mußte, eine ganze Menge Kronen, und daß sie auch gegen Bezahlung für die Soldaten kochen sollte.

Die Soldaten waren die besten Kunden, die sie je gehabt hatte: diese acht verzehrten mehr im Monat als alle Leute zusammen, die einzeln über die Brücke gegangen waren. Die Soldaten schienen viel Geld und sehr viel Zeit zu haben. Was sie zu tun hatten, fand sie lächerlich, zwei hatten immer zusammen einen bestimmten Weg abzugehen – am Ufer vorbei, dann mit dem Kahn rüber, wieder zurück, ein anderes Stück am Ufer vorbei –, sie wurden alle zwei Stunden abgelöst; und auf dem Dach saß einer, der mit dem Fernglas in der Gegend herumguckte und alle drei Stunden abgelöst wurde. Sie machten es sich da oben auf dem Dach bequem, erweiterten das Dachfenster, indem sie ein paar Ziegel herausnahmen, legten nachts eine Blechplatte drüber, und da saßen sie nun den ganzen Tag auf einem alten Sessel mit Kissen drauf, der auf einem Tisch stand. Dort saß nun einer von ihnen den ganzen Tag und guckte ins Gebirge hinauf, in den Wald, auf das Ufer, manchmal auch zurück nach Tesarzy, und die anderen lungerten herum und langweilten sich. Sie war entsetzt, als sie erfuhr, wieviel Geld die Soldaten dafür bekamen, und auch ihre Familien zu Hause bekamen noch Geld. Einer von ihnen war Lehrer, der rechnete ihr genau vor, wieviel seine Frau bekam, aber es war so viel, daß sie es nicht glaubte. Es war zu viel, was diese Lehrersfrau dafür bekam, daß ihr Mann hier herumhockte, Gulasch, Gemüse, Kartoffeln aß, Kaffee trank und Brot mit Wurst aß – sogar Tabak bekamen sie jeden Tag –, und wenn er nicht aß, hockte er in ihrer Gaststube herum, trank ganz langsam sein Bier und las, las ständig, er schien einen ganzen Tornister voll Bücher zu haben, und wenn er nicht aß oder las, hockte er oben mit dem Fernglas auf dem Dach, vollkommen sinnlos, und starrte die Wälder und Wiesen an oder beobachtete die Bauern auf dem Felde. Dieser Soldat war sehr freundlich zu ihr, er hieß Becker, aber sie mochte ihn nicht, weil er nur las, nichts tat als Bier trinken und lesen und herumhocken.

[...]

Feinhals kam nach Berczaba zwei Tage bevor mit dem Aufbau der Brücke begonnen wurde. Das Nest bestand aus einer Kneipe und zwei Häusern, von denen eins verlassen und halbverfallen war, und als er mit den anderen ausstieg, war alles ringsum eingehüllt von dem bitteren Rauch der Kartoffelfeuer, die auf den Feldern schwelten. Es war still und friedlich, und nirgendwo schien Krieg zu sein...

Erst bei der Rückfahrt im roten Möbelwagen hatte sich herausgestellt, daß er einen Splitter im Bein hatte, einen Glassplitter, wie sich nach der Operation zeigte, ein winziges Stück von einer Tokaierflasche, und es hatte eine merkwürdige peinliche Verhandlung gegeben, weil er das silberne Verwundetenabzeichen hätte beanspruchen können, der Chefarzt aber für Glassplitter keine Verwundetenabzeichen verlieh und der Verdacht der Selbstverstümmelung einige Tage auf ihm ruhte, bis Leutnant Brecht, den er als Zeugen nannte, seinen Bericht geschickt hatte. Die Wunde heilte schnell, obwohl er viel Schnaps trank, und er wurde nach einem Monat an irgendeine Leitstelle geschickt, die ihn nach Berczaba verfrachtete. Er wartete unten in der Kneipe, bis das Zimmer frei war, das Gress für sie beide ausgesucht hatte. Er trank Wein, dachte an Ilona und hörte den Lärm des Aufbruchs im Haus: die alten Landser suchten in allen Ecken ihre Klamotten, die Wirtin

stand hinter der Theke und sah düster drein, eine ältere Frau, die hübsch aussah, immer noch hübsch, und im Flur drinnen weinte sehr laut und heftig eine andere Frau.

Dann hörte er die Frau noch heftiger schreien und weinen, und hörte, wie das Lastauto in das Nest zurückfuhr, aus dem sie gekommen waren. Gress kam und holte ihn in sein Zimmer hinauf. Das Zimmer war niedrig, mit stellenweise abgebröckeltem Putz und einer schwarzen Balkendecke, und es roch muffig; draußen war es schwül, und aus dem Fenster blickte man in einen Garten: eine Wiese mit alten Obstbäumen, am Rande Blumenbeete, Stallungen und hinten vor einem Schuppen ein aufgepflocktes Boot, dessen Farbe abgeblättert war. Es war still draußen. Links über die Hecke hinweg war die Brücke zu sehen, rostiges Gestänge ragte aus den Fluten heraus, und die Betonpfeiler waren mit Moos bewachsen. Das Fließchen schien vierzig oder fünfzig Meter breit zu sein.

Nun lag er mit Gress zusammen. Gestern auf der Leitstelle hatte er ihn kennengelernt und beschlossen, kein überflüssiges Wort mit ihm zu sprechen: Gress hatte vier Orden auf der Brust; und er erzählte gern, die ganze Zeit schon, von Polinnen, Rumäninnen, Französinen und Russinnen, die er offenbar alle mit gebrochenem Herzen hinterlassen hatte. Feinhals hatte keine Lust, ihm zuzuhören, es war ihm lästig und zugleich langweilig, auch peinlich, und Gress schien einer von denen zu sein, die glaubten, man würde ihnen zuhören, weil sie Orden auf der Brust hatten, mehr Orden als üblich.

Er, Feinhals, hatte nur einen Orden, einen einzigen, und er war zum Zuhören wie geschaffen, weil er nichts sagte, fast nie, und keinerlei Erklärungen verlangte. Er war froh, als er erfuhr, daß er mit Gress zusammen den Beobachtungsposten bestreiten sollte: auf diese Weise würde er tagsüber wenigstens von ihm befreit sein... Er legte sich sofort ins Bett, als Gress seinen Entschluß verkündete, einer Slowakin, irgendeiner, das Herz zu brechen.

Er war müde, und jeden Abend, wenn er sich irgendwo hinlegte, um zu schlafen, hoffte er, er würde von Ilona träumen, aber er träumte nie von ihr. Er beschwor jedes Wort herauf, das er mit ihr gesprochen hatte, dachte sehr intensiv an sie, aber wenn er eingeschlafen war, kam sie nicht. Oft schien ihm, bevor er einschlief, er brauche sich nur umzudrehen, um ihren Arm zu spüren, aber sie war nicht bei ihm, sie war sehr weit entfernt, und es war zwecklos, daß er sich herumdrehte. Er konnte sehr lange nicht schlafen, weil er sehr heftig an sie dachte und sich das Zimmer vorstellte, das bestimmt gewesen war, sie aufzunehmen – und wenn er einschlief, schlief er schlecht, und er wußte morgens nicht mehr, was er geträumt hatte. Von Ilona hatte er nicht geträumt.

Er betete auch abends im Bett und dachte an die Gespräche, die er mit ihr gehabt hatte an den Tagen, bevor sie weg mußten – sie war immer rot geworden, und es schien ihr peinlich zu sein, daß er bei ihr im Zimmer war, zwischen ausgestopften Tieren, Gesteinsproben, Landkarten und hygienischen Wandtafeln. Aber vielleicht war es ihr nur peinlich gewesen, von Religion zu sprechen, immer war sie glühend rot geworden, es schien ihr Pein zu verursachen, sich zu bekennen, und sie bekannte sich zu Glauben, Hoffnung und Liebe und war empört darüber, daß er sagte, er könne nicht in die Kirche gehen, weil die Gesichter und die Predigten der meisten Priester unerträglich seien. »Man muß beten, um Gott zu trösten«, hatte sie gesagt...

Er hätte niemals gedacht, daß sie sich würde küssen lassen, aber er hatte sie geküßt, sie ihn, und er wußte, sie wäre mit ihm gegangen in dieses Zimmer, das er jetzt oft vor sich sah: ein wenig schmutzig, mit der bläulichen Waschschüssel, in der abgestandenes Wasser war, einem breiten braunen Bett und dem Blick in einen verwahrlosten Obstgarten, in dem das Fallobst faulend unter den Bäumen lag. Er stellte sich immer vor, er läge mit ihr im Bett und spräche mit ihr, aber er träumte nie davon... Am anderen Morgen

hing der Dienst an. Er hockte in dem Sessel auf dem wackeligen Tisch, im dumpfen Speicher dieses Hauses, und blickte mit dem Fernglas zur Dachluke hinaus, ins Gebirge hinauf, in den Wald, suchte das Ufer ab und manchmal zurück in das Nest, aus dem sie mit dem Lastwagen gekommen waren: er konnte keinen Partisanen entdecken – aber vielleicht waren die Bauern auf den Feldern Partisanen, nur reichte das Fernglas nicht aus, das festzustellen. Es war so still, daß es ihn schmerzte, und er hatte das Gefühl, schon jahrelang hier zu hocken, und er hob das Glas, schraubte es zurecht und blickte über den Wald an der gelblichen Kirchturmspitze vorbei ins Gebirge. Die Luft war sehr klar, und er konnte sehr weit dort oben zwischen aufragenden Graten eine Ziegenherde sehen: die Tiere waren verstreut wie winzige, weiße hartumrandete Wölkchen, sehr weiß auf diesem grauen, mattgrünen Untergrund, und er spürte, daß er durch das Fernglas die Stille aufnahm, auch die Einsamkeit: die Tiere bewegten sich nur sehr langsam, sehr selten – als würden sie an knappen Schnüren gezogen. Mit dem Fernglas konnte er sie so sehen, wie er sie mit bloßen Augen auf drei oder vier Kilometer gesehen hätte, es kam ihm weit vor, unendlich weit, still und einsam, diese Tiere – den Hirten konnte er nicht sehen; er erschrak, als er das Glas absetzte und sie nicht mehr sah, keine Spur von ihnen, obwohl er scharf über die Kirchturmspitze hinweg auf den Berg blickte. Nicht einmal ihr Weiß war zu sehen, es mußte sehr weit sein, er nahm das Glas wieder hoch und blickte auf die weißen Ziegen, deren Einsamkeit er spürte – aber die Kommandos unten im Garten erschreckten ihn, er nahm das Glas herunter, blickte erst mit bloßen Augen in den Garten, sah dem Exerzieren zu. Leutnant Mück kommandierte selbst. Femhals nahm das Glas vor die Augen, schraubte die Gläser zurecht und sah Mück genau an; er kannte Mück erst zwei Tage, aber er hatte schon gemerkt, daß Mück es ernst nahm, sein schmales, dunkles Profil war starr von tödlichem Ernst, die Hände auf dem Rücken bewegten sich nicht, und die Muskeln des mageren Halses zuckten. Mück sah schlecht aus, sein Gesicht hatte eine dumpfe, fast graue Farbe, die Lippen waren fahl und bewegten sich nur knapp, wenn sie »links um« sagten, »rechts um« und »kehrt«. Feinhals sah nur Mücks Profil jetzt, diese tödlich ernste, unbewegliche Hälfte seines Gesichts, die Lippen, die sich kaum bewegten, das traurige linke Auge, das nicht auf die übenden Soldaten, sondern weit weg zu sehen schien, irgendwohin – vielleicht rückwärts. Dann sah er Gress an; sein Gesicht war gequollen, irgendwie verstört.

Als er mit bloßen Augen wieder hinunter sah in den Garten, in dem die Soldaten »linksum«, »rechtsum« und »kehrt« machten, auf dieser fetten, wunderbaren Wiese – sah er eine Frau, die Wäsche an einer Leine zwischen den Ställen aufhing. Es schien die Tochter zu sein, die gestern im Flur geweint und geschrien hatte. Sie sah ernst aus, fast düster, so düster, daß sie nicht hübsch, sondern schön war, ein schmales, sehr dunkles Gesicht mit zusammengekniffenem Mund. Sie warf keinen Blick auf die vier Soldaten und den Leutnant.

Als er am anderen Morgen wieder aufs Dach stieg, gegen acht, schien er schon Monate, fast Jahre dort zu sein. Die Stille und die Einsamkeit waren selbstverständlich: das sanfte Muhen der Kühe im Stall und der Geruch der Kartoffelfeuer, der immer noch in der Luft hing, einzelne Feuer schwelten noch, und als er die Gläser zurechtschraubte, sie in die Ferne richtete, genau über die Spitze des gelblichen Kirchturms hinweg, fing er nur Einsamkeit ein. Dort oben war es leer – eine graue, mattgrüne Fläche, in der die schwarzen Felsen standen... Mück war mit den vier Leuten ans Flußufer gegangen, um Anschläge zu üben. Seine kurzen, traurigen Kommandos klangen leise herüber, zu schwach, um die Stille zu stören – sie erhöhten sie fast; und unten im Haus sang die junge Frau in der

Küche ein schleppendes slowakisches Volkslied. Die Alte war mit dem Knecht aufs Feld gegangen, um Kartoffeln zu ernten. Auch drüben in dem anderen Bauernhaus war es still. Er suchte eine ganze Zeitlang das Gebirge ab, fand aber nichts als stumme, einsame Flächen, steile Felsen, nur rechts sah er aus den Wäldern den weißen Qualm der Eisenbahn, der sich schnell verflüchtigte – im Fernglas sah der Qualm aus wie Staub, der sich über die Baumkronen senkte; zu hören war nichts – nur Mücks kurze Kommandos am Flußufer und der traurige Gesang der jungen Frau aus dem Hause unten...

Dann kamen sie vom Flußufer zurück, und er hörte sie singen. Es war traurig, diese vier Mann singen zu hören, es war ein jämmerliches, zerrissenes, sehr dünnes Quartett, das ›Graue Kolonnen‹ sang. Auch hörte er, wie Mück »links zwei – links zwei« kommandierte, Mück schien verzweifelt gegen die Einsamkeit zu kämpfen, aber es war zwecklos. Die Stille war stärker als seine Kommandos, stärker als der Gesang.

Als sie unten vorm Haus hielten, hörte er das erste Auto, das aus dem Nest kam, in dem sie vorgestern abgefahren waren. Er erschrak und richtete das Fernglas auf die Straße: eine Staubwolke kam rasch näher, er erkannte das Fahrerhaus und etwas Großes, Schweres, das über dem Dach hinausragte...

»Was ist los?« riefen sie von der Straße her.

»Ein Auto«, sagte er und hielt das heranfahrende Auto im Fernglas fest, folgte ihm und hörte gleichzeitig, daß unten auch die junge Frau aus dem Haus gekommen war. Sie sprach mit den Soldaten und rief irgend etwas zu ihm hinauf. Er verstand sie nicht, aber er rief hinunter: »Der Fahrer ist Zivilist, daneben sitzt ein Brauner, scheint von der Partei zu sein, hinten auf dem Auto ist eine Betonmischmaschine!«

»Betonmischmaschine?« riefen sie hinauf.

»Ja!« sagte er.

Die unten sahen jetzt mit bloßen Augen das Führerhaus, den Mann in Braun, auch die Betonmischmaschine, und sie sahen, daß noch ein Auto vom Dorf her kam, eine kleinere Staubwolke, dann noch eins und noch eins, eine ganze Kolonne, die sich vom Dorf auf den Brückenrest zu bewegte. Als das erste Auto kurz vor der Auffahrt zur Brücke hielt, war das zweite schon so nahe, daß sie auch dort das Fahrerhaus und die Ladung erkennen konnten: es waren Barackenteile. Aber sie liefen jetzt alle an das erste Auto heran, auch Maria, nur der Leutnant nicht, als die Wagentür sich öffnete und ein Mann in Braun heraussprang. Der Mann hatte keine Mütze auf, war braun gebrannt und hatte ein sympathisches, offenes Gesicht. »Heil Hitler, Jungens«, rief er, »ist das hier Berczaba?«

»Ja«, sagten die Soldaten. Sie nahmen zögernd ihre Hände aus den Taschen. Der Mann hatte Majorsschulterstücke auf der braunen Bluse. Sie wußten nicht, wie sie ihn anreden sollten.

Er rief ins Führerhaus: »Wir sind da, stell den Motor ab!« Dann blickte er über die Soldaten hinweg auf den Leutnant, wartete einen Augenblick, ging dann einige Schritte näher. Auch der Leutnant kam einige Schritte näher, dann blieb der Mann stehen und wartete, und Leutnant Mück kam ganz schnell die übrigen Schritte heran, bis er vor dem Mann in Braun stand. Mück nahm erst die Hand an die Mütze, dann hoch zum Heil und sagte: »Mück!« – und der Mann in Uniform hob auch die Hand hoch, reichte sie dann Mück, drückte sie und sagte: »Deussen – Bauführer – wir sollen die Brücke hier aufbauen.«

Der Leutnant sah die Soldaten an, die Soldaten sahen Maria an, Maria lief ins Haus, und Deussen sprang munter davon und dirigierte die ankommenden Wagen.

Deussen nahm alles sehr bestimmt, sehr energisch, aber mit einer gewissen Liebenswürdigkeit vor. Er ließ sich die Küche von Frau Susan zeigen, lächelte, schürzte die Lip-

pen, sagte nichts, ging hinüber in das verlassene Haus, besichtigte es sehr eingehend, und als er herauskam, lächelte er, und kurz darauf fuhren zwei Wagen, die Barackenteile geladen hatten, in Richtung Tesarzy zurück. Er selbst nahm Quartier bei Temanns, lag kurz darauf rauchend im Fenster und beobachtete, wie die Wagen abgeladen wurden. Bei den Wagen war noch ein junger Mann in Braun, der Feldwebelachselklappen trug. Deussen rief ihm manchmal vom Fenster aus etwas zu. Inzwischen waren alle Wagen angekommen, insgesamt zehn, und es wimmelte von Arbeitern, Eisenträgern, Balken, Zementsäcken, und eine Stunde später kam von Szarny herunter auf dem Fluß ein kleines Motorboot. Aus dem Boot stiegen ein dritter Mann in Braun und zwei hübsche, braungebrannte Slowakinnen, die von den Arbeitern lachend begrüßt wurden.

Feinhals sah allem sehr genau zu. Zuerst wurde der große Küchenofen in das verfallene Haus gebracht, dann wurde weiter abgeladen: fertige Geländerteile, Nieten, Schrauben, geteerte Balken, Peilgeräte und Küchenvorräte. Um elf waren die Slowakinnen schon beim Kartoffelschälen, und um zwölf waren alle Materialien schon abgeladen, sogar eine Baracke für den Zement war aufgestellt, und aus dem Dorf kamen noch drei Lastwagen, die Kies vorn an die Brückenrampe schütteten. Als er zum Essen hinunterging, von Gress abgelöst, sah er, daß über der Wirtsstube ein Schild genagelt war, auf dem »Kantine« stand.

Auch in den folgenden Tagen beobachtete er den Bau sehr genau und war erstaunt, mit welcher Präzision alles geplant schien: keine Arbeit wurde überflüssig gemacht, kein Material lag weiter von der Stelle entfernt, wo es gebraucht wurde, als nötig war. Feinhals hatte viele Bauplätze im Leben betreten, er selbst hatte manchen Bau geleitet, aber er war erstaunt, wie sauber und flink hier gearbeitet wurde. Schon nach drei Tagen waren die Brückenpfeiler sorgfältig mit Beton ausplombiert, und während am letzten Pfeiler noch gegossen wurde, fingen sie am ersten schon an, das schwere Eisenträgergerüst zu montieren. Am vierten Tage war schon ein Laufsteg über die Brücke fertig, und nach einer Woche sah er, wie auf der anderen Seite des Flusses Lastwagen mit Brückenteilen anfahren, schwere Wagen, die Deussen gleichzeitig als Rampe und Basis für die Montage des letzten Gerüstteiles benutzte. Seit der Laufsteg fertig war, ging alles schneller, und Feinhals sah nur selten noch in die Berge hinauf oder in den Wald. Er betrachtete den Brückenbau sehr genau, und auch wenn er mitexerzieren mußte, sah er meistens den Arbeitern zu: er liebte diese Arbeit.

Abends, wenn es dämmerte und der Beobachtungsposten eingezogen wurde, saß er unten im Garten und hörte dem Balalaikaspiel eines jungen Russen zu, der Stalin hieß, Stalin Gadlenko. Drinnen in der Kneipe wurde gesungen, getrunken, auch getanzt, obwohl das Tanzen verboten war, aber Deussen schien das alles nicht zu sehen. Er war sehr gut gelaunt: er hatte vierzehn Tage Frist, um die Brücke zu bauen, und wenn es so weiterging, war er schon in zwölf Tagen fertig. Er sparte eine Menge Benzin, weil er alles für die Küche bei Temann und Frau Susan kaufen konnte, ohne einen Lkw in die Gegend zu schicken, und er sorgte dafür, daß die Arbeiter zu rauchen hatten, gut zu essen bekamen und sich wohl fühlten, er wußte, daß das besser war, als auf einer Macht zu bestehen, die zwar Angst einflößte, aber im Grunde genommen die Arbeit hemmte. Er hatte schon eine Menge Brücken gebaut – Brücken, die fast alle inzwischen schon wieder gesprengt worden waren, aber eine Zeitlang hatten sie doch Dienst getan, und noch niemals war er mit seinen Terminen in Schwierigkeiten gekommen.

Frau Susan freute sich: die Brücke würde wieder dasein, sie würde noch dasein, auch wenn kein Krieg mehr war, und wenn sie stand, würden die Soldaten wohl bleiben und

auch die Leute aus den Dörfern wiederkommen. Auch die Arbeiter schienen glücklich zu sein. Jeden dritten Tag kam ein kleines, flinkes, hellbraun gestrichenes Auto aus Tesarzy die Straße hinuntergefahren, das knirschend vor der Kneipe hielt, und dem Auto entstieg ein Mann in Braun, der alt und müde aussah und Hauptmannsschulterstücke hatte, und sie wurden zusammengerufen und bekamen Geld ausgezahlt; sie bekamen viel Geld ausgezahlt, so viel, daß sie von den Soldaten Socken kaufen konnten, auch Hemden, und trinken konnten sie abends, tanzten mit den hübschen Slowakinnen, die in der Küche arbeiteten.

Am zehnten Tage sah Feinhals, daß die Brücke fertig war: das Geländer war befestigt, das Gerüst der Fahrbahn fertiggestellt, und er beobachtete, wie Zement und Eisenträger aufgeladen und weggefahren wurden, auch die Baracke, in der der Zement gelegen hatte. Außerdem fuhr die Hälfte der Arbeiter zurück, auch eine Küchenfrau, und es wurde etwas stiller in Berczaba. Es waren nur noch fünfzehn Arbeiter da, Deussen und der junge Mann in Braun mit den Feldwebelachselklappen und eine einzige Frau in der Küche, die er sehr oft ansah. Sie saß den ganzen Morgen am Fenster und schälte Kartoffeln, sang vor sich hin, klopfte das Fleisch und putzte Gemüse und sie war sehr hübsch: wenn sie lächelte, schmerzte es ihn, und durch das Fernglas konnte er drüben auf der Straßenseite sehr genau ihren Mund, ihre feinen dunklen Brauen und die weißen Zähne sehen. Sie sang immer leise vor sich hin – und an diesem Tage ging er abends in die Kneipe und tanzte mit ihr. Er tanzte sehr oft mit ihr, und er sah ihre dunklen Augen sehr nahe, fühlte ihre festen, weißen Arme in seinen Händen und war etwas enttäuscht, daß sie nach Küche roch – in der Kneipe war es schwül und dunstig – sie war die einzige Frau, außer Maria, die an der Theke saß und mit niemand tanzte. In der Nacht träumte er von dieser Slowakin, deren Namen er nicht wußte, er träumte sehr genau von ihr, obwohl er abends im Bett wieder sehr lange und intensiv an Ilona gedacht hatte.

Am Tage darauf sah er nicht mehr mit seinem Fernglas zu ihr hinüber, obwohl er sie singen hörte, leise und summend, er blickte in die Berge, war glücklich, als er wieder eine Ziegenherde entdeckte, jetzt rechts von der Kirchtumspitze, weiße, sich langsam ruckweise bewegende Flecken auf einem grauen, mattgrünen Hintergrund.

Plötzlich setzte er das Fernglas ab: er hatte einen Schuß gehört, das Echo einer entfernten Explosion, das aus den Bergen herunterkam. Dann wieder, sehr deutlich, nicht laut, sehr entfernt. Die Arbeiter an der Brücke hielten inne, die Slowakin sang nicht mehr, und Leutnant Mück kam aufgeregt auf den Speicher gelaufen, riß ihm das Fernglas aus der Hand und blickte in die Berge. Er blickte sehr lange in die Berge, aber es kam keine Explosion mehr, und Mück gab ihm das Fernglas zurück, murmelte: »Aufpassen jetzt – aufpassen«, lief in den Hof zurück, wo er das Waffenreinigen beaufsichtigte.

Am Nachmittag schien es stiller zu sein als an den Tagen vorher, obwohl die Geräusche dieselben blieben: die Arbeiter an der Brücke, die geteerte Balken zurechtschnitten, aneinanderschoben und aufschraubten, die Stimme der alten Frau, die unten in der Küche auf ihre Tochter einredete, lange und eindringlich, ohne Antwort zu bekommen, und das sanfte Summen der Slowakin, die am offenen Fenster das Abendbrot für die Arbeiter richtete: große, gelbe Kartoffeln rösteten in der Pfanne, und eine Tonschüssel mit Tomaten leuchtete in der Dämmerung. Feinhals blickte in die Berge hinauf, in den Wald, suchte das Flußufer ab, alles war still drüben, nichts bewegte sich. Die beiden Posten waren im Wald verschwunden, er sah zu den Arbeitern an der Brücke: sie waren schon zur Hälfte fertig, die schwarze, solide Fahrbahn aus Balken schloß sich allmählich, und als er das Glas schwenkte, konnte er auf der Straße sehen, wie alles restliche Material verladen wur-



de, Werkzeug und Träger, Betten, Stühle und der Küchenofen, und kurz darauf fuhr der Wagen mit acht Arbeitern in Richtung Tesarzy davon. Die Slowakin lag im Fenster und winkte ihnen nach, es schien stiller zu werden, auch das Motorboot fuhr gegen Abend den Fluß hinauf, und in der Fahrbahn der Brücke fehlte nur noch ein schinales Stück: drei oder vier Balken. Etwa zwei Meter klafften noch, als die Arbeiter Feierabend machten. Feinhals sah, daß sie das Werkzeug auf der Brücke liegenließen. Das Auto kam von Tesarzy zurück, hielt vor der Küche und lud einen kleinen Korb Obst und ein paar Flaschen ab, und kurz bevor Feinhals abgelöst wurde, kam wieder das Echo dunkler Explosionen von oben: es hallte wie Theaterdonner aus den Bergen, künstlich vervielfältigt, sich brechend, abschwächend, dreimal – viermal –, dann war Stille. Und wieder kam Leutnant Mück heraufgelaufen, blickte mit zuckendem Gesicht durchs Fernglas. Von links nach rechts schwenkend, suchte er die Felsen ab, die Kämme, setzte kopfschüttelnd das Glas ab, schrieb eine Meldung auf einen Zettel, und kurz darauf fuhr Gress mit Deussens Fahrrad nach Tesarzy hinunter.

Als Gress abgefahren war, hörte Feinhals deutlich ein Maschinengewehrduell aus den Bergen: das dumpfe und harte Sägen eines russischen MGs gegen das helle, nervöse Bel-len eines deutschen, das wie eine durchgedrehte Bremse knirschte – die Schüsse schienen auszugleiten, so schnell waren sie. Das Gefecht war kurz, der Wechsel einiger Stöße nur, dann platzten Handgranaten, drei oder vier, deren Lärm sich wieder vervielfältigte. Zig-fach, sich abschwächend, gaben sie ihr Echo in die Ebene hinunter. Irgendwie kam es Feinhals lächerlich vor: wo der Krieg auftrat, war er mit völlig überflüssigem Lärm verbunden. Mück kam diesmal nicht herauf, er stand auf der Brücke und starrte in die Berge, noch ein einziger Schuß kam von oben, es schien ein Gewehrschuß zu sein, das Echo kam dünn wie das Geräusch eines rollenden Steins; dann blieb es still, bis der Dämmer kam, Feinhals die Blechplatte aufs Dach legte und langsam nach unten ging.

Gress war noch nicht zurück, und unten in der Gaststube hielt Mück eine nervöse Belehrung ab, in der er für die Nacht erhöhte Bereitschaft ankündigte. Er stand da mit seinem todernsten Gesicht und fummelte unruhig an seinen beiden Orden herum, die geladene Maschinenpistole hatte er um den Hals und den Stahlhelm am Koppel hängen.

Noch bevor Gress zurück war, kam ein graues Auto aus Tesarzy herunter, dem ein dicker Hauptmann mit rotem Gesicht entstieg und ein schmaler, streng aussehender Oberleutnant, die mit Mück über die Brücke gingen. Feinhals stand vor dem Haus und sah ihnen nach. Es sah aus, als ob die drei Gestalten sich endgültig entfernten, aber sie kamen bald zurück, der Wagen drehte. Drüben sah Deussen aus dem Fenster, und im Erdgeschoß der Arbeiterunterkunft saßen die Männer im Halbdunkel um einen rohen Tisch: Tomaten und Kartoffeln auf ihren Tellern. In der Ecke des Zimmers stand die Slowakin, eine Hand in den Hüften, in der anderen die Zigarette – der Bogen, mit dem sie die weiße Zigarette an den Mund führte, kam Feinhals ein wenig zu schwungvoll vor. Dann kam sie näher, als der Motor des grauen Autos ansprang, legte sich mit der Zigarette ins Fenster und lächelte Feinhals zu. Er blickte aufmerksam in ihr Gesicht und vergaß, die beiden davonfahrenden Offiziere zu grüßen – die Frau hatte ein dunkles Mieder an, und die Weiße ihrer Brust leuchtete herzförmig unter ihrem braunen Gesicht. Mück ging an Feinhals vorbei ins Haus und sagte: »Holen Sie das MG rüber.« Feinhals sah jetzt, daß dort, wo das Auto der Offiziere gestanden hatte, ein schwarzes, schlankes MG neben Munitionskästen auf der Straße lag. Er überquerte langsam die Straße und holte das MG, dann ging er ein zweites Mal und nahm die Munitionskästen. Die Slowakin lag immer noch im Fenster, sie schnippte die Glut von ihrer Zigarette und steckte den Rest

in die Schürzentasche. Sie sah immer noch Feinhals an, lächelte aber nicht mehr – sie sah traurig aus, ihr Mund war schmerzlich hellrot. Dann schürzte sie plötzlich die Lippen ein wenig, wandte sich um und fing an, den Tisch abzuräumen. Die Arbeiter kamen aus dem Haus und gingen auf die Brücke zu.

Sie arbeiteten noch dort, als Feinhals eine halbe Stunde später mit dem MG über die Brücke ging. Sie montierten den letzten Balken im Dunkeln. Die allerletzte Niete schraubte Deussen selbst an. Er ließ sich mit einer Karbidlampe leuchten, und Feinhals schien es, er habe den Schraubenschlüssel wie den Schwengel einer Drehorgel in der Hand. Er sah aus, als bohre er an einem großen, dunklen Kasten herum, der kein Geräusch von sich gab. Feinhals setzte das MG ab, sagte zu Gress »Moment«, und ging noch einmal zurück. Er hatte gehört, daß in dem Wagen vor der Arbeiterunterkunft der Motor angestellt wurde, er ging bis zur Rampe zurück und sah zu, wie die restlichen Einrichtungsgegenstände verladen wurden. Es war nicht mehr viel: ein Ofen, ein paar Stühle, ein Korb Kartoffeln, Geschirr und das Gepäck der Arbeiter. Die Arbeiter kamen von der Brücke zurück und stiegen alle auf. Sie hatten Schnapsflaschen in der Hand und tranken. Als letzte stieg die Slowakin auf. Sie hatte ein rotes Kopftuch um, und ihr Gepäck war nicht umfangreich: ein mit blauem Tuch umwickeltes Paket. Feinhals zögerte einen Augenblick, als er sie aufsteigen sah, dann ging er schnell zurück. Deussen kam als letzter von der Brücke: er hatte den Schraubenschlüssel in der Hand und ging langsam in Temanns Haus.

Die halbe Nacht hockten sie dort mit dem nagelneuen MG hinter der kleinen Mauer, die die Rampe einsäumte, und lauschten in die Nacht. Es blieb still – manchmal kam die Streife aus dem Wald, sie wechselten müde ein paar Worte und blieben stumm dort hocken und starrten in die schmale Straße hinein, die in den Wald führte. Aber es kam nichts. Auch oben in den Bergen blieb es still. Sie gingen gegen Mitternacht, als sie abgelöst wurden, zurück und schliefen sofort ein. Erst gegen Morgen hörten sie Lärm und standen auf. Gress zog sich die Stiefel noch an, und Feinhals stand mit bloßen Füßen am Fenster und sah auf die andere Seite hinüber: dort standen viele Leute und redeten auf den Leutnant ein, der sie offenbar nicht über die Brücke lassen wollte. Sie schienen aus den Bergen zu kommen und aus dem Dorf, dessen Kirchturmsspitze man hinter dem Wald sah, ein ziemlich langer Zug von Menschen mit Wagen und Bündeln, der auch dort, wo der Wald anfang, nicht zu Ende zu sein schien. Das helle Kreischen ihrer Stimmen war von Angst erfüllt, und Feinhals sah, wie Frau Susan, in Pantoffeln, einen Mantel umgehängt, über die Brücke ging. Sie blieb beim Leutnant stehen und redete lange mit den Leuten, dann sprach sie auf den Leutnant ein. Auch Deussen kam, er ging langsam, die Zigarette im Mund, auch er sprach mit dem Leutnant, dann mit Frau Susan, redete auf die Leute ein – bis sich endlich der Zug der Flüchtlinge auf der anderen Seite langsam in Bewegung setzte und auf Szarny zu marschierte. Es waren viele Wagen, hoch bepackt mit Kindern und Kisten, Geflügel in Körben, ein langer Zug, der nur langsam vorwärts kam; Deussen kam mit Frau Susan zurück und versuchte ihr kopfschüttelnd etwas klarzumachen.

Feinhals zog sich langsam an und legte sich wieder aufs Bett. Er versuchte zu schlafen, aber Gress rasierte sich umständlich und pfiß leise vor sich hin, und ein paar Minuten später hörten sie zwei Wagen heranzufahren. Erst hörte es sich an, als ob sie nebeneinander fuhren, dann schien der eine den anderen zu überholen, man hörte den einen kaum noch, als der andere schon unten vorfuhr. Feinhals stand auf und ging die Treppe hinunter: es war der braune Personenwagen, mit dem der Zahlmeister manchmal gekommen war, um den Arbeitern Geld zu bringen. Er stand drüben vor Temanns Haus, und

eben ging Deussen mit einem Mann in Braun, der auch Majorsschulterstücke trug, auf die Brücke zu. Aber auch der zweite Wagen kam jetzt angefahren. Dieser Wagen war grau und drecküberzogen, vollgespritzt, und lahm schien er zu sein, er hielt vor Frau Susans Haus, und ein kleiner munterer Leutnant sprang heraus, der Feinhals zurief: »Macht euch abmarschbereit, es wird mulmig hier. Wo ist euer Chef?« Feinhals sah, daß der kleine Leutnant Pionierschulterstücke trug. Er zeigte auf die Brücke und sagte: »Da.«

»Danke«, sagte der Leutnant. Er rief dem Landser im Wagen zu: »Mach alles fertig«, und lief schnell auf die Brücke zu. Feinhals ging ihm nach. Der Mann in der braunen Uniform mit den Majorsschulterstücken sah die Brücke ganz genau an, ließ sich von Deussen alles zeigen, nickte anerkennend, schüttelte sogar anerkennend den Kopf und ging dann langsam mit Deussen zurück. Deussen kam sofort mit seinem Gepäck aus Temanns Haus, den Schraubenschlüssel in der Hand, und der braune Wagen fuhr schnell zurück.

Mück kam mit den beiden MG-Schützen, dem Pionierleutnant und einem Artillerieunteroffizier zurück, der keine Waffe trug, dreckig aussah und abgehetzt schien: dem Mann lief der Schweiß übers Gesicht, er hatte auch kein Gepäck, nicht einmal eine Mütze, und zeigte immer wieder aufgeregt in den Wald, über den Wald hinweg in die Berge. Feinhals hörte es jetzt: es waren Fahrzeuge, die langsam die Straße herunterkamen. Der kleine Pionierleutnant lief zu seinem Wagen und rief: »Schnell, schnell!« Der Landser kam mit grauen Blechschachteln, braunen Pappaketen und einem Bündel von Drähten gelaufen. Der Leutnant sah auf seine Uhr: »Sieben«, sagte er, »wir haben zehn Minuten Zeit.« Er warf Mück einen Blick zu: »Punkt zehn nach soll sie in die Luft fliegen. Es wird nichts mit dem Gegenangriff.«

Feinhals ging langsam die Treppe hinauf, suchte oben sein Gepäck zusammen, nahm sein Gewehr, legte alles draußen vor die Tür und ging ins Haus zurück. Die beiden Frauen, immer noch nicht angekleidet, rannten aufgeregt durch die Flure, sie zerrten wahllos Gegenstände aus den Zimmern und schrien sich gegenseitig an. Feinhals blickte auf die Madonna: die Blumen waren welk – er suchte vorsichtig die welken Stengel heraus, lockerte die restlichen frischen Blumen zu einem Strauß und sah auf seine Uhr. Es war acht nach, und drüben auf der anderen Seite war das Geräusch der herankommenden Fahrzeuge deutlich zu hören, sie mußten schon an dem Dorf vorbei und im Wald sein. Draußen standen alle abmarschbereit. Leutnant Mück hatte einen Meldeblock in der Hand und schrieb die Personalien des abgehetzten Artillerieunteroffiziers auf, der müde auf der Bank saß.

»Schniewind«, sagte der Unteroffizier, »Arthur Schniewind... wir gehören zur 912.« Mück nickte und schob den Meldeblock in seine Ledertasche. In diesem Augenblick kam der kleine Pionierleutnant mit dem Landser zurückgerannt und schrie: »Volle Deckung – volle Deckung!« Sie warfen sich alle auf die Straße, möglichst nahe an das Haus, dessen Front schräg zur Brückenrampe stand. Der Pionierleutnant sah auf seine Uhr – dann flog die Brücke in die Luft. Es gab keinen großen Krach, nichts schwirrte durch die Luft, es schien zu knirschen, dann explodierte es wie ein paar Handgranaten, und sie hörten das Klatschen der schweren Fahrbahn. Sie warteten noch einen Augenblick, bis der kleine Leutnant sagte: »Es ist vorbei.« Sie standen auf und sahen auf die Brücke: die Betonpfeiler standen noch da, sauber waren Gehsteig und Fahrbahn abgesprengt, nur drüben war ein Teil des Geländers hängengeblieben.

Das Geräusch der heranfahrenden Wagen war schon ganz nahe, dann wurde es plötzlich still: sie schienen im Wald zu halten.

Der kleine Pionierleutnant war eingestiegen, kurbelte in seinem Wagen herum und rief Mück zu: »Was warten Sie noch? Sie haben keinen Befehl, hier zu warten.«

Er grüßte kurz und fuhr mit seinem schmutzigen kleinen Wagen davon.

»Antreten«, rief Leutnant Mück. Sie stellten sich auf der Straße auf, Mück stand da und blickte auf die beiden Häuser, aber in beiden Häusern rührte sich nichts. Nur hörte man jetzt das Weinen einer Frau, aber es schien die Alte zu sein.

»Marsch«, rief Mück, »Marsch, ohne Tritt marsch.« Er ging ihnen voran: todernst und traurig – er schien irgendwohin zu blicken, sehr weit weg – oder rückwärts, irgendwohin.

### Ernst von Salomon

\* 25. September 1902 Kiel † 9. August 1972 Stöckte bei Winsen/Luhe

Konservativ gesinnter Essayist sowie Autor von Romanen und Drehbüchern; Kadett in Karlsruhe, später in Berlin-Lichterfelde; als Mitglied der Freikorps beteiligt am Ersten Weltkrieg im Baltikum und in Oberschlesien; 1920 Teilnahme am Kapp-Putsch; 1922 wegen Beihilfe zur Ermordung des Außenministers W. Rathenau zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt; 1933 Distanzierung von der Politik, z.T. auch vom Nationalsozialismus; 1945–1946 verhaftet und in einem amerikanischen Lager interniert; Gegner der Um Erziehungsmaßnahmen der Deutschen, welche durch die Besatzungsmächte nach 1945 eingeleitet wurden. Hauptwerke: *Die Gedächten* (1930); *Die Kadetten* (1933); *Der Fragebogen* (1951); *Das Schicksal des A.D.* (1960); *Die Kette der tausend Kraniche* (1972); *Der tote Preuße* (1973).

## DER FRAGEBOGEN

### MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

#### Fragebogen

*WARNING: Read the entire Fragebogen carefully before you start to fill it out. The English language will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or printed clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either «yes» or «no», print the word «yes» or «no» in the appropriate space. If the question is inapplicable, so indicate by some appropriate word or phrase such as «none» or «not applicable». Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Omissions of false or incomplete statements are offenses against Military Government and will result in prosecution and punishment.*

*WARNUNG: Vor Beantwortung ist der gesamte Fragebogen sorgfältig durchzulesen. In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Die Antworten müssen mit der Schreibmaschine oder in klaren Blockbuchstaben geschrieben werden. Jede Frage ist genau und gewissenhaft zu beantworten und keine Frage darf unbeantwortet gelassen werden. Das Wort «ja» oder «nein» ist an der jeweilig vorgesehenen Stelle unbedingt einzusetzen. Falls die Frage durch «Ja» oder «Nein» nicht zu beantworten ist, so ist eine entsprechende Antwort, wie z.B. «keine» oder «nicht betreffend» zu geben. In Ermangelung von ausreichendem Platz in dem Fragebogen können Bogen angeheftet werden. Auslassungen sowie falsche oder unvollständige Angaben stellen Vergehen gegen die Verordnungen der Militärregierung dar und werden dementsprechend geahndet.*

Ich habe nun den gesamten Fragebogen sorgfältig durchgelesen. Ich habe ihn sogar, ohne dazu besonders aufgerufen zu sein, mehrfach durchgelesen, Wort für Wort, Frage für Fra-

ge, die Sätze in deutscher und die in englischer Sprache. Es ist dies nicht der erste Fragebogen, mit dem ich mich beschäftige, ich habe mich schon mit mehreren Fragebogen gleichen Inhaltes und einer großen Reihe ähnlichen Charakters befaßt, zu einer Zeit und unter Umständen, über die in der Rubrik «Bemerkungen» dieses Fragebogens noch einiges zu sagen ist. Auch während jener Zeitspanne vom 30. Januar des Jahres 1933 bis zum 6. Mai des Jahres 1945, einer Zeitspanne, die gewöhnlich als die des «Dritten Reiches», billig als die des «Tausendjährigen Reiches», kurz als die des «Nazi-Regimes» und gut als die der nationalsozialistischen Regierung in Deutschland bezeichnet wird, auch während dieser Zeitspanne haben mir zahlreiche Fragebogen vorgelegen, und ich kann versichern, daß ich sie in jedem Falle sorgfältig durchgelesen habe.

Um von vornherein allen Ansprüchen zu genügen, die an mich auch in diesem Falle gestellt werden, möchte ich sogleich mitteilen, daß die Lektüre aller dieser Fragebogen stets die gleiche Wirkung hatte: sie löste in mir eine Reihe von Gefühlen aus, deren erstes und stärkstes das eines durchdringenden Unbehagens war. Wenn ich mich bemühe, dieses Gefühl genau zu bestimmen, so gelange ich dahin, es ehestens mit dem eines ertappten Schuljungen zu vergleichen, eines sehr jungen Menschen also, der erst zu Beginn seiner Erfahrungen mit jenen großen und drohenden Mächten steht, die sich ihm als Gesetz, Sitte, Ordnung und Moral darstellen. Er kann die Welt in ihrer Berechtigung, so zu sein, wie sie ist, noch nicht kennen, er hat ein gutes Gewissen, wenn er glaubt, mit ihr soweit in Einklang zu sein, und ein schlechtes, wenn dies nicht der Fall ist. Und er kann auch nicht wissen, daß sehr wohl einmal der Augenblick kommen wird, da er das berauschende Glück erfährt, diese Welt mit ihren Einrichtungen vor seinem eigenen Gewissen als schlecht zu empfinden, schlecht und von Grund auf neu zu gründen.

Nun bin ich infolge von Umständen, die in der Antwort auf die Frage 19 dieses Fragebogens behandelt werden müssen, in keiner Weise legitimiert, mich über Fragen des Gewissens gültig auszulassen. Nicht ich bin es, der es wünscht, dies zu tun. Aber wie soll ich die gesamte Einrichtung des Fragebogens anders auffassen als einen modernen Versuch, mich zu einer Gewissenserforschung zu bewegen?

Die bewundernswürdigste Institution dieser Welt, die ich kenne, die katholische Kirche, kennt die Ohrenbeichte. Die Heilseinrichtung des Sakramentes der Beichte kennt nur Sünder, keine Verbrecher, und sie kennt nur eine Sünde, die nicht vergeben werden kann, die Sünde wider den Heiligen Geist. Die katholische Kirche sucht den Heiden, der da trachtet, nach seinen eigenen Maßstäben glücklich zu werden, zu dessen Heil zu bekehren, dem Ketzer aber, der einmal die Botschaft gehört, ihr aber nicht folgen will, vermag sie nicht zu verzeihen. Das ist eine klare und runde Sache, um in einem gängigen Jargon zu reden, eine Angelegenheit voll sublimer Konsequenzen, die das Beichtgeheimnis in sich einschließen wie auch die Möglichkeiten für den Einzelnen, das Maß an Gnade, das er sich erhofft, zu einem guten Teile von der eigenen, innersten Entscheidung abhängig zu machen, und ich könnte mich wohl dazu bekennen, müßte ich nicht befürchten, schon allein die Quintessenz der Lehren der Kirche, die zehn Gebote, stünden in einem schmerzhaften Widerspruch zu einer Reihe von Gesetzen, die ich neuerdings sehr zu beachten gehalten bin.

Denn nicht die katholische Kirche ist es, die in Fragen der Erforschung meines Gewissens an mich herangetreten ist, sondern eine Institution, weitaus weniger bewundernswürdig, die Alliierte Militärregierung. Sie kennt freilich jene sublimer Konsequenzen nicht. Sie naht mir nicht wie der Geistliche dem armen Sünder in der von der Welt abgeschiedenen Zelle des Beichtstuhles, sie sendet mir den Fragebogen ins Haus und be-

ginnt sofort barschen Tones wie ein Untersuchungsrichter gegenüber dem Verbrecher mit einer Flut von 131 Fragen, sie fordert von mir kalt und knapp nichts weniger als die Wahrheit und droht gleich zweimal, am Anfang und am Ende des Fragebogens mit Strafen, deren Art und Ausmaß ich (siehe auch unter «Bemerkungen») herzlich zu fürchten nicht umhin kann.

Es waren Vertreter der Alliierten Militärregierung, Männer in schmucken Uniformen und mit vielen bunten Auszeichnungen, die mich eindringlich darauf aufmerksam machten, daß, die Frage nach dem Gewissen sich vor jedem Tun nicht zu stellen, eines Mannes unwürdig sei. Sie saßen vor mir, einer nach dem anderen, sympathische und gepflegte junge Leute, und sie sprachen schlicht und selbstverständlich von einer so großen Sache wie dem Gewissen, und ich bewunderte sie wegen ihrer apodiktischen Sicherheit und beneidete sie um die Geschlossenheit ihres Weltbildes.

Wenn ich auch immer versuchte, irgendein beabsichtigtes Tun mit irgendeiner Art von Gewissen in Einklang zu bringen, so stand ich jedesmal vor der grausamen Alternative, entweder an der Legislative des Gewissens zu zweifeln oder aber jegliches Tun gänzlich zu unterlassen.

Aus Ton und Inhalt des Fragebogens geht nicht hervor, aus welchen Gründen ich gefragt werde. Es ist mir nicht gelungen, von irgendeinem Vertreter irgendeiner Militärregierung zu erfahren, welchen Zwecken etwa die Frage 108 wohl dienen möge. Wenn ich mich gewissenhaft prüfe, ob ich diesen Fragebogen ausfüllen kann, so ist der Gedanke unabweisbar, daß ich zumindest mit Beantwortung solcher Fragen, wie etwa 18 oder 25 oder 99 bis 102 oder 120 oder 126 bis 128, eine flagrante Verletzung der Rechte anderer begehen kann und damit etwas tue, was ich zutiefst für widersittlich halte. Angesichts des gesamten Tenors dieses Fragebogens und in Kenntnis der Tatsache, daß fast jeder Deutsche zumindest der westlichen Teile unseres Landes gehalten ist, ihn auszufüllen, muß ich geschärften Gewissens endlich die Befürchtung hegen, teilzuhaben an einem Akte, der unter seinen nicht kontrollierbaren Umständen doch geeignet sein kann, einem Lande und einem Volke, dem ich unausweichlich angehöre, zu schaden im Auftrag fremder Mächte, die ihre Herrschaft ausüben lediglich durch die historische Tatsache des deutschen Zusammenbruchs und auf Grund einer Abmachung, die geschlossen wurde mit Männern, von denen ihre Partner von vornherein annahmen, daß sie Verbrecher seien, fremder Mächte, die damit jedes Recht zur Herrschaft gewonnen haben, – jedes Recht außer dem einen, dem Recht nach dem Gesetz, nach dem sie selber angetreten, und gerade dadurch ein Vakuum entstehen ließen, in welchem uns erlaubt sein möge, uns anzusiedeln, uns, die wir uns jedes Rechtes begeben haben, jedes Rechtes außer dem einen, dem Recht nach dem Gesetz, nach dem wir selber angetreten.

Nur Ruhe, ich werde diesen Fragebogen ausfüllen. Ich habe auch die anderen alle ausgefüllt. Stets war der eigentliche Angelpunkt des Verfahrens der gleiche, wie er sich hier in der Frage 1 ausdrückt, die Spekulation auf den Wunsch des Befragten, sich einfach einer dummen und beschämenden Belästigung zu unterwerfen, um weiterhin eine Tätigkeit ausüben zu können, die ihm sinnvoll dünkt, und auf der sich seine ganze Existenz aufbaut.

Es gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen, daß jede Macht in sich eine eigene Gegenkomponente entwickelt, die einzige Gewalt, durch die sie gestürzt werden kann, wenn es ihr nicht gelingt, sie so lange zur Erhöhung der eigenen Spannkraft einzubauen, bis sie mit ihr erschöpft zu Boden sinkt. Die Gegenkomponente der Mächte unserer Zeit scheint mir der solidarische Akt.

Von diesem Aspekt aus handle ich freilich vorbildlich, wenn ich etwas tue oder mich weigere, etwas zu tun, was zu tun oder sich weigern, zu tun, für alle in der gleichen Lage wie ich verbindlich wäre. Aber das Perfide der oben genannten Spekulation beruht ja gerade darin, den Einzelnen in einer künstlich herbeigeführten Vereinzelung zu schlagen. Nicht alle sollen sich einem Verfahren unterwerfen, welches alle angeht, sondern jeder Einzelne in seinem eigenen Fall. Hier ist jede Art von Heroismus sinnlos, weil er nicht zur Kenntnis anderer gelangt, oder weil er in jedem anderen Falle nicht mehr verbindlich ist. Es bleibt natürlich die Möglichkeit eines Heroismus aus sittlichem Prinzip, und ich zweifle nicht daran, daß es Menschen gibt, die eher sterben wollen als sich einer dummen und beschämenden Belästigung zu unterwerfen. Ich frage mich nur, warum sie es dann nicht vorziehen, sogleich nach ihrer Geburt das Zeitliche zu segnen.

Nein, hier ergibt sich für den Einzelnen nichts als die Pflicht, zu prüfen, ob in seiner Unterwerfung nicht eine andere Möglichkeit beschlossen liegt, verbindlich zu Dingen zu gelangen, die einen solidarischen Akt herbeiführen können. Und da zeigt mir just der Fragebogen, der vor mir liegt, ein versöhnliches Gesicht. Er ist so angenehm umfangreich. Gerade die Fülle seiner Fragen bedingt eine Fülle von Antworten. Und ich halte es für verdienstlich in jedem Falle, mich mit den Möglichkeiten jenes merkwürdigen Dinges zu befassen, welches die allgemeine Skepsis einfach «Wahrheit» zu benennen über-eingekommen ist.

Der Erfinder des historischen Idealismus, Friedrich von Schiller, hat einmal festgestellt, daß die Wahrheit in allem nur teilweise steckt, nirgends aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Um sich ihrer zu bemächtigen, bedarf es einer größtmöglichen Anzahl von Zeugnissen, – die Wahrheit in ihrer reinen Gestalt muß also bestimmt sein durch die Quantität der erfaßten Beziehungen des Geschehnisses. Nun, das ist nichts anderes als das Ergebnis einer Untersuchung, die der Erfinder des historischen Materialismus, Karl Marx, veranstaltet hat, – er fand den Punkt, an dem die Quantität in die Qualität umschlägt. Wenn zwei so verschiedene Geister zu dem gleichen Resultat gelangen, so muß das wohl zu denken geben. Nun gehören beide, Schiller wie Marx, zwar einer Nation an, deren Zeugnisse in der Welt keinen sehr guten Ruf genießen, sie haben die barbaresken Züge eines Volkes, das nun schon seit Tausenden von Jahren hinter den Hügeln lagert und von dem man sich selbst jetzt noch manches gewärtigen muß. Aber wenn ich angesichts des Fragebogens den Forderungen des Gewissens zu folgen gehalten bin, dann doch in den Fragen der Wahrheit, und da bietet sich mir in der Tat keine andere Methode als die von Schiller und Marx.

Ich habe, wie aus der Anführung des Punktes Nummer 24 ersichtlich ist, hinreichend oft Gelegenheit gehabt, die in Deutschland geübte richterliche Verfahrensweise zu studieren. Ich hatte dabei das Glück, immer zu verspüren, wie mir die Qualifikation zur inneren Auflehnung durch eine Maxime genommen wurde, welche sich die Wahrheiterschöpfungspflicht des Richters nannte. Ich vermag um der korrekten Ausübung eben dieser Maxime willen an jeden der präsidierenden Richter nur mit dem Gefühl der größten Hochachtung zurückzudenken. Sie scheuten wahrlich keine Mühe, aus der Anhäufung einer größtmöglichen Anzahl von Fakten das Bild der Wahrheit in ihren zartesten Konturen herauszublimieren. Ich erkannte sehr bald, daß es durchaus in meinem Vorteil läge, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen, aktiviert durch meinen Verteidiger, dessen Weisheit in der Einsicht kulminierte, daß er seinerseits mit der Wahrheit am besten lügen könne. Das Verfahren, welches sich durch diesen Fragebogen dokumentiert, kennt keinen Verteidiger, aber gerade, weil niemand weiß, welche Absichten es verfolgt, weiß

auch niemand, ob in seinen Methoden nicht doch unvermutet die Möglichkeit einer Wahrheitserschöpfung verborgen ist. Dieser Möglichkeit will ich dienen, in der Hoffnung, daß gleich mir noch vielen der gleiche Anreiz lächelt, so daß am Ende doch aus der Quantität der Antworten sich die Qualität eines wenigstens annähernd wahren Bildes extrahiert über das, was in unserem Lande geschah, und wie es eigentlich gewesen ist. Dann aber richten sich die Fragen dieses Fragebogens nicht an mein Gewissen, sondern an mein Gedächtnis!

Unter Frage 131 wird man die Antwort finden, daß meine Kenntnis der englischen Sprache sehr gering ist, lachhaft gering, aber doch nicht so gering, daß mir nicht der fürchterliche Verdacht aufsteigen konnte, gleich die ersten Worte des Fragebogens müßten schon zwei Druckfehler enthalten. Sollte es nicht heißen: Read the entire... statt Bead the ontire...? Und ob es richtig ist, daß es einmal heißt «appropriate» und das andere Mal «apropriate»? In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend...



# ESSAISTIK, PROGRAMMTEXTE

## BETRACHTUNGEN EINES UNPOLITISCHEN

### DER ZIVILISATIONSLITERAT

Man glaubte, das Ideal der Slawophilen sei: „Rettich zu essen und Denunziationen zu schreiben“. Ja, Denunziationen! Sie setzten eben durch ihr Erscheinen und ihre Ansichten alle so in Erstaunen, daß die Liberalen schon bedenklich wurden und zu fürchten anfangen: wie, wollten diese sonderbaren Leute sie nicht am Ende denunzieren?

*Dostojewski, „Schriften“*

Die großen Gemeinschaften besitzen jedoch – und es wäre fast langweilig, wenn es sich anders verhielte – *nicht* jene geistige Einheitlichkeit, die sie in Kriegszeiten, und auch dann nur vorübergehend, zu besitzen scheinen. Die Aufgabe, zu untersuchen, inwiefern dies für andere Länder zutrifft, darf uns hier nicht locken. Wir haben uns um Deutschland zu kümmern – wobei das Wort „kümmern“ ein wenig etymologisch zu nehmen ist und ohne jeden Chauvinismus festgestellt werden darf, daß aller Geisteskummer um Deutschland sich stets als besonders lohnend erwiesen hat. Es verhält sich, unserer stillen Einsicht nach, mit Deutschland wie folgt.

Die Gegensätze, welche die innere geistige Einheitlichkeit und Geschlossenheit der großen europäischen Gemeinschaften lockern und in Frage stellen, sind im großen ganzen überall die gleichen: Sie sind im Grunde europäisch; doch sind sie bei den verschiedenen Völkern national stark differenziert und unter der nationalen Synthese vereinigt, so daß etwa ein radikal-republikanischer Franzose ein ebenso echter, richtiger, vollkommener und zweifelloser Franzose wie ein klerikal-royalistischer, ein liberaler Engländer ebenso sehr ein Engländer ist wie sein konservativer Landsmann: Der Franzose versteht sich mit dem Franzosen, der Engländer mit dem Engländer letzten Endes am besten und aufs beste. Es gibt jedoch ein Land und Volk, in welchem es sich anders verhält: ein Volk, das eine Nation in jenem sicheren Sinne, wie die Franzosen oder Engländer Nationen sind, nicht ist und es wahrscheinlich niemals werden kann, weil seine Bildungsgeschichte, sein Menschlichkeitsbegriff dem entgegenstehen; ein Land, dessen innere Einheitlichkeit und Geschlossenheit durch die geistigen Gegensätze nicht nur kompliziert, sondern beinahe aufgehoben wird; ein Land, wo diese Gegensätze heftiger, gründlicher, böser, des Ausgleichs unfähiger sich anlassen als sonst überall, und zwar, weil sie dort kaum oder ganz locker von einem nationalen Bande umschlungen, kaum irgendwie im Großen und Weiten zusammengefaßt sind, wie dies bei den einander widersprechenden Willensmeinungen jedes anderen Volkes immer der Fall bleibt. Dies Land ist Deutschland. Die inneren geistigen Gegensätze Deutschlands sind kaum nationale, es sind fast rein europäische Gegensätze, die beinahe ohne gemeinsame nationale Färbung, ohne nationale

Synthese einander gegenüberstehen. In Deutschlands Seele werden die geistigen Gegensätze *Europas* ausgetragen – im mütterlichen und im kämpferischen Sinne „ausgetragen“. Dies ist seine eigentliche nationale Bestimmung. Nicht physisch mehr – dies weiß es neuerdings zu verhindern –, aber geistig ist Deutschland immer noch das Schlachtfeld Europas. Und wenn ich „die deutsche Seele“ sage, so meine ich nicht nur im großen die Seele der Nation, sondern ich meine ganz im einzelnen die Seele, den Kopf, das Herz des deutschen Individuums: Ich meine sogar auch mich selbst. Seelischer Kampfplatz für europäische Gegensätze zu sein: das ist deutsch; aber nicht, sich die Sache leicht zu machen und die nationale Schwäche, die – wie Nietzsche sagt – „heimliche Unendlichkeit“ seines Volkes dadurch zu bekunden, daß man sich etwa einfach französiert. Wessen Bestreben es wäre, nun Deutschland einfach eine bürgerliche Demokratie im römisch-westlichen Sinn und Geiste zu machen, der würde ihm sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik nehmen wollen, in der seine Nationalität ganz eigentlich besteht; der würde es langweilig, klar, dumm und undeutsch machen wollen und also ein Antinationalist sein, der darauf bestünde, daß Deutschland eine Nation in fremdem Sinne und Geiste würde...

Eine sonderbare Bestrebtheit! Gleichwohl gibt es solche Deutsche, und ganz irrig wäre es, zu glauben, daß für Deutschland die Dinge so einfach lägen, wie es der großen Formel vom „protestierenden Reiche“ nach den Anschein haben könnte. Diejenigen, die es noch nicht wissen, müssen es unbedingt erfahren – denn es ist sehr wichtig und interessant –, daß es in Deutschland Geister gibt, die an dem „Protest“ ihrer Gemeinschaft gegen den römischen Westen nicht nur nicht teilnehmen, sondern sogar im leidenschaftlichsten Protest *gegen* diesen Protest ihre eigentliche Aufgabe und Sendung sehen und den innigen Anschluß Deutschlands an das Zivilisationsimperium mit allen Kräften ihres Talentes fordern. Während aber die inneren Gegner des amtlichen und wortführenden – o ja: wortführenden Frankreich im Kriege mit völligster Entschiedenheit zu ihrem Lande stehen, leihen unsere Antiprotestler ihrem kämpfenden Lande keineswegs Unterstützung und Sympathie, sondern bekennen sich, soweit ein solches Bekenntnis heute angängig ist, mit Begeisterung zur Gegenseite, zur Welt des Westens, der Entente, insbesondere Frankreichs, und warum insbesondere Frankreichs, soll gleich gesagt werden. Diese Geister undeutsch zu nennen – davor werde ich mich hüten. Der Begriff „deutsch“ ist ein Abgrund, bodenlos, und mit seiner Negation, der Entscheidung „undeutsch“, muß man äußerst vorsichtig umgehen, um nicht zu Fall und Schaden dabei zu kommen. Ich nenne also, möge es auch leisetreterisch scheinen, diese Geister beileibe nicht unpatriotisch. Ich sage nur: Ihr Patriotismus bekundet sich dergestalt, daß sie die Vorbedingung der Größe oder, wenn nicht der Größe, so doch des Glückes und der Schönheit ihres Landes nicht in seiner störenden und Haß erregenden „Besonderheit“, sondern, um es zu wiederholen, in seiner bedingungslosen Vereinigung mit der Welt der Zivilisation, der Literatur, der herzerhebend und menschenwürdig rhetorischen Demokratie erblicken – welche Welt durch die Unterwerfung Deutschlands in der Tat komplett würde: Ihr Reich wäre vollendet und umfassend, es gäbe keine Opposition mehr gegen sie.

Der Typus dieses deutschen Anhängers der literarischen Zivilisation ist, wie sich versteht, unser *radikaler Literat*, er, den ich den „Zivilisationsliteraten“ zu nennen mich gewöhnt habe – und es versteht sich deshalb, weil der radikale Literat, der Vertreter des literarisierten und politisierten, kurz, des demokratischen Geistes, ein Sohn der Revolution, in ihrer Sphäre, ihrem Lande geistig beheimatet ist. In der Tat ist das Wort „Zivilisationsliterat“ wohl ein Pleonasmus. Denn ich sagte ja schon, daß Zivilisation und Literatur ganz ein und dasselbe sind. Man ist nicht Literat, ohne von Instinkt die „Besonderheit“

Deutschlands zu verabscheuen und sich dem Zivilisationsimperium verbunden zu fühlen; genauer: man ist beinahe schon Franzose, indem man Literat ist, und zwar klassischer Franzose, Revolutionsfranzose: denn aus dem Frankreich der Revolution empfängt der Literat seine großen Überlieferungen, dort liegt sein Paradies, sein goldenes Zeitalter, Frankreich ist sein Land, die Revolution seine große Zeit, es ging ihm gut damals, als er noch „Philosoph“ hieß und in der Tat die neue Philosophie, nämlich die der Humanität, Freiheit, Vernunft, vermittelte, verbreitete, politisch zubereitete...

Indem ich vom deutschen Zivilisationsliteraten spreche, dem sein nationales Beiwort so sonderbar zu Gesichte steht, spreche ich nicht vom Gesinde und Gesindel, dem mit irgendwelchem Studium, das man ihm widmete, allzuviel Ehre geschähe; nicht also von jenem schreibenden, agitierenden, die internationale Zivilisation propagierenden Lumpenpack, dessen Radikalismus Lausbüberei, dessen Literatentum Wurzel- und Wesenlosigkeit ist – jener Hefe der Literatur, die *als* Hefe und nationaler Gärstoff dem Fortschritt von einigem Nutzen sein mag, in der es aber an persönlichem Range oder einer Menschlichkeit, die anders als mit der Feuerzange anzufassen wäre, *fehlt*. Ich spreche von den *edlen* Vertretern des Typus – denn solche gibt es. Es gibt, allgemein gesprochen, ohne Zweifel ein Maß von angeborenem Verdienst, von Geist und Kunst, mit dem man einer Kritik durch den nationalen Begriff nicht mehr unterliegt, vielmehr: mit dem man diesen Begriff selbst bestimmt, vielleicht neu bestimmt, korrigiert – ich vergesse das nicht. Ich lasse nicht außer acht, daß man mit solchem Range ein Faktor und Element des nationalen Schicksals ist, – ein unseliger Faktor möglicherweise – desto schlimmer für die Nation! Desto schlimmer, sage ich, für sie – es ist ihr Unglück, es liegt an ihr, in ihr, in ihrem Wesen, wenn sie in ihrer schwersten Stunde von etwelchen ihrer besten Geister im Stiche gelassen und nicht nur im Stiche gelassen wird. Indem man solche Geister bekämpft, ihre Tendenz trotz ihres Ranges bekämpft, hört man auf, Künstler zu sein: als welcher man gewohnt war, des Ranges zu achten und sich um die Tendenz nicht sonderlich zu kümmern. Man wird vorübergehend zum Politiker – und hat sich desto sorgsamer vor politischen Lastern zu hüten, wie zum Beispiel davor, dem Widersacher ungeistige, das heißt: gemeine Motive unterzuschieben, selbst wenn das Umgekehrte bereits der Fall gewesen sein sollte. Das Bewußtsein, den „Fortschritt“ für sich zu haben, zeitigt offenbar eine sittliche Sicherheit und Selbstgewißheit, die der Verhärtung nahekommt und schließlich das Gemeine zu adeln glaubt, einfach dadurch, daß sie sich seiner bedient. Das ist eine Entschuldigung. Wir, die wir uns moralisch weniger geborgen fühlen, sind notwendig furchtsamer... Aber kommen wir zur Sache!

Der radikale Literat Deutschlands also gehört mit Leib und Seele zur Entente, zum Imperium der Zivilisation. Nicht, daß er mit sich zu kämpfen gehabt, daß die Zeit ihn in schmerzlichen, seelischen Widerstreit gerissen hätte; nicht, daß sein Herz hier *und* dort gebunden wäre, daß es mahnend, strafend, begütigend nach beiden Seiten zu predigen und sich, wie der sanfte Romain Rolland, über das Getümmel zu stellen versuchte: Er stellt sich mit voller Leidenschaft *in* das Getümmel – aber auf die feindliche Seite. Vom ersten Augenblick an nahm er automatisch den Standpunkt der Entente ein – natürlich, denn es war schon immer der seine gewesen. Mit unfehlbarer Treffsicherheit fühlte, dachte und sagte er genau das, was gleichzeitig oder später Entente-Journalisten oder Entente-Minister sagten. Er war kühn, er war original, aber nur für deutsche Begriffe, nur relativ. Ich glaube, er machte Miene, seine Isoliertheit für tragisch auszugeben – nicht ganz mit Recht, denn sie bestand nur innerhalb Deutschlands, er dachte nicht eigentlich einsame Gedanken; was er dachte, war nicht weiter erhaben, überlegen, liebevoll umfas-

send: es hätte in jedem Entente-Blatt stehen können, und es stand darin; kurzum, er dachte wie im feindlichen Ausland Johann und jedermann, und das nenne ich nicht tragische Isoliertheit. Man darf sagen: Er hatte es gut während jener ersten Wochen und Monate des Krieges, an die seine nicht zivilisations-literarischen Landsleute zeit ihres Lebens denken werden – damals, als die Welt, die demokratische öffentliche Meinung der Welt, gegen Deutschland losgelassen war und als es Kot regnete: Er hatte es recht gut, sage ich, denn alles, was damals und späterhin dieses „große, stolze und besondere“ Volk sich hat sagen und antun lassen müssen – ihn machte es weder heiß noch kalt, ihn berührte, ihn traf es nicht –, er nahm sich ja aus, er gab den anderen recht; was sie sagten, hatte er wörtlich schon längst gesagt. Undeutsch? Aus allen meinen Kräften wehre ich mich dagegen, ihn undeutsch zu nennen, und werde nicht aufhören, mich dagegen zu wehren, solange die Kräfte mir nicht versagen. Man kann höchst deutsch sein und dabei höchst antideutsch. Das Deutsche ist ein Abgrund, halten wir fest daran. Nein denn! er ist nicht undeutsch, er ist nur ein erstaunliches, sehenswürdiges Beispiel dafür, wie weit der Deutsche es in Selbstekel und Einfremdung, in kosmopolitischer Hingebung und Selbstentäußerung heute noch, im nachbismärckischen Deutschland, bringen kann. Zu sagen, daß die Struktur seines Geistes *unnational* ist, mag statthaft sein. Sie ist es jedoch nur insofern, als – oder vielmehr in dem Grade, daß – sie nicht deutsch-national, sondern national französisch ist: und zwar so vollkommen, daß es zu ruhigerer Zeit ein wahres Vergnügen wäre, alle Hochherzigkeiten, Empfindsamkeiten, Kindlichkeiten und Bösarbeiten des noch zu keiner kritischen Selbstbesinnung, keiner Resignation gelangten, des klassisch-ungebrochenen französischen Nationalcharakters an ihm zu studieren. Er ist einer der besten französischen Patrioten. Der Glaube trägt ihn und verleiht seinem Stile zuweilen ein herrliches Tremolo, einen bewunderungswürdigen Schwung: der Glaube an die Ruhmes- und Missionsidee seines – des französischen – Volkes und daß es ein für allemal zum Lehrer der Menschheit berufen sei, berufen, ihr „die Gerechtigkeit“ zu bringen, nachdem es ihr „die Freiheit“ gebracht hat (welche aber aus England stammt). Er denkt nicht nur in französischer Syntax und Grammatik, er denkt in französischen Begriffen, französischen Antithesen, französischen Konflikten, französischen Affären und Skandalen. Der Krieg, in dem wir stehen, erscheint ihm, völlig entente-korrekt, als ein Kampf zwischen „Macht und Geist“ – das ist seine oberste Antithese! –, zwischen dem „Säbel“ und dem Gedanken, der Lüge und der Wahrheit, der Roheit und dem Recht. (Ich brauche nicht hinzuzufügen, auf welcher Seite nach seiner Ansicht sich Säbel, Roheit und Lüge, auf welcher sich die antithetisch entsprechenden Ideale befinden.) Mit einem Worte: Dieser Krieg stellt sich ihm als eine Wiederholung der Dreyfus-Affäre in kolossalisch vergrößertem Maßstabe dar – wer es nicht glaubt, dem will ich Dokumente unterbreiten, die ihn vollkommen überzeugen werden. Ein Intellektueller ist, nach der Analogie jenes Prozesses, wer geistig auf seiten der Zivilisations-Entente gegen den „Säbel“, gegen Deutschland ficht. Wem es anders ums Herz ist, wer irgendwelchen trüben Instinkten folgend in diesem gewaltigen Streitfall zu Deutschland hält, der ist ein Verlorener, ein Verräter am Geist, der steht gegen Recht und Wahrheit – ob nun in eleganter oder in schlottrichter Haltung, das gilt, mit Recht, dem Moralisten gleichviel –, er steht gegen sie, und jede Verdächtigung seiner Motive ist fortan nicht nur statthaft, nein, auch geboten: Applausucht, Erwerbssinn, die nette Gabe, von den Verhältnissen zu profitieren, die nichts als menschliche Absicht auch wohl, den zum Schweigen oder zur Intrigue, zum Doppelsinn verurteilten Konkurrenten bei dieser Gelegenheit auszusteichen und in Vergessenheit zu bringen – es gibt keine Treuherzigkeit, auf die der Zivilisationsliterat

nicht mit verzierter Miene verfielen, um die Parteinahme für „den Säbel“ in das rechte psychologische Licht zu setzen. Da es aber (gewiß ein Indizium gegen Deutschland!) eine beträchtlich heiklere und verwickeltere Sache ist, für Deutschland zu sprechen als für die „Zivilisation“, wozu nur ziemlich viel Schmiß und Tremolo gehört, und man ist fertig – da man, um für Deutschland zu sprechen, versuchen muß, so gut und schlecht es nun gehen will, ein wenig in die Tiefe zu dringen, so spricht der Zivilisationsliterat in solchem Falle auch noch mit klarer Verachtung von „Tiefschwätzerei“.

So malen die Dinge sich im Haupt des Zivilisationsliteraten. Seine Sympathie für die Feinde des protestierenden Reiches ist geistige Solidarität. Seine Liebe und Leidenschaft ist bei den Truppen der westlichen Verbündeten, Frankreichs und Englands, auch wohl Italiens, in denen er die Heere des Geistes erblickt und mit denen die Zivilisation marschiert. Für sie schlägt sein Herz – für Deutschland schlägt es recht indirekt: in dem Sinn nämlich nur, als er mit seines Herzens ganzer Inbrunst die deutsche Niederlage wünscht. Daß seine Beweggründe geistiger, also edler Art sind, versteht sich am Rande. Er wünscht die deutsche Niederlage ihrer geistigen Bedeutung, der geistigen Folgen wegen, die sie für Deutschland und für Europa mit sich brächte. Er wünscht sie aus „inneren“ Gründen – als Ersatz gleichsam für die Revolution, an der Deutschland es ja bis heute hat fehlen lassen: denn 1848 war ein Fehlschlag, und Deutschlands Einigung ist nicht durch die demokratische Revolution, sondern durch das Schlimmste und Unverzeihlichste bewerkstelligt worden, wodurch sie hätte bewerkstelligt werden können: durch die Demütigung Frankreichs. Zwar gedieh die Niederlage Frankreich zu großem Glücke, denn sie brachte ihm die Republik, das heißt: Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn aber dies, daß die Vorsehung es gut mit Frankreich meinte, die einzige Erklärung der Tatsache ist, daß Deutschland damals siegte (denn von Geistes wegen konnte es unter einem nach der Meinung des Zivilisationsliteraten völlig ungeistigen und widergeistigen Machtmenschen wie Bismarck doch wohl nicht siegen), so ist es doch keine Entschuldigung für Deutschland. Ich weiß nicht, es ist schwer zu erraten, was unser radikaler Literat damals gewünscht hätte; heute wünscht er, daß Deutschland durch die Entente geschlagen *und bekehrt* werde – ihr Sieg wäre der Sieg der Literatur für Deutschland und für Europa, es wäre *sein* Sieg, wie auch ihre Niederlage die seine wäre: so sehr hat er die Sache der rhetorischen Demokratie zu der seinen gemacht. Er wünscht also die physische Demütigung Deutschlands, weil sie die geistige in sich schlösse; wünscht den Zusammenbruch – aber man sagt es richtiger auf französisch: die *débâcle* des „Kaiserreiches“, weil durch diese physische und moralische *débâcle* – die moralische mag übrigens auch vor der physischen kommen – endlich, endlich der heißersehnte, handgreifliche und katastrophale Beweis erbracht wäre, daß Deutschland in Lüge und Roheit statt in der Wahrheit und im Geiste gelebt hat. Ja, wäre heute noch darauf zu hoffen, so wünschte er wohl von Herzen die demokratische Invasion in Deutschland, wünschte, daß es nicht bei irgendeinem Marne-Valmy (es war jedoch eher ein Marne-Kolin) sein Bewenden haben möchte, sondern daß die Zivilisationstruppen mit klingendem Spiel in Berlin einmarschierten: – wie sein Herz sie empfangen würde! Wie er Mittel und Wege finden würde, dem Triumph seiner Seele doppelsinnigen Ausdruck zu verleihen! Ach, das wird nicht geschehen. Es ist ein undankbares Geschäft, den fluchenden Propheten zu machen in einem Lande, wo Konsequenzen nicht eintreffen; dem Lande der Halbheiten, das besten Falles sogar nur von halben Katastrophen ereilt wird und keines reinlich romangemäßen Schicksals fähig ist! Der Zivilisationsliterat wird nicht die *débâcle* des deutschen second empire zu schreiben haben, das keinesfalls. Er wird froh sein müssen, wenn Deutschland nicht allzu auffällig siegt...

Ich bitte, mir zu glauben, daß, wenn irgend etwas wie Spott oder Bitterkeit in meine Zeilen eingedrungen sein sollte, dies gegen meinen Willen geschehen ist. Ich wünsche durchaus nicht zu spotten oder bitter zu reden, sondern mein Bestreben geht dahin, dieser Untersuchung einen – sagen wir: populärwissenschaftlichen Charakter zu wahren und einen literarisch-politischen Typus zu kennzeichnen. Es geschieht in dieser Absicht, daß ich zu folgender Bemerkung fortschreite. Die logische, psychologische Gleichstellung nämlich der Begriffe „geschlagen“ und „bekehrt“, die Gleichstellung der physischen und geistigen Demütigung eines Volkes beweist, daß der Zivilisationsliterat nicht eigentlich Kriegsgegner, nicht unbedingt Pazifist ist, daß er kriegesischer Entscheidung inappellable geistige Gültigkeit zuerkennt, im Kriege eine ultima ratio, ja etwas wie ein Gottesgericht erblickt. Das ist auffallend, aber es ist so. Wir beobachten da eine Art von Irrationalismus, der in Wahrheit ein vergeistigter Rationalismus ist und darin besteht, daß man den Krieg für ein Gottesgericht erklärt, solange auch nur die geringste Aussicht vorhanden ist, daß Deutschland in irgendeiner Form, und sei es auch nur durch wirtschaftliche Erstickung, geschlagen wird. Keinesfalls länger! Denn sobald diese Aussicht entschwände, wäre er Unrecht und rohe Gewalt, sein Ergebnis ohne geistige Bedeutung. Das darf uns jedoch nicht hindern, daran festzuhalten, daß „der Geist“ nicht notwendig pazifistisch ist – wie schon das Beispiel Italiens lehrt, wo vielmehr „der Geist“ den Krieg geradezu gemacht hat: Denn nicht wahr, die Republikaner, Freimaurer, Radikalisten und Literaten Italiens, die den Krieg gemacht haben, repräsentieren doch dortzulande „den Geist“ – und nicht etwa die Sozialdemokraten, die sich gegen den Krieg gewehrt haben und in der Tat Pazifisten sind. Es verhält sich so, daß der Zivilisationsliterat den Krieg nicht mißbilligt, wenn dieser im Dienste der Zivilisation unternommen wird. Er folgt darin dem Beispiel Voltaires, der Friedrichs Kriege zwar verabscheute, zum Zivilisationskriege (gegen die Türken, mit denen Friedrich sich statt dessen beinahe verbündet hätte) aber geradezu aufforderte. Wie könnte denn auch der Schüler der Revolution – um nicht zu sagen: ihr Epigone – das Vergießen von Blut um der guten Sache, um der Wahrheit, des Geistes willen grundsätzlich verurteilen? „Entschlossene Menschenliebe“ – das Wort gehört dem Zivilisationsliteraten –, entschlossene Menschenliebe ist nicht blutscheu; so gut wie das literarische Wort gehört die Guillotine zu ihren Werkzeugen, wie vordem der freilich unblutige Scheiterhaufen dazu gehörte. Es braucht also keineswegs geilen Ästhetizismus, wie bei Gabriele d’Annunzio, zu bedeuten, wenn der Zivilisationsliterat grundsätzlich *kein* Kriegsgegner ist. Er frondiert gegen *diesen* Krieg, weil er einen deutschen Krieg, ein historisches Unternehmen Deutschlands, einen Ausbruch des deutschen „Protestes“ darin erkennt; weil dieser Krieg deutschen Stempel trägt, seine Aktivität deutsch ist, seine großen Taten bei Deutschland sind. Er frondiert *nicht* gegen ihn, insofern er einen Zivilisationskrieg gegen die barbarische Renitenz Deutschlands darin sieht: In diesem Sinne, für drüben, heißt er ihn gut. Er frondiert, kurz gesagt, nicht sowohl gegen den Krieg als gegen Deutschland, und nur hierin ist die Lösung für allerlei Widersprüche zu finden, die der Zivilisationsliterat sich scheinbar zuschulden kommen läßt und die ohne jenes abschließende Faktum durchaus wunderlich wirken müßten. Sein Verhältnis zu diesem Kriege schwankt zwischen humanitärem Abscheu und größter Bewunderung für die soldatischen Leistungen der Feinde. Einerseits sieht er in der „Entente“ etwas Zartes, Gebrechliches, Köstliches, Edel-Schwaches, das durch das barbarische Deutschland brutalisiert zu werden natürlich große Gefahr läuft. Andererseits aber hat er nur äußerste Verachtung für diejenigen seiner Landsleute, die die kriegesischen Tugenden und Kräfte der Entente unterschätzten oder sogar noch unterschätzen. Er ist entzückt von den Leis-

tungen der Zivilisationsmächte, er bewundert ihr Kriegsgerät, ihre Stahlplatten, Betongräben, Fliegerpfeile, Ekrafit- und Stickgasbomben, ohne zu fragen, wie sich das alles mit Edelschwäche verträgt, und während er dieselben Dinge auf deutscher Seite ekelierend findet. Eine französische Kanone scheint ihm verehrungswürdig, eine deutsche verbrecherisch, abstoßend und idiotisch. Auch darin stimmt er mit sämtlichen Entente-Ministern und -Journalisten überein, daß jeder deutsche Sieg nur Folge und Beweis langjährig tückischer Vorbereitung ist, jeder Entente-Erfolg aber einen Triumph des Geistes über die Materie bedeutet. Wiederum aber duldet seine Liebe auch dies nicht, daß eine Entente-Macht und gar namentlich Frankreich schlecht vorbereitet, mangelhaft gerüstet sein könne. Gerüstet? Sie sind *glänzend* gerüstet! – Nochmals, die Logik von alledem liegt nicht auf der Hand. Aber wer wäre denn auch Pedant genug, von der Liebe Logik zu verlangen!

Ich wünschte, wie gesagt, mich wissenschaftlich und informativ zu verhalten. Dennoch geht wohl aus meiner Skizze des zivilisationsliterarischen Typs hervor, daß ich nicht recht mit ihm übereinstimme. Meine Stellung zu den Ereignissen – eine Stellung, die ich gewiß nicht „wählte“, eine zunächst sehr unreflektierte und simpel-selbstverständliche Stellung –, alles, was ich von Anfang an dazu äußerte, hat ihn erbittert, ich habe es, soweit ich das nicht schon vorher getan hatte, auf immer dadurch mit ihm verdorben. „Mit Schmerz und Zorn“, sagt er, hat er sich von mir gewandt, wobei sein Schmerz seinen Zorn nicht hinderte, mir doppelsinnig-halböffentlich Dinge zu sagen, die in politischem Betrachte vorzüglich sein mögen, menschlich genommen aber einfach tüchtige Gemeinheiten sind – ein Wink offenbar, daß auch die „Politik der Menschlichkeit“ eben Politik bleibt und dem Menschlichen nicht eben zuträglich ist. Allein diese äußere Entfremdung ist um so bedauerlicher, als wir im Grunde ganz einer Meinung sind – nicht eines Sinnes, aber einer Meinung über diesen Krieg, von dem auch er die Dostojewskische Auffassung hat. Auch er erkennt darin die uralte Auflehnung Deutschlands gegen den westlichen Geist, gegen seinen, des Zivilisationsliteraten, Geist – und ein Einschreiten Roms (Westroms, verbunden mit Ostrom) gegen diese Auflehnung; einen Interventionskrieg also der europäischen Zivilisation gegen das renitente Deutschland: Denn wenn die Londoner „Times“ eines Tages erklärten, dieser Krieg werde von den Verbündeten „aus Interesse an Deutschlands inneren Zuständen“ geführt, so war das wohl freilich ziemlich genau das, was man unter einer shameless audacity zu verstehen hat, aber es war völlig im Sinne des Zivilisationsliteraten gesprochen, der ihn ebenfalls aus europäischem Interesse an den inneren „Zuständen“ seines Landes führt und, nachdem er während der ersten Kriegswochen, wie jeder Franzose, einer gewissen Demoralisation unterlegen war, seit dem Marne-Mirakel vom Endsiege überzeugt ist. Deutschland wird endlich artig sein müssen, sagte er, und es wird dann glücklich sein wie ein Kind, das nach Schlägen schrie und, wenn es welche bekommen hat, dankbar ist, daß man seinen Trotz gebrochen, ihm über seine Hemmungen hinweggeholfen, es erlöst, es befreit hat. Wir erlösen und befreien Deutschland, indem wir es schlagen, es auf die Knie werfen, seine böse Renitenz, ihm selbst zur Wohltat, brechen und es zwingen, Vernunft anzunehmen und ein ehrenwertes Mitglied der demokratischen Staatengesellschaft zu werden.

Ich gab schon zu, daß ich solchem Gedankengange nicht recht zu folgen vermag; ich gehe weiter und gestehe, daß er mich sehr unliebsam berührt, mich irgendwie *persönlich* beleidigt und empört, meine innerste Ehre antastet, ja, als ich ihn zuerst kennenlernte, recht eigentlich wie Gift und Operment auf mich wirkte. Aber woher das? Woher die Empörung meines letzten und untersten, persönlich-überpersönlichen Willens gegen die



Willensmeinung eines guten Europäers, den eben sein gutes Europäertum vermag, den Niederbruch seines Vaterlandes, die Gefügigmachung seines Volkes durch die Mächte der westlichen Zivilisation zu wünschen und zu glauben? Nie gehörte ich zu denen, die einen leichten und triumphalen militärischen Sieg Deutschlands über seine Gegner, mit Pauken und Trompeten, für ein Glück, ein europäisches oder ein deutsches, gehalten hätten. Ich habe dem frühzeitig Ausdruck gegeben. Woher aber das Gefühl, das mich zu Anfang des Krieges bis in den Grund meines Wesens beherrschte, daß ich nicht hätte leben – ohne im geringsten ein Held und todesmutig zu sein, buchstäblich nicht weiter hätte leben mögen, wenn Deutschland vom Westen geschlagen, gedemütigt, im Glauben an sich selbst gebrochen worden wäre, so daß es sich „schicken“ und die Vernunft, die ratio, der Feinde hätte annehmen müssen? Gesetzt, das wäre geschehen, die Entente ihrerseits hätte rasch und glänzend gesiegt, die Welt wäre vom deutschen „Alpdruck“, dem deutschen „Protest“ befreit worden, das Imperium der Zivilisation hätte sich vollendet, oppositionslos übermütig geworden: das Ergebnis wäre ein Europa gewesen – nun, ein wenig drollig, ein wenig platt-human, trivial-verderbt, feminin-elegant, ein Europa, schon etwas allzu „menschlich“, etwas preßbanditenhaft und großmäulig-demokratisch, ein Europa der Tango- und Two-Step-Gesittung, ein Geschäfts- und Lusteuropa à la Edward the Seventh, ein Monte-Carlo-Europa, literarisch wie eine Pariser Kokotte, – aber etwa nicht ein Europa, in dem es für meinesgleichen sich weit vorteilhafter hätte leben lassen als in einem „militaristischen“? Etwa nicht ein amüsantes, ja! ein durch und durch amüsantes Europa, welches *nicht* zu wollen bei einem Schriftsteller zum mindesten nicht von Egoismus zeugt? Denn ohne Zweifel wäre es ungemein artistisch gewesen, dies Entente-Europa für human freedom and peace, und der Artist, soweit er eben „Artist“ ist, hätte sich pudelwohl darin fühlen können, das möge er bedenken und möge man ihm anrechnen...

Im Ernst, meine Auflehnung ist sehr merkwürdig! Merkwürdig für mich – und ich habe die schlechte Gewohnheit, anderen als merkwürdig aufzudrängen, was mir so erscheint. Merkwürdig – denn die Tatsache besteht, daß mein eigenes Sein und Wesen sich zu dem des Zivilisationsliteraten viel weniger fremd und entgegengesetzt verhält, als die kalt objektive Kritik, die ich dem seinen zuteil werden ließ, glauben machen könnte. Was will er? Und wenn ich es nicht will – warum will ich es nicht? Es ist ja keineswegs so, daß er ein schlechter Bürger und Patriot wäre, der sich um Deutschland nicht kümmerte. Im Gegenteil! er kümmert sich aus allen Kräften darum, er fühlt sich im höchsten Grade verantwortlich für sein Schicksal. Er will und betreibt eine Entwicklung – die ich für notwendig, das heißt: für unvermeidlich halte; an der auch ich meiner Natur nach unwillkürlich in gewissem Grade teilhabe; der zuzujauchzen ich aber gleichwohl keinen Grund sehe. Er fördert mit Peitsche und Sporn einen Fortschritt – der mir, nicht selten wenigstens, als unaufhaltsam und schicksalsergeben erscheint und den an meinem bescheidenen Teile zu fördern mein eigenes Schicksal ist; dem ich aber trotzdem aus dunklen Gründen eine gewisse konservative Opposition bereite... Ich möchte ganz verstanden sein. Ich meine also: Man kann einen Fortschritt sehr wohl als unvermeidlich und schicksalsgegeben betrachten, ohne im mindesten gestimmt zu sein, mit Hurra und Hussa hindrein zu hetzen – was, sollte ich denken, der Fortschritt auch gar nicht nötig hat. Der Fortschritt hat alles für sich, vor allem die guten Federn. Wenn es scheint, daß die guten Federn die Zukunft für sich haben, so verhält es sich in Wirklichkeit so, daß vielmehr die Zukunft die guten Federn für sich hat. Es ist ein metaphysischer Beweis für die Güte und Zukünftigkeit einer Sache, wenn in ihrem Namen gut geschrieben wird. Aber man kann auch sagen: Solange noch für eine Sache gut geschrieben wird, hat sie auch Wert und Be-

rechtiung, selbst wenn sie nicht der Fortschritt ist... Ich wiederhole: Der Fortschritt hat alles für sich. Nur scheinbar ist er die Opposition. Der erhaltene Gegenwille ist es, der in Wahrheit immer und überall die Opposition bildet, der sich in der Verteidigung befindet, und zwar in einer, wie er genau weiß, aussichtslosen Verteidigung.

Welches ist nun diese Entwicklung, dieser Fortschritt, von dem ich sprach? Aber es ist eine Handvoll schändlich häßlicher Kunstwörter nötig, um anzudeuten, um was es sich handelt. Es handelt sich um die Politisierung, Literarisierung, Intellektualisierung, Radikalisierung Deutschlands, es gilt seine „Vermenschlichung“ im lateinisch-politischen Sinne und seine Enthumanisierung im deutschen..., es gilt, um das Lieblingswort, den Kriegs- und Jubelruf des Zivilisationsliteraten zu brauchen, die *Demokratisierung* Deutschlands, oder, um alles zusammenzufassen und auf den Generalnenner zu bringen: es gilt seine Entdeutschung... Und an all diesem Unfug sollte ich teilhaben?

## VON DEUTSCHER REPUBLIK

*Gerhart Hauptmann zum 60. Geburtstag*

Sie waren unter meinen Zuhörern, Gerhart Hauptmann, darf ich Sie erinnern?, als ich an einem Tag der Goethe-Woche zu Frankfurt in der Universität über Bekenntnis und Erziehung, über Humanität also, sprechen durfte; in erster Reihe saßen Sie vor mir, und hinter Ihnen war das Festauditorium bis zur Empore hinauf voll akademischer Jugend. Das war schön; und so sei es heute wieder. Noch einmal, kraft meiner Einbildung, will ich Sie vor mir haben, wie damals, daß ich Sie anspreche zu Ihrem Geburtstag, werter Mann; und wenn ich den Kopf ein wenig höher hebe, soll deutsche Jugend da sein und ihre Ohren spitzen, denn auch zu ihr will ich, über Ihre Person hinweg, heute wieder reden, auch *mit ihr*, wie die Wendung lautet, wenn der Sinn jenes Hühnchens darin liegen soll, das zu pflücken ist, *habe ich zu reden*: über Sie, den wir feiern, und über anderes und weiteres, alles in allem aber wiederum über Dinge der Humanität – Dinge also, für welche deutsche Jugend nie und nimmer sich unempfänglich erweisen kann, sie wäre denn eben nicht deutsche Jugend mehr. Dennoch ist leicht möglich, daß sie scharrt. Aber das macht nichts, ich werde zu Ende reden und Herz und Geist daransetzen, sie zu gewinnen. Denn gewonnen muß sie werden, soviel ist sicher, und ist auch zu gewinnen, da sie nicht schlecht ist, sondern nur stolz und vertrotzt in ihren scharrenden Teilen.

Um noch einmal anzuheben, so ist nicht verwunderlich, daß ich mich jener Frankfurter Umstände gern erinnere und sie im Geist wiederherstelle: unzweifelhaft, wie ich nachträglich gewahr wurde (denn die Gegenwart findet uns immer undankbar), bedeuteten sie einen Höhepunkt meines Schriftstellerlebens. Rechts vorn, wie gesagt, saßen Sie, Gerhart Hauptmann, und linkerseits der Vater Ebert. Vor König und vor Reich also, wie Lohengrin singt, enthüllte mein Geheimnis ich in Treuen; – wobei mit dem „Reiche“, versteht sich, der Vater Ebert gemeint ist, mit dem König aber Sie. Denn ein König sind Sie heute, wer wollte es leugnen, ein Volkskönig wahrhaft, wie Sie da vor mir sitzen – der König der Republik. Das wäre ein Widerspruch? So rufe ich Novalis an, einen Royalisten besonderer Art, der gesagt hat, man werde bald allgemein überzeugt sein, daß kein König ohne Republik und keine Republik ohne König bestehen könne – ein demokratisches Wort auf jeden Fall und zu der Ergänzung auffordernd, daß immer noch viel eher eine Republik ohne Kö-

nig bestehen könne als das Umgekehrte (Scharren im Hintergrunde) und man sich keineswegs wundern dürfte, wenn Sie, in Ihrer Eigenschaft als König, durchdrungener Republikaner wären, da Ihr Königtum durch unsere Republikanisierung so außerordentlich verstärkt und verdeutlicht worden – nach einem kurzen Schwanken Ihrer Stellung während des Prozesses der Umwälzung selbst.

Wir leben rasch, die Beleuchtung, worin der einzelne steht, wechselt mit Lidschlag-schnelle, heute tot, heißt es, und morgen, bis auf weiteres, wieder rot; es ist unterhaltend, wenn auch freilich nicht mehr, das Auge ans Kaleidoskop der öffentlichen Umstände und Geltungen zu halten, selbst insofern unsere eigenen Tagesschicksale im Spiele sind. Der intellektualistische Radikalismus, der in literarischer Sphäre die Revolution begleitete, war Ihrem Wesen nicht hold. „Der Geist“ war wider Sie. Das ist schon vorbei. Die scharfen Knabenstimmen, die Sie „ungeistig“ nannten, sind verstummt, die Welle trägt Sie, die sozialen sowohl wie die demokratischen Tendenzen der Zeit kommen Ihrer Größe zu-statten. Der Sozialismus dieser Zeit ehrt in Ihnen den mitleidigen Dichter der „Weber“ und des „Hannele“, den Dichter der Armen; und nachdem man der Demokratie alles nachgesagt hat, was ihr nachgesagt werden kann, ist festzustellen, daß sie des Landes geistige Spitzen, nach Wegfall der dynastisch-feudalen, der Nation sichtbarer macht: Das unmittelbare Ansehen des Schriftstellers steigt im republikanischen Staat, seine unmittelbare Verantwortlichkeit gleichermaßen – ganz einerlei, ob er persönlich dies je zu den Wünschbarkeiten zählte oder nicht.

Wodurch Sie aber namentlich siegten, Gerhart Hauptmann, war Ihr Deutschtum, das heißt Ihre echte Popularität – um nochmals Novalis zu zitieren, der das Ideal der Deuts-heit eben hierdurch, als „echte Popularität“, bestimmt –, eine Volkstümlichkeit des hu-mansten Gepräges, wie man nicht säumen darf hinzuzufügen, um rohe und hausbackene Vorstellungen abzuwehren. Ich rede euch an, akademische Jugend, namentlich soweit ihr mit scharrender Unruhe meine Worte zu begleiten euch schon mehrmals bemüßt fandet. Die letzte stark internationalistische Befruchtung unserer Literatur ereignete sich in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Ibsen, Zola und die gro-ßen Russen bei uns ihren Einzug hielten; sie fiel zusammen mit dem Durchbruch des Na-turalismus, der Lufterneuerung durch das jüngste Deutschland. Und welches ist die Dich-terpersönlichkeit, die diese künstlerisch kosmopolitische Bewegung zeitigte? Welche bleibende Gestalt ließ sie zurück? Nun, sie bildete das deutsche Angesicht, das Gerhart Hauptmanns, sie führte diesen Meister empor, der kraft echter Popularität heute zu fürstlich repräsentativer Stellung aufgerückt ist und in dem In- und Ausland das geistige Haupt des nachkaiserlichen Reiches ehrt. Es lohnt, darüber nachzudenken. Es lohnt, das zu tun auch im Falle Stefan Georges, aus dessen Frühzeit die Propheten Baudelaire und den französischen Parnas nicht wegstilisieren sollten, dessen Leben, Gestalt und Wirkung aber heute eine hoch und rein nationale Angelegenheit ist. Wo irgend Größe waltet, da setzt das Physiognomisch-Nationale sich aller kosmopolitischen Hingabe ungeachtet un-fehlbar durch, und unter uns Deutschen wenigstens scheint Grundgesetz, daß, wer sich verliert, sich bewahren wird, wer sich aber zu bewahren trachtet, sich verlieren, das heißt der Barbarei oder biederer Unbeträchtlichkeit anheimfallen wird.

(Verbreitete Unruhe.)

[...]

Jungmannschaft – nicht diese Töne! Ich bin kein Pazifist, weder von der geifernden noch von der öligen Observanz. Der Pazifismus als Weltanschauung, als seelisches Ve-getariertum und bürgerlich-rationale Glücksphilanthropie ist nicht meine Sache. Aber er

war auch eines Goethe Sache nicht, oder wäre es nicht gewesen, und dennoch war er ein Mann des Friedens. Ich bin kein Goethe; aber ein wenig, irgendwie, von weit her, bin ich, mit Adalbert Stifter zu reden, „von seiner Familie“, und auch mein Teil ist der Friede, denn er ist das Reich der Kultur, der Kunst und des Gedankens, während im Kriege die Roheit triumphiert... nicht sie allein, seid still, ich weiß es, aber wie der Mensch ist, wie es heute um unsere Welt steht, fast nur noch sie. Die Welt, die Völker sind alt und klug heute, die epischheroische Lebensstufe liegt für jedes von ihnen weit dahinten, der Versuch, auf sie zurückzutreten, bedeutet wüste Auflehnung gegen das Gesetz der Zeit, eine seelische Unwahrheit, der Krieg ist Lüge, selbst seine Ergebnisse sind Lügen, er ist, wieviel Ehre der einzelne in ihn hineinzutragen willens sein möge, selbst heute aller Ehre bloß, und darum stellt er dem Auge, das nicht sich selbst betrügt, als Triumph aller brutalen und gemeinen, der Kultur und dem Gedanken erzfeindlich gesinnten Volkselemente, als eine Blutorgie von Egoismus, Verderbnis und Schlechtigkeit fast restlos sich dar.

[...]

Die Republik... wie gefällt euch das Wort in meinem Munde? Übel – bestimmten Geräuschen nach zu urteilen, die man leider als Scharren zu deuten genötigt ist. Und doch ist mir jenes Wort, anders als den meisten von euch, von jung auf vertraut und geläufig. Meine Heimat war ein republikanischer Bundesstaat des Reiches, wie diejenigen, aus denen es heute durchaus besteht. Dennoch war ich niemals ein Republikaner vom Verrina-Stamm, kein Mann der lehrhaften Tugendstarre, kein Revolutionär dieses Sinnes, ihr wißt es. „Diejenigen“, sagte und sage ich mit Novalis, „die in unsern Tagen gegen Fürsten als solche deklamieren und nirgends Heil statuieren als in der neuen französischen Manier, auch die Republik nur unter der repräsentativen Form erkennen und apodiktisch behaupten, daß nur da Republik sei, wo es Primär- und Wahlversammlungen, Direktorium und Räte, Munizipalitäten und Freiheitsbäume gäbe, die sind armselige Philister, leer an Geist und arm am Herzen, Buchstäbler, die ihre Seichtigkeit und innerliche Blöße hinter den bunten Fahnen der triumphierenden Mode, unter der imposanten Maske des Kosmopolitismus zu verstecken suchen und die Gegner, wie die Obskuranten, verdienen, damit der Frosch- und Mäusekrieg vollkommen versinnlicht werde.“ – So spricht ein Romantiker. Denn das Niveau deutscher Romantik, möge es gewiß ein anderes sein als das der politischen Aufklärung, ist eben darum auch so hoch über allem Obskurantentum, daß, da echte Opposition nur auf gleicher Ebene möglich ist, schon dessen Gegnerschaft von hier aus als letzte Schande empfunden wird. Obskurantismus, mit seinem politischen Namen Reaktion geheißten, ist *Roheit* – sentimentale Roheit, insofern sie, sich selbst betrügend, ihre brutale und unvernünftige Physiognomie „unter der imposanten Maske“ des Gemütes, der Germanentreue etwa, zu verstecken sucht; und sentimentale Roheit verdient so wenig den edlen und geistesarten Namen der Romantik, daß der eingefleischteste Romantiker für den vorübergehenden Notfall zum politischen Aufklärer werden könnte, um behilflich zu sein, so unverschämte Ansprüche ihr kräftigst zu verwehren. Wenn sentimentaler Obskurantismus sich zum Terror organisiert und das Land durch ekelhafte und hirnerbrannte Mordtaten schändet, dann ist der Eintritt solchen Notfalles nicht länger zu leugnen, und die Stille, die sich, wie ich feststelle, bei dieser Anspielung im Saale verbreitet, ich weiß, junge Leute, was ich – der fürchten muß, aus geistigem Freiheitsbedürfnis dem Obskurantentum Waffen geliefert zu haben –, was, sage ich, gerade ich dieser jetzt herrschenden Stille schuldig bin.

Mein Vorsatz ist, ich sage es offen heraus, euch, sofern das nötig ist, für die Republik zu gewinnen und für das, was Demokratie genannt wird und was ich Humanität nenne, aus Abneigung gegen die humbughaften Nebengeräusche, die jenem anderen Worte anhaften (eine Abneigung, die ich mit euch teile) – dafür zu werben bei euch im Angesicht dieses Mannes und Dichters hier vor mir, dessen echte Popularität auf der würdigsten Vereinigung volkhafter und menschheitlicher Elemente beruht. Denn ich möchte, daß das deutsche Antlitz, jetzt leidvoll verzerrt und entstellt, dem seinen wieder gleiche – diesem Künstlerhaupt, das so viele Züge aufweist des Bildes hoher Biederkeit, das sich für uns mit dem deutschen Namen verbindet.

Wie eigentümlich und menschlich regelwidrig liegen bei uns zulande heute die Dinge! „Republik“, schrieb Novalis, „ist das Fluidum deferens der Jugend. Wo junge Leute sind, da ist Republik.“ Und ist es nicht wahr, daß Freiheitsdurst, Liebe zur Veränderung, hochherziger Revolutionsdrang immer ein natürliches Vorrecht der Jugend gewesen ist, hier wie anderwärts? Unserem Studententum, unserer Burschenschaft fehlt es ja keineswegs an demokratischer Überlieferung. Es gab Zeiten, wo das Nationale und das Monarchisch-Dynastische, weit entfernt, in der Idee zusammenzufallen, vielmehr in unversöhnlicher Opposition zueinander standen; wo Patriotismus und Republik nicht nur keinen Gegensatz bildeten, sondern als ein und dieselbe Sache erschienen, und wo alle Leidenschaft edlerer Jugend zu ihr, der Sache des Vaterlandes und der Freiheit, stand. Heute scheint die Jugend, scheinen wenigstens lebenswichtige Teile unserer Jugend gegen die Republik zu ewigem Haß verschworen, ohne Erinnerung daran, was einst sein konnte – denn schon eine solche Erinnerung müßte auf die Unbedingtheit dieses Hasses leise einschränkend wirken. „Völlig andere Umstände“, werdet ihr mir antworten, „waren das damals; wir jungen Menschen aber sind uns im Wandel der Zeiten treu geblieben, und brüderlich erkennen wir uns wieder in den Märtyrern von damals, den hochherzigen Opfern der Demagogenverfolgungen. Die Geschichte wiederholt sich nicht, und unser Haß ist Leben.“ – Das ist er wahrscheinlich nicht, muß ich erwidern, und nur zu wahr ist, daß die Geschichte sich nicht wiederholt, daß es höchst lebenswidrig sein kann, in historischen Analogien zu denken und zu fühlen! Mir graut zuweilen vor den Irrtumsgefahren solches Spiels! Denn ein Spiel von Knaben ist es möglicherweise, heute die geheime militärische Wiederherstellung Preußens nach Jena und Tilsit zu kopieren – und wie, wenn in unseren Tagen die Republik, indem sie notgedrungen euere monarchistischen Geheimorganisationen aushebt, die Wahrheit und das Leben für sich hätte, wie ihr sie einst für euch hattet gegen die Spitzel und Häscher der Reaktion?

„Was ist eigentlich Alt? was Jung?“ fragt Novalis. „Jung“, antwortet er, „wo die Zukunft vorwaltet; Alt, wo die Vergangenheit die Übermacht hat.“ – Leben wir denn in der verkehrten Welt? Jugend ist heute die hitzige Parteigängerin der Vergangenheit, und auf mechanische Restauration des Alten ist all ihr Sinnen gerichtet. Demagogenverfolgungen? Ja, um solche möchte es sich handeln bei der hinlänglich unbeholfenen Selbstverteidigung eines Neuen, das selbstverständlich das wahre und echte Neue noch nicht sein kann, sondern nur die notdürftig allgemeinste Vorbedingung und Grundlage dazu: denn was wäre Demagogentum, wenn nicht der platte Trick, das gegenwärtige äußere und innere Elend des Landes zur Verherrlichung des Abgewirtschafteten auszunutzen, ohne übrigens im mindesten Mittel und Wege zu wissen, wie denn die vormalige Pracht wiederherzustellen sei, noch auch nur für den verlassenen Thron, um den man sich schützend scharf, einen Prätendenten aufweisen zu können?

[...]

Die Republik ist ein Schicksal, und zwar eines, zu dem „amor fati“ das einzig richtige Verhalten ist. Das ist kein zu feierliches Wort für die Sache, denn es handelt sich um keine Kleinigkeit von Schicksal: die sogenannte Freiheit ist kein Spaß und Vergnügen, nicht das ist es, was ich behaupte. Ihr anderer Name lautet Verantwortlichkeit – und damit wird deutlicher, daß sie vielmehr eine schwere Belastung ist: und zwar namentlich für das geistige Talent. Man hat Grund zu bezweifeln, daß alle, die nach ihr riefen oder selbst schrien, bevor sie unser Schicksal wurde, sich hinlänglich geprüft hatten, ob sie ihr denn gewachsen seien; denn das ist bestimmt nicht durchweg der Fall, und was Republik und sogenannte Freiheit an innerer Tragik mit sich bringen, wird sich erst zeigen. Ein russischer Schriftsteller, Sohn eines Landes also, wo lange vor allen äußeren Umwälzungen Republik tiefer herrschte als irgendwo, sprach uns neulich vom Schicksal des geistigen Talentes in seiner Heimat, das spannungsvoll und gefährlich sei auf eine Weise, von der wir im Westen uns schwer eine Vorstellung machten. »Das Bedürfnis“, sagte er, »angespannt ins Leben zu blicken, und der Verzicht auf ein Schaffen des Lebens“ (er meinte wohl: auf reine Gestaltung) »hat dahin geführt, daß man weniger eigentliche ‚Literatur‘ in der russischen Literatur findet, als dies in den Sprachen unserer westlichen Nachbarn der Fall ist... Im Westen gibt es eine Art literarischer Kultur, ein – wenn man so sagen darf – in sich selber beruhendes Literaturreich... Bei uns kann der Schriftsteller sich nicht auf formale, ästhetische oder psychologische Aufgaben beschränken. Diese Aufgaben vermitteln ihm nicht jene Spannung, die er für sein Schaffen braucht. Er will höher hinaus. Er ist bemüht, den ganzen Lebenskreis zu fassen und ihn auf seine Weise zu beleuchten. Leo Tolstoi ist nicht nur Künstler; er ist auch Historiker, Publizist, Ästhet, Philosoph; alle diese Seiten seines Talents sind Pfade, die ewiglich zum Tempel der Wahrheit führen und doch nimmermehr zu ihm hinführen... In den russischen Dichtern lebt die Erkenntnis, daß Literatur keineswegs Spiegelbild des Lebens zu sein habe – wie man wohl zu sagen pflegt –, sondern ein heroisches Tun, ein geheiligttes Leben, ein Überwinden menschlicher Schwachheit, ein Verzicht auf alles Konventionelle und ein Kampf dagegen. Unter der Last dieser Aufgaben werden die Starken stark und schmieden so ihr Gewissen und ihr Talent; die Schwachen aber brechen zusammen. Eine Reihe bedeutender russischer Schriftsteller sind unterwegs zusammengebrochen und haben ihrer Literatur weniger gegeben, als sie hätten geben können – erdrückt von der Last übergroßer Aufgaben, die ihre Tragkraft überstiegen...“ – Habe ich durch diese fragmentarische Anführung besser zu verstehen gegeben, welches Schicksal für das geistige Talent die Republik als innere Tatsache bedeutet und warum ich meine, daß manches Talent bei uns recht leichtsinnigerweise nach ihr gerufen hat?

[...]

Jugend und Bürgertum, euer Widerstand gegen die Republik, die Demokratie ist Wortscheu – ja, ihr bockt und scheut vor diesen Worten wie unruhige Pferde, abergläubische Nervosität raubt euch die Vernunft, sobald sie nur ausgesprochen werden. Aber es sind Worte, Relativitäten, zeitbestimmte Formen, notwendige Werkzeuge, und zu glauben, es müsse landfremder Humbug sein, was sie bedeuten, ist nichts als Kinderei. Die Republik – als ob das nicht immer noch Deutschland wäre! Die Demokratie – als ob das nicht heimlichere Heimat sein könnte als irgendein strahlendes, rassellndes, fuchtelndes Empire! Hörtet ihr kürzlich die „Meistersinger“? Nun, Nietzsche äußert zwar sprühenderweise, sie seien „gegen die Zivilisation“ gerichtet, sie setzten „das Deutsche gegen das Französische“. Unterdessen aber sind sie Demokratie, durch und durch, demokratisch in dem Grade und auf so beispielhafte Art, wie etwa Shakespeares „Coriolan“ aris-

tokratisch ist – sie sind, sage ich, deutsche Demokratie und beweisen mit biederstem Pomp, auf romantisch innigste Art, daß diese Wortverbindung, weit entfernt, naturwidrig zu sein oder die Logik des hölzernen Eisens zu verraten, vielmehr so organisch richtig gefügt ist wie außer ihr vielleicht nur noch die andere: „Deutsches Volk“.

Faßt endlich Vertrauen – ein allgemeines Vertrauen, das für den Anfang nur im Fahrenlassen des Vorurteils zu bestehen braucht, als sei Deutsche Republik ein Popanz und Widersinn, als müsse sie das sein, was Novalis als „verwaltende und charakterisierende fremde Kraft“ bestimmt, nämlich Schwäche! Scheidung des nationalen und des staatlichen Lebens, sagte ich vorhin, sei krankhaft. Aber was sich nicht scheiden darf, das darf doch unterschieden werden, und daß das Nationale weit mächtiger und lebensbestimmender bleibt als der staatsrechtliche Buchstabe, als jede positive Form – das ist eine Gewißheit, die uns zur Beruhigung diene. „Deutsche Republik“ – die Wortverbindung ist sehr stark im Beiwort; und sollte jenes Pergament von Weimar nicht völlig das sein, was man eine ideale und vollkommene Verfassung nennt, das heißt die restlos-wirkliche Bestimmung des Staatskörpers, der Staatsseele, des Staatsgeistes – wo wäre denn auch eine Konstitution das jemals gewesen! Man sollte Geschriebenes nicht allzu wichtig nehmen. Das wirkliche nationale Leben ragt, immer und überall, nach allen Seiten weit darüber hinaus.

[...]

Diese Männer an der Spitze des Staates – sind es denn Ungleichartige, feindwillige Fremde, mit denen es keine Verständigung über das Erste und Letzte gäbe und die euch von der Republik ausschließen wollten? Ach, sie wären froh genug, wenn ihr kämet, ihnen zu helfen, und es sind deutsche Menschen, webend in der Sphäre unserer Sprache, geborgen, wie ihr, in deutschen Überlieferungen und Denkgesetzen. Einige von ihnen kenne ich; der Vater Ebert zum Beispiel ist mir bekannt. Ein grundangenehmer Mann, bescheiden-würdig, nicht ohne Schalkheit, gelassen und menschlich fest. In seinem schwarzen Röcklein sah ich ihn ein paarmal, das begabte und unwahrscheinlich hoch verschlagene Glückskind, ein Bürger unter Bürgern, bei Festlichkeiten ruhig-freundlich sein hohes Amt darstellen; und da ich auch dem verwichenen Großherrs, einem dekorativen Talent ohne Zweifel, bei solchem Geschäft das ein oder andere Mal hatte zusehen können, so gewann ich die Einsicht, für die ich Teilnehmer werben möchte, daß Demokratie etwas Deutscheres sein kann als imperiale Gala-Oper. Kinder, Mitbürger, es ist besser jetzt – die Hand aufs Herz, uns ist im Grunde wohler, bei allem Elend, aller äußeren Unwürde, als zu den Glanzzeiten, da jenes Talent Deutschland repräsentierte. Das war amüsant, aber es war eine Verlegenheit – wir bissen uns lächelnd auf die Lippen, wenn wir hinblickten, wir sahen uns nach den Mienen der anderen um in Europa, wir suchten darin zu lesen, daß sie uns nicht für das Lustspiel verantwortlich machten, was sie aber doch taten; wir wollten hoffen, daß sie zwischen Deutschland und seiner Repräsentation unterschieden, wozu sie von weitem schwer imstande waren – und wandten uns den kulturellen Dingen wieder zu, melancholisch durchdrungen von der Gottgewolltheit des Hergebrachten, des beziehungslosen Auseinanderfallens von politischem und nationalem Leben. Einheitskultur! Dämmert uns heute nicht, in allem Jammer, die Möglichkeit der Harmonie? Ist nicht Republik nur ein Name für das volkstümliche Glück der Einheit von Staat und Kultur?

Was ihr mir jetzt versetzen werdet, weiß ich genau. Ihr werdet sagen: „Nein doch! Das eben nicht! Der deutsche Geist – was hat er zu schaffen mit Demokratie, Republik, Sozialismus, Marxismus gar? Dieser Wirtschaftsmaterialismus mit seinem schnöden Gerede vom ‚ideologischen Überbau‘, Gerümpel aus dem neunzehnten Jahrhundert, wurde

nachgerade zum Kinderspott. Sein Unglück, wenn er zur Verwirklichung in der Stunde gedeiht, die seiner geistigen Erledigung folgt! Und steht es mit den anderen Herrlichkeiten, für die du deutsche Jugend befremdlicherweise zur Begeisterung entzünden möchtest, nicht ebenso? Siehst du die Sterne über uns? Kennst und ehrst du unsere Götter? Weißt von den Kündern deutscher Zukunft? Goethe und Nietzsche waren wohl Liberale? Hölderlin und George sind am Ende gar demokratische Geister, deiner schnurrigen Meinung nach? – Nein, das nicht. Freilich, freilich, da seid ihr im Rechte. Liebe Freunde, wie betreten ich bin. Ich habe nicht an Goethe und Nietzsche, Hölderlin und George gedacht. Oder habe ich etwa im stillen dennoch ihrer gedacht und frage ich mich nur, ob es absurder ist, der Republik das Wort zu reden in ihrem Namen, als die Restauration zu predigen um ihretwillen? Ja, ich will mir zu helfen suchen in meiner großen Betretenheit, indem ich dies frage. Ich will weiter gehen und die Frage aufwerfen, ob wir nicht alle (ich auch! ich auch!) die Widerstände unterschätzt haben, welche die alten staatlichen Mächte der Verwirklichung deutscher Schönheit entgegensetzten; ob nicht die neue Menschlichkeit, deren Propheten jene Geister sind und die euch im sehnüchtig stolzen Sinne liegt, wenn ihr über Demokratie die Achseln zuckt, auf ihrem Boden, auf dem Boden der Republik glücklichere Möglichkeiten der Verlebendigung finden mag als auf dem Grunde des alten Staates...

[...]

Wissen wir nicht von einem anderen „Dritten“, das ebenfalls „weltlich und überirdisch“, das heißt sozial und innerlich, menschlich und aristokratisch zugleich ist und zwischen Romantizismus und Aufklärung, zwischen Mystik und Ratio eine schöne und würdige – man darf es sagen: eine deutsche Mitte hält? Und war es, zornige Freunde, nicht dies Element, das ich mit jenem Buchwerk, in wirklicher Lebensnot nach rechts und links, ja, unter schwerstem Druck, mehr noch nach links als nach rechts, verteidigte: das Element der Humanität?

Irgendwie, auf die bescheidenste Art, bin ich legitimiert, diesen Begriff zu handhaben; denn die Sache war früher mein als der Name, und ich darf sagen, daß Humanität mir kein erlesener und gedachter, sondern ein erlebter Gedanke ist. Möge das anmaßend geredet sein, so darf doch erinnert werden, daß man große Dinge in kleinem Maßstabe erleben und so ihr Wesentliches gewinnen kann. Ich habe Kunde gegeben von dem Geheimnis meines Herzens, habe dargetan, wie das rührende und große Erlebnis der Erziehung aus autobiographisch-selbstbildnerischem Bekennternum ungeahnterweise erwachse; wie mit der pädagogischen Idee die Sphäre des Sozialen erreicht sei und der Mensch, vom Sozialen angerührt, der unzweifelhaft höchsten Stufe des Menschlichen, des Staates nämlich, ansichtig werde... Die unzweifelhaft höchste Stufe des Menschlichen – der Staat! Als Anfänger des Lebens hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich jemals so sprechen würde. Wer aber so spricht, der ist Republikaner, er möge auch außerdem und nebenbei noch wie Novalis den politisch-entheistischen Glauben bekennen.

[...]

„Der Sitz der eigentlichen „Kunst“, sagt Novalis, und es hat etwas mit Demokratie zu tun, was er da sagt, „ist im Verstande. Dieser konstruiert nach einem eigentümlichen Begriffe. Phantasie, Witz und Urteilskraft werden nur von ihm requiriert. So ist ‚Wilhelm Meister‘ ganz ein Kunstprodukt – ein Werk des Verstandes.“ Völkische Professoren werden Anstand nehmen, den Satz zu zitieren. Das Gemüt überwiegt bei ihnen den Verstand zu sehr, als daß sie einzusehen bereit wären, daß Romantik fast genau Modernität



bedeutet: Modernität in dem Sinne Schillers, wenn er die sentimentalische Dichtung als modern im Vergleich mit der naiven kennzeichnet, oder im Sinne Mereschkowskis, wenn er erklärt, mit Gogol habe in der russischen Literatur, nach dem unbewußten Schöpfer-tum Puschkins, das eingesetzt, was man die schöpferische Bewußtheit, schöpferische *Kritik* nennen müsse.

Ein anderes Beispiel für die Haltlosigkeit gewisser himmelblauer Vorurteile! Wie verhält sich die Romantik zum modernen Handelsgeist, zum Geiste des internationalen Verkehrs? Doch am Ende nicht smart? Doch am Ende nicht wie ein demokratischer Whi-man, der den komplizierten Geschäftsgenius unserer Tage „nicht den geringsten unter den Geniussen“ nennt?! – Novalis respondiert: „Der Handelsgeist ist der Geist der Welt. Er ist der großartige Geist schlechthin. Er setzt alles in Bewegung und verbindet alles. Er weckt Länder und Städte, Nationen und Kunstwerke. Er ist der Geist der Kultur, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts.“

[...]

Ich will es wagen, in diesem Zusammenhange, der ein politischer Zusammenhang bleibt, mit aller gebotenen Behutsamkeit und Ehrerbietung von dem besonderen Gefühlsbezirk zu reden, der bei meinen letzten Worten sichtbar geworden ist: ich meine jene Zone der Erotik, in der das allgültig geglaubte Gesetz der Geschlechtspolarität sich als ausgeschaltet, als hinfällig erweist und in der wir Gleiches mit Gleichem, reifere Männlichkeit mit aufschauender Jugend, in der sie einen Traum ihrer selbst vergöttern mag, oder junge Männlichkeit mit ihrem Ebenbilde zu leidenschaftlicher Gemeinschaft verbunden sehen. Die Gesellschaft, die dies Wesen lange, ohne Wissen davon, aus ihrem Bewußtsein es verweisend oder es prüde perhorreszierend, in sich trug, beginnt allmählich den Bann von Verruf und Verleugnung, der auf der Erscheinung lag, zu lösen, sie mit größerer Ruhe ins Auge zu fassen und ihre Vieldeutigkeit menschlich zu erörtern. Sie kann Entnervung, Entartung, Krankheit bedeuten, und man mag zweifeln, ob in diesem Falle Disziplinierung oder humanitäre Schonung die rechte An sein wird, ihr zu begegnen. Aber es ist unmöglich, grundsätzlich der Sphäre des Verfalles einen Gefühlskomplex zuzuweisen, der Heiligstes und kulturell Fruchtbarestes in sich schließen kann. Wer über die Natur und ihre Gesetze denkt wie Novalis, nämlich dafürhält, daß sie etwas zu Überwindendes seien, wird den Vorwurf der Un- und Widernatur von vornherein als trivial empfinden; und übrigens hat schon Goethe dies geläufige Argument mit der Bemerkung verworfen, das Phänomen sei durchaus in – nicht außer der Natur und Menschheit, denn es sei zu allen Zeiten und bei allen Völkern hervorgetreten und erkläre sich ästhetisch durch die Tatsache, daß, objektiv, das Männliche der reinere und schönere Ausdruck der Idee des Menschen sei. Sehr Ähnliches äußerte Schopenhauer... Was aber hier im Vorübergehen über den merkwürdigen Gegenstand vorgebracht werden soll, zielt aufs Politische: auch diese Seite nämlich fehlt ihm nicht. Heißt es nicht, daß der Krieg mit seinen Erlebnissen von Bluts- und Todeskameradschaft, der harten und ausschließlichen Männlichkeit seiner Lebensform und Atmosphäre das Reich dieses Eros mächtig verstärkt habe? Die politische Einstellung seiner Gläubigen pflegt nationalistisch und kriegerisch zu sein, und man sagt, daß Beziehungen solcher Art den geheimen Kitt monarchistischer Bünde bilden, ja daß ein erotisch-politisches Pathos nach dem Muster gewisser antiker Freund-Liebschaften einzelnen terroristischen Akten dieser Tage zugrunde gelegen habe. Nun, Harmodios und Aristogeiton waren Demokraten; und von einer tieferen Gesetzmäßigkeit dessen, was heute Regel scheint, kann nicht die Rede sein.

[...]

Keine Metamorphose des Geistes ist uns besser vertraut als die, an deren Anfang die Sympathie mit dem Tode, an deren Ende der Entschluß zum Lebensdienste steht. Die Geschichte der europäischen *Décadence* und des Ästhetizismus ist reich an Beispielen dieses Durchbruchs zum Positiven, zum Volk, zum Staat – besonders in den lateinischen Ländern. Ihr kennt Herrn Maurice Barrès, den ungestümen Liebhaber des Rheinlandes? Er hat ein Buch geschrieben mit dem Novalis-Titel „Vom Blute, von der Wollust und dem Tode“. Er schrieb ein anderes, das, nicht minder verräterisch, „Der Tod von Venedig“ heißt. Er gelangte zur Politik. Er wurde Abgeordneter, Präsident einer Patriotenliga, geistreichster Theoretiker des Nationalismus, Schöpfer des *esprit nouveau*, wurde der Schriftsteller des Krieges. Ich nannte ihn ein Beispiel, aber ich besinne mich, bevor ich ihn ein Vorbild nenne. Nein, uns kann er als solches nicht dienen! Sein „Durchbruch“ ist äußerst französischer Art – das ist in der Ordnung. Doch keineswegs in der natürlichen Ordnung wäre es für uns, ihm darin nachzuahmen, und klänge es nicht nationalistisch, schon wieder, so wäre man versucht zu sagen, daß man Franzose sein müsse, um zu glauben, der Nationalismus, das sei das Leben.

Wir wollen das Sache der Franzosen sein lassen. Das Volk, das Witz genug hatte, den Nationalismus zu erfinden, wird auch genug haben, mit seiner Erfindung fertig zu werden. Was uns betrifft, wir werden guttun, uns um uns zu sorgen und um das, was unsere Sache – ja, sagen wir es mit dünkelloser Freude –, unsere nationale Sache ist. Ich nenne noch einmal ihren ein wenig altmodischen und heute doch wieder in Jugendglanz lockenden Namen: Humanität. Zwischen ästhetizistischer Vereinzelung und würdelosem Untergange des Individuums im Allgemeinen, zwischen Mystik und Ethik, Innerlichkeit und Staatlichkeit, zwischen todverbundener Verneinung des Ethischen, Bürgerlichen, des Wertes und einer nichts als wasserklar-ethischen Vernunftphillisterei ist sie in Wahrheit die deutsche Mitte, das Schön-Menschliche, wovon unsere Besten träumten. Und wir huldigen ihrer positiven Rechtsform, als deren Sinn und Ziel wir die Einheit des politischen und des nationalen Lebens begriffen haben, indem wir unsere noch ungelenken Zungen zu dem Rufe schmeidigen: „Es lebe die Republik!“

## DEUTSCHE HÖRER!

(BBC-Radioansprache)

10. Mai 1945

Deutsche Hörer!

Wie bitter ist es, wenn der Jubel der Welt der Niederlage, der tiefsten Demütigung des eigenen Landes gilt! Wie zeigt sich darin noch einmal schrecklich der Abgrund, der sich zwischen Deutschland, dem Land unserer Väter und Meister, und der gesitteten Welt auf getan hatte!

Die Sieges-, die Friedensglocken dröhnen, die Gläser klingen, Umarmungen und Glückwünsche ringsum. Der Deutsche aber, dem von den Allerunberufensten einst sein Deutschtum abgesprochen wurde, der sein grauenvoll gewordenes Land meiden und sich unter freundlicheren Zonen ein neues Leben bauen mußte, – er senkt das Haupt in der weltweiten Freude, das Herz krampft sich ihm zusammen bei dem Gedanken, was sie für Deutschland bedeutet, durch welche dunklen Tage, welche Jahre der Unmacht zur Selbstbesinnung und abbüßender Erniedrigung es nach allem, was es schon gelitten hat, wird gehen müssen.

Und dennoch, die Stunde ist groß – nicht nur für die Siegerwelt, auch für Deutschland –, die Stunde, wo der Drache zur Strecke gebracht ist, das wüste und krankhafte Ungeheuer, Nationalsozialismus genannt, verröchelt und Deutschland von dem Fluch wenigstens befreit ist, das Land Hitlers zu heißen. Wenn es sich selbst hätte befreien können, früher, als noch Zeit dazu war, oder selbst spät, noch im letzten Augenblick, wenn es selbst mit Glockenklang und Beethovenscher Musik seine Befreiung, seine Rückkehr zur Menschheit hätte feiern können, anstatt daß nun das Ende des Hitlertums zugleich der völlige Zusammenbruch Deutschlands ist, – freilich, das wäre besser, wäre das Allerwünschenswerteste gewesen. Es konnte wohl nicht sein. Die Befreiung mußte von außen kommen; und vor allem, meine ich, solltet ihr Deutsche sie nun als Leistung anerkennen, sie nicht nur als das Ergebnis mechanischer Übermacht an Menschen und Material erklären und nicht sagen: »Zehn gegen einen, das gilt nicht«. Deutschland zu besiegen, das allein mit aller Gründlichkeit den Krieg vorbereitet hatte, war auch im Zweifrontenkrieg eine Riesenaufgabe. Die Wehrmacht stand vor Moskau und an der Grenze Ägyptens. Der europäische Kontinent war in deutscher Gewalt. Es gab scheinbar gar keine Möglichkeit, kein Terrain, keinen Ansatzpunkt zur Bezwingung dieser unangreifbar verschanzten Macht. Der russische Marsch von Stalingrad nach Berlin, die kriegsgeschichtlich völlig neue und nicht für möglich gehaltene Landung der Angelsachsen in Frankreich am 6. Juni 1944 und ihr Zug zur Elbe waren militärisch-technische Brau- vourleistungen, denen deutsche Kriegskunst kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Deutschland ist wahrlich, wenn auch unter ungeheuren Opfern, nach allen Regeln der Kunst geschlagen worden und die militärische Unübertrefflichkeit Deutschlands als Legende erwiesen. Für das deutsche Denken, das deutsche Verhältnis zur Welt ist das wichtig. Es wird unserer Bescheidenheit zustatten kommen, den Wahn deutschen Übermenschentums zerstören helfen. Wir werden nicht mehr von den »militärischen Idioten« dort drüben sprechen.

Möge die Niederholung der Parteifahne, die aller Welt ein Ekel und Schrecken war, auch die innere Absage bedeuten an den Größenwahn, die Überheblichkeit über andere Völker, den provinziellen und weltfremden Dünkel, dessen krassester, unleidlichster Ausdruck der Nationalsozialismus war. Möge das Streichen der Hakenkreuzflagge die wirkliche, radikale und unverbrüchliche Trennung alles deutschen Denkens und Fühlens von der nazistischen Hintertreppen-Philosophie bedeuten, ihre Abschwörung auf immer. Man muß hoffen, daß das Mitglied des deutschen Kapitulations-Komitees, Graf Schwerin-Krosigk, nicht nur dem Sieger zum Munde reden wollte, als er erklärte, Recht und Gerechtigkeit müßten fortan das oberste Gesetz deutschen nationalen Lebens sein und Achtung vor Verträgen die Grundlage internationaler Beziehungen. Das war eine indirekte und allzu schonende Verleugnung der moralischen Barbarei, in der Deutschland länger als zwölf Jahre gelebt hat. Man hätte sich eine direktere, ausdrucksvollere gewünscht; aber der Fluch, den das deutsche Volk heute, wie ich glaube, gegen seine Verderber im Herzen trägt, klingt doch wenigstens darin an.

Ich sage: es ist trotz allem eine große Stunde, die Rückkehr Deutschlands zur Menschlichkeit. Sie ist hart und traurig, weil Deutschland sie nicht aus eigener Kraft herbeiführen konnte. Furchtbarer, schwer zu tilgender Schaden ist dem deutschen Namen zugefügt worden, und die Macht ist verspielt. Aber Macht ist nicht alles, sie ist nicht einmal die Hauptsache, und nie war deutsche Würde eine bloße Sache der Macht. Deutsch war es einmal und mag es wieder werden, der Macht Achtung, Bewunderung abzugewinnen durch den menschlichen Beitrag, den freien Geist.

## Kurt Tucholsky

\* 9. Januar 1890 Berlin + 21. Dezember 1935 Hindås bei Göteborg (Schweden; durch Selbstmord)

Autor satirischer, teils sarkastisch-ironischer Essays, Kurzprosatexte und Gedichte sowie Sketche und Chansons; 1910 Aufnahme des Jurastudiums (1915 Promotion); Teilnahme am Ersten Weltkrieg; danach als Literatur- und Theaterkritiker für die Berliner „Schaubühne“ (nach 1918 in „Die Weltbühne“ umbenannt) tätig; seit 1924 vorwiegend im Ausland (zuerst Korrespondent in Paris, von 1929 an dauerhaft in Schweden); 1933 Ausbürgerung, Verbrennung seiner Bücher in Deutschland. Hauptwerke: *Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte* (1912); *Fromme Gesänge* (1919); *Träumereien an preußischen Kaminen* (1920); *Das Lächeln der Mona Lisa* (1929); *Deutschland, Deutschland über alles* (1929); *Schloß Gripsholm* (1931); *Lerne lachen ohne zu weinen* (1931); *Christoph Columbus oder die Entdeckung Amerikas* (1932).

## LERNE LACHEN OHNE ZU WEINEN

### HANDELSTEIL

Da lesen wir nun so viel über Bankkrachs, zerplatzte Versicherungsgesellschaften, Geschäfte, die ihre Zahlungen eingestellt haben... viel Geld ist da verloren gegangen, viel Geld der andern – ja. Und was, glauben Sie, wird uns da beschrieben? Die letzte Verzweiflung der kleinen Leute, die ihre Spargroschen nicht mehr wiedersehen? zerstörtes Alter? zerstörtes Leben? Ach nein, das nicht. Es werden uns die Bankiers beschrieben. Was tun die Bankiers –? Sie brechen zusammen.

Jeder Bankier, der etwas ausgefressen hat, bricht zusammen. Er erleidet einen Nervenzusammenbruch. Und zwar bricht er entweder in einem Sanatorium zusammen oder auch zu Hause, aber das ist nicht so fein. Er – «Na, hören Sie mal, Sie sind aber komisch: Meinen Sie, das ist ein Spaß, so eine Pleite? Machen Sie das mal mit, ehe Sie mitreden...» – Nein, danke; ich verdiene ja auch nicht so viel; ich brauche das nicht. Und ein Spaß ist es gewiß nicht. Ich meine nur... «Was? Was soll der Bankier denn tun, wenn er Pleite macht? Auf einem Bein tanzen?» – Nein, das sähe nicht hübsch aus. Ich meine nur... wenn sie einen Lokomotivführer herunterholen, weil er nach zehn Stunden Dienst ein Signal überfahren hat, und es hat ein Unglück gegeben, dann sperren sie ihn ein. Fertig. – «Und? Na und? Sperren sie den Bankier vielleicht nicht ein?» – Nicht so lange. Es finden sich zwei Hausärzte und ein Professor, die die ganze Strenge ihrer militärärztlichen Dienstzeit vergessen, die gar nicht mehr «k.v.!» brüllen, sondern ellenlange Atteste schreiben: die Haftfähigkeit... das Herz... und es finden sich fast immer Kauttionen, und es finden sich fast immer Gerichtsbehörden, die den Mann herauslassen, den Herrn Verantwortlichen. – «Damit er draußen behilflich sein kann, sein Geschäft zu ordnen.» – Sicher. Aber der verhaftete Arbeiter hat auch ein Geschäft: nämlich seine Familie, die durch die Bestrafung, die ihm zugedacht ist, fast allemal zugrunde geht... aber darauf kommt es wohl nicht so sehr an. Er ist ja nicht verantwortlich. – «Was wollen Sie damit sagen?» – Daß dieses Wort im deutschen überhaupt nichts mehr bedeutet. Verantwortlich? Ich habe eine verantwortliche Stellung... deine Verantwortlichkeit... er ist mir dafür verantwortlich... neulich habe ich in einer Tierschutz-Zeitschrift gelesen: «Wenn die Schafe eingerückt sind, ist für die Herde der Hund verantwortlich.» Ich sage Ihnen: das

Wort hat seine Bedeutung verloren. Ist im Weltkrieg jemand verantwortlich gewesen? Wer ist überhaupt verantwortlich? Ich werde es Ihnen sagen: kleine, untergeordnete, meist proletarische Einzelne – der Rest verkriecht sich hinter die Gruppe, hinter eine Vorschrift, hinter das Reglement, hinter einen Befehl – in Wahrheit trägt kein Mensch die Verantwortung für das, was er macht. Sie decken sich gegenseitig, und zum Schluß ist es niemand gewesen. Die Geschichte wird richten, wissen Sie? Das ist eine schöne Geschichte. – «Aber die armen Bankiers...» Mir bricht das Herz. Ich sehe sie vor mir: schluchzende Devisenhändler, taschentuchauswringende Fondsmakler, zusammengebrochene Kommerzienräte... nach bestem Wissen und Gewissen... es muß furchtbar sein. Da gibts nur ein Mittel.

Sich auch weiterhin der Rechtlosen anzunehmen: jener kleinen Leute, die in die Klauen der Justiz fallen, und die sich nicht wehren können. «Das Gesetz in seiner erhabenen Gleichheit verbietet Armen und Reichen, unter den Brücken zu schlafen» — sagt Anatole France.

Ignaz Wrobel (1929)

## DIE OPPOSITION

Reichsverband Deutscher Verbände zur Züchtung  
stubenreiner Gebrauchsdackel

(Opposition)

Im Anfang war der Verein; jede anderweitige Übersetzung des Wortes «Logos» durch Faust beruht auf einem philologischen Irrtum. Danach waren zwei Vereine; ein feiner und ein minder feiner – diese beiden bekriegten sich, denn ihre Sekretäre wollten auch leben. Als aber ein dritter Sekretär nichts mehr zu tun fand, weil beim besten Willen alle diesbezüglichen Menschen schon in den beiden Vereinen waren und eigentlich kein Platz mehr war für einen dritten: da erfand er dennoch diesen dritten Verein. Er faßte nämlich die beiden vorhandenen Vereine zu einem Reichsverband zusammen, nannte den Zusammenschluß «Reichsverband der... Verbände» und lebte herrlich und in Freuden, mit achtundzwanzig Kartotheken, sechzehn Privatsekretärinnen und acht Telephonen. Soweit gut.

Da stand die Welt. Und Gott sahe, was er geschaffen hatte, und siehe, es war gut, alle Menschen waren in den zu diesem Zweck errichteten Vereinen untergebracht, niemand stand mehr ungeschützt draußen – da aber erhob sich eine neue Schwierigkeit.

Die Menschen waren zwar alle Vereinsmitglieder –, aber unmöglich konnten sie alle einen *Posten* in diesen Vereinen bekleiden. Es gab wohl: erste Vorsitzende, zweite Vorsitzende, dritte Vorsitzende, erste Schriftführer und zweite Schriftführer; Direktoren und Generaldirektoren, geschäftsführende Direktoren, Präsidialmitglieder und Ehrenmitglieder –, aber es blieb doch eine große Masse von grauen und unglücklichen Menschen zurück: die waren gar nichts. Das jammerte den lieben Gott. Und er strich sich den Bart und erfand etwas Neues. Und wir haben nun die Bescherung.

Was ein richtiger Verein von 1930 ist, der etwas auf sich hält: der hat – in Klammern – eine Opposition.

Die Sache fing damit an, daß ein durchgefallener verhinderter Vorsitzender sowie ein Mitglied, das jeder Verein hat, nämlich jenes, das bei allen Sitzungen dabei ist und sich

dortselbst ausstänkert –, daß diese beide begannen, dem Vorsitzenden mächtig ans Leder zu gehen. Wenn er «Schluß der Debatte» beantragte, dann hatten die beiden noch immer etwas zu meckern, und wenn er Herrn Vollbarsch das Wort erteilte, dann lärmten die zwei – einfach, weil sie zu Hause und im Geschäft nicht so lärmten durften, und weil Lärm den Menschen bestätigt, und überhaupt. Manchmal fuhren sie nachts, neben den ängstlich aufgeschreckten Gattinnen, mit dem Schlachtruf «Zur Geschäftsordnung!» auf – dann bekamen sie Baldrian und einen Anschnauzer, und dann schliefen sie weiter. Im Verein aber trieben sie es bunt.

Eines Tages gesellte sich ein kleiner grauer Mann zu ihnen, der noch nie eine Rolle gespielt hatte, und von dem man im Verein eigentlich nur bei den Namensaufrufen etwas hörte. Der war auf einmal da. Dann kam einer hinzu, der hatte es mit der Polaritätsphilosophie, infolgedessen war er Postbeamter, und der behauptete, alle Vereine, die diese Philosophie vernachlässigten, könnten unmöglich ihr Ziel erreichen. Nun waren es schon vier.

Die vier rummelten und gaben in den Sitzungen nicht schlecht an; sie machten bisige Zwischenrufe, auf die sie sehr stolz waren, ihre Köpfe wurden ganz heiß, sie amüsierten sich königlich und ärgerten den ganzen Verein. Es war wunderschön.

Und eines Tages, genau zu dem Zeitpunkt, wo sich der liebe Gott den Bart gestrichen hatte: da begleiteten sich die vier Gerechten zur Straßenbahn, denn sie hatten unglückseligerweise einen gemeinsamen Nachhauseweg, und an jeder Laterne blieben sie stehen und hielten auf offener Straße die Reden, die sie im Verein zu halten keine Zeit und keine Spucke mehr gefunden hatten – da sagte der kleine graue Mann plötzlich das Wort seines Lebens. «Meine Herren, wir sollten unsere Opposition fester formieren!», sagte er. Die drei anderen stießen pro Mann einen schrillen Schrei aus, und nun redeten sie alle vier mit einem Male. Jeder hatte es gleich gesagt. Es war ein regnerischer Großstadtabend, elf Uhr zwanzig, Ecke Genthiner und Lützowstraße. Da ward die «Opposition» geboren.

Die Opposition formierte sich. Sie wählte einen Vorsitzenden, eben jenen verhandelnden, durchgefallenen; sie wählte einen zweiten Vorsitzenden, den kleinen grauen Mann; sie hatte einen Kassenwart und einen Protokollführer, so daß also die ganze Besatzung ausreichend beschäftigt war. Und eines Tages bekam sie auch noch ein Mitglied, ein ganz ordinäres Mitglied (das sich aber bald zu einem Posteninhaber hinaufentwickelte) – und nun war die Opposition komplett.

Bald glichen die Sitzungen des Vereins männermordenden Schlachten. Sagte die Majorität Hü, dann brüllte die Opposition Hott; wollte die Mehrheit einen Pfingstaussflug machen, dann schlug die Opposition eine Damenspende aus sinnigen Ostereiern vor – kurz: es war höchst fruchtbar und vergnüglich im Verein.

Die Opposition ruhte nicht.

Der Verein hatte nämlich ein Blättchen: «Amtliche Verbandsmitteilungen (A. V.)». Was? Wir auch. Und die Opposition charterte einen Drucker, und der setzte, druckte, falzte und versandte: «Amtliche Verbandsmitteilungen (Opposition)». Woran sich ein herrlicher Prozeß anschloß: Klage wegen unbefugter Titelanmaßung in Idealkonkurrenz mit Abtreibung. Zwei Rechtsanwälte hatten emsig zu tun.

Und die Opposition gedieh und wurde stark und war eine Freude vor dem Herrn. Sie beschimpfte den Vorstand; sie warf dem Kassenwart Fälschung der Bücher vor (Beleidigungsklage); sie beantragte Änderung des Vereinsnamens und Abänderung der Fahnen (Sachbeschädigung); sie sang häßliche Lieder während der Sitzungen (ruhestörender

Lärm) – und jene historische Tagung vom 28. Januar wird wohl noch allen Beteiligten in lebendiger Erinnerung sein. Durch eine unerhörte Schiebung (Übertragung des Stimmrechts auf die vorstandstreuen Garderobenfrauen) gelang es dem reaktionären, gemeinen, bolschewistischen, fascistischen, korrupten und zuchthausreifen Vorstand noch einmal, sich zu halten. 54 Stimmen: Ja; 53 Stimmen: Nein; 1 Stimmenthaltung. Kollege Entenstertz war von verruchter Hand auf der Herrentoilette eingeschlossen worden. Verrat –!

Und es geschah das Seltsame: der Verein spaltete sich nicht. «Unser Verein!» dröhnte die Majorität. «Wir sind vereinstreu!» piffte die Minorität. «Wir halten durch!» die Mehrheit. «Wir bleiben bei der Fahnenstange», die Minderheit; «wir wollen nur...» Was wollten sie nur –?

Sie wollten den Verein nochmal. Einer genügte ihnen nicht. Und weil es in jedem Menschenhaufen immer zwei Gruppen gibt: die fixen und die langsamen; die trocknen und die humorvollen; die sorgfältigen und die mit dem Husch-Husch, so zerfiel der Verein nicht, aber er glückte nun einem Wagen, bei dem das eine Pferd nach links und das andere nach rechts zieht. Die Leute im Wagen wunderten sich baß.

Die Familienväter der Mehrheit gingen abends in die Sitzungen, gekränkt und voll grollender Finsternis; die Junggesellen der Minderheit stürzten in die Sitzungen, bibbernd vor Aufregung. Lärmte die Opposition, so kochte es in der Majorität, würdevolle Papas hatten merkwürdige Associationen, sie dachten an die ungeratenen Söhne, an ihren Widerspruch und ihren Undank, und wenn die Majorität schön durchgekocht war, dann entlud sich der überschüssige Dampf in einem wilden Gebrodel von Geschrei, Radau und Händegefuchtel, das Schlimmste war hier aufgerührt worden: eine auf Faulheit basierende Treue zum angestammten Vorstand. Aber der Verein zerfiel mitnichten.

Die Opposition wäre untröstlich gewesen – denn dann hätte sie keinen mehr gehabt, an dem sie sich aufregen konnte. Und die Majorität würde zwar erleichtert aufgeatmet haben, wenn «diese Brüder endlich raus wären – so, nun sind wir unter uns...», aber dann hätte es doch an jeglicher Würze des Vereinslebens gefehlt. Stubenreine Dackel kann fast jeder züchten –, die Seele des Vereins ist der Knatsch.

Nun war die Opposition schon auf dreiundfünfzig Köpfe angewachsen; davon achtundvierzig Titelinhaber. Und eines Tages..., mir wird ganz angst, wenn ich davon erzähle. – Eines Tages beriet die Opposition, die längst ein eigenes Vereinslokal hatte, eigene Garderobenfrauen und eigene Bierseidel –.

Eines Tages beriet die Opposition über ihr Verhalten in der nächsten gemeinsamen Sitzung, was sie der Mehrheit nun anzutun gedächte, und wie man durch überraschende Ablehnung des Vorschlags 17 dem Vorstand ordentlich einen auswischen könnte. Das war so gut wie beschlossene Sache. Der Oppositionsvorstand schritt zur Abstimmung.

Da stimmten zwei Mann dagegen!

Ungeheure Aufregung brach aus. Die Türen wurden geschlossen; der Oppositionsvorstand zog sich sofort zu einer vertraulichen Aussprache zurück. Alle guten Oppositionellen rückten von den beiden räudigen Schafen ab. Waren die zum alten Vorstand übergegangen? Keine Spur.

Eine neue Opposition war im Werden!

Und die neue Opposition zog gegen die alte Opposition zu Felde und nannte sich – in Klammern – «Neue Opposition». Und die neue Opposition zeugte einen linken Flügel der neuen Opposition; und der linke Flügel zeugte einen radikalen Flügel, und der Radikale zeugte Melchisedech, und Melchisedech zeugte Jerobeam, und Jerobeam... zum Schluß war der deutsche Idealzustand erreicht:

*Jeder Mann seine eigene Partei.*

Übrigens kommt so etwas nur bei Dackelvereinen vor. Politische Parteien tun dergleichen fast nie. Womit ich nichts gesagt haben möchte.

Peter Panter (1930)

## AM TELEPHON

Neulich hat der französische Ministerpräsident den deutschen Reichskanzler antelephonierte, um ihm mitzuteilen, daß er wegen einer Unpäßlichkeit Briands nicht zum ursprünglich vorgesehenen Datum nach Berlin kommen könne. Warum telefonieren eigentlich die europäischen Staatsmänner nicht viel häufiger miteinander –?

Da liegen nun die Hauptstädte Europas, eine von der andern immer nur ein paar Flugstunden entfernt. Und wie verständigen sich die Direktoren der Staatsverbände, die ja trotz allen Geschreis nur einen großen Klub bilden? Sie verständigen sich untereinander in einer Art, gegen die die Trommelpost der Neger eine höchst moderne und hervorragende Sache ist.

Welches Brimborium und welche Feierlichkeit, wenn sie einander etwas zu sagen haben! Da werden Botschafter in Bewegung gesetzt, diese Briefträger der Umständlichkeit, da gibt es Verbalnoten und schriftliche Noten und Konferenzen und ein Getue, das die braven Zeitungen, schmatzend und diese scheinbaren Neuigkeiten mit Wonne schlüpfend, berichten. Und man stelle sich vor, die großen Konzerne, die ja an Wichtigtuerei auch nicht grade Schlechtes leisten, gestatteten sich diese Zeitverschwendung!

Das ginge zwischen den Staaten nicht anders? Diese höchst wichtigen und schrecklich geheimen Gespräche zwischen Brüning und MacDonald, zwischen MacDonald und Laval könnten abgehört werden? Aber die Trusts, deren Macht in Europa weit größer ist als die Macht dieser lächerlichen Staaten, telefonieren ja auch, und Gott weiß, daß auch dort der Verrat in allen Bureauzimmern blüht. Und es geht doch. Natürlich wird kein verständiger Mensch erwarten, daß sich die europäischen Staatsmänner am Telephon alles mitteilen, obgleich zum Beispiel eine telephonische Kriegserklärung («Hallo, Sie! — Von morgen ab ist Krieg») höchst reizvoll wäre. Warum telefonieren sie nicht?

Weil sie sich viel zu feierlich nehmen. Weil sie noch immer glauben: England, das sei eine schier religiöse Sache, und Deutschland, das sei ein Heiligtum, und Frankreich, das sei eine Kultstätte. Macht euch doch nicht in die Hosen! Es ginge uns allen viel besser, wenn die Staaten ihre wahre Rolle erkennen wollten. Noch aber leben sie, während einer Epoche, die die Gesättigten gern Frieden zu nennen belieben, in einem latenten Kriegszustand. Welches Theater, wenn einer den andern besucht! Darunter liegen dann Streichholz- und Petroleumgeschäfte sowie die allen gemeinsame Angst, der Arbeiter könne sich eines Tages mit Gewalt seinen Lohn nehmen, den sie ihm heute vorenthalten. Große Oper spielen die Staaten, mit Helden, denen die Strumpfbänder rutschen. Leider eine Oper mit tragischem Ausgang

Ignaz Wrobel (1931)



## WAS DARF DIE SATIRE?

Frau Vockerat: «Aber man muß doch seine Freude haben können an der Kunst.»

Johannes: «Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude.»

Gerhart Hauptmann

Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.

Satire scheint eine durchaus negative Sache. Sie sagt: «Nein!» Eine Satire, die zur Zeichnung einer Kriegsanleihe auffordert, ist keine. Die Satire beißt, lacht, pfeift und trommelt die große, bunte Landsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist.

Satire ist eine durchaus positive Sache. Nirgends verrät sich der Charakterlose schneller als hier, nirgends zeigt sich fixer, was ein gewissenloser Hanswurst ist, einer, der heute den angreift und morgen den.

Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.

Die Satire eines charaktervollen Künstlers, der um des Guten willen kämpft, verdient also nicht diese bürgerliche Nichtachtung und das empörte Fauchen, mit dem hierzulande diese Kunst abgetan wird.

Vor allem macht der Deutsche einen Fehler: er verwechselt das Dargestellte mit dem Darstellenden. Wenn ich die Folgen der Trunksucht aufzeigen will, also dieses Laster bekämpfe, so kann ich das nicht mit frommen Bibelsprüchen, sondern ich werde es am wirksamsten durch die packende Darstellung eines Mannes tun, der hoffnungslos betrunken ist. Ich hebe den Vorhang auf, der schonend über die Fäulnis gebreitet war, und sage: «Seht!» – In Deutschland nennt man dergleichen «Kraßheit». Aber Trunksucht ist ein böses Ding, sie schädigt das Volk, und nur schonungslose Wahrheit kann da helfen. Und so ist das damals mit dem Weberelend gewesen, und mit der Prostitution ist es noch heute so.

Der Einfluß Krähwinkels hat die deutsche Satire in ihren so dürftigen Grenzen gehalten. Große Themen scheiden nahezu völlig aus. Der einzige «Simplizissimus» hat damals, als er noch die große, rote Bulldogge rechtens im Wappen führte, an all die deutschen Heiligtümer zu rühren gewagt: an den prügelnden Unteroffizier, an den stockfleckigen Bürokraten, an den Rohrstockpauker und an das Straßenmädchen, an den fettherzigen Unternehmer und an den näselnden Offizier. Nun kann man gewiß über all diese Themen denken wie man mag, und es ist jedem unbenommen, einen Angriff für ungerechtfertigt und einen anderen für übertrieben zu halten, aber die Berechtigung eines ehrlichen Mannes, die Zeit zu peitschen, darf nicht mit dicken Worten zunichte gemacht werden.

Übertreibt die Satire? Die Satire muß übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerecht. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird, und sie kann gar nicht anders arbeiten als nach dem Bibelwort: Es leiden die Gerechten mit den Ungerechten.

Aber nun sitzt zu tiefst im Deutschen die leidige Angewohnheit, nicht in Individuen, sondern in Ständen, in Korporationen zu denken und aufzutreten, und wehe, wenn du einer dieser zu nahe trittst. Warum sind unsere Witzblätter, unsere Lustspiele, unsere Komödien und unsere Filme so mager? Weil keiner wagt, dem dicken Kraken an den Leib zu gehen, der das ganze Land bedruckt und dahockt: fett, faul und lebenstötend.

Nicht einmal dem Landesfeind gegenüber hat sich die deutsche Satire herausgetraut. Wir sollten gewiß nicht den scheußlichen unter den französischen Kriegsskizzen nacheifern, aber welche Kraft lag in denen, welch elementare Wut, welcher Wurf und welche Wirkung! Freilich: sie scheuten vor gar nichts zurück. Daneben hingen unsere bescheidenen Rechentafeln über U-Boot-Zahlen, taten niemandem etwas zuleide und wurden von keinem Menschen gelesen.

Wir sollten nicht so kleinlich sein. Wir alle – Volksschullehrer und Kaufleute und Professoren und Redakteure und Musiker und Ärzte und Beamte und Frauen und Volksbeauftragte – wir alle haben Fehler und komische Seiten und kleine und große Schwächen. Und wir müssen nun nicht immer gleich aufbegehren («Schlächtermeister, wahret eure heiligsten Güter!»), wenn einer wirklich einmal einen guten Witz über uns reißt. Boshaft kann er sein, aber ehrlich soll er sein. Das ist kein rechter Mann und kein rechter Stand, der nicht einen ordentlichen Puff vertragen kann. Er mag sich mit denselben Mitteln dagegen wehren, er mag wiederschlagen – aber er wende nicht verletzt, empört, gekränkt das Haupt. Es wehte bei uns im öffentlichen Leben ein reinerer Wind, wenn nicht alle übel nahmen.

So aber schwillt ständischer Dünkel zum Größenwahn an. Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokaleinrichtungen einen ständigen Eiertanz. Das ist gewiß recht graziös aber auf die Dauer etwas ermüdend. Die echte Satire ist blutreinigend: und wer gesundes Blut hat, der hat auch einen reinen Teint.

Was darf die Satire?

Alles.

Ignaz Wrobel (1919)

## VOR UND NACH DEN WAHLEN

Also diesmal muß alles ganz anders werden!

Diesmal: endgültiger Original-Friede auf Erden!

Diesmal: Aufbau! Abbau! und Demokratie!

Diesmal: die Herrschaft des arbeitenden Volkes wie noch nie!

Diesmal.

Und mit ernstern Gesichtern sagen Propheten prophetische Sachen:

«Was meinen Sie, werden die deutschen Wahlen im Ausland für Eindruck machen!»

Und sie verkünden aus Barten und unter deutschen Brillen – wegen Nichtkiekenkönnens – den höchstwahrscheinlichen Volkswillen.

Sprechen wird aus der Urne die große Sphinx:

Die Wahlen ergeben diesmal einen Ruck nach links.

So:

← Diesmal werden sie nach den Wahlen den Reichstag betreten; diesmal werden sie zum Heiligen Kompromisius beten; diesmal erscheinen die ältesten Greise mit Podagra, denn wenn die Wahlen vorbei sein werden, sind sie alle wieder da.

Diesmal.

Und mit ernstern Gesichtern werden sie unter langem Parlamentieren wirklich einen Ruck nach links konstatieren.

Damit es aber kein Unglück gibt in der himmlischsten aller Welten,

und damit sich die Richter nicht am Zug der Freiheit erkälten,  
und überhaupt zur Rettung des deutsch-katholischen-industriellen Junkerge-  
schlechts,  
machen nach den Wahlen alle Parteien einen Ruck nach rechts.  
So:

---

Auf diese Weise geht in dem deutschen Reichstagshaus  
alle Gewalt nebbich vom Volke aus.

Theobald Tiger (1928)

### **Gottfried Benn**

\* 2. Mai 1886 Mansfeld/Westprignitz + 7. Juli 1956 Berlin

Lyriker und Essayist; Studium der Philosophie und evangelischen Theologie, später der Medizin in Berlin; 1912–1914 Assistenzarzt an einer Berliner Klinik (In dieser Zeit frühe expressionistische Gedichte, auch eine Liebesbeziehung zu der Dichterin Else Lasker-Schüler); im Ersten Weltkrieg als Militärarzt u.a. im besetzten Brüssel tätig; danach Ausbildung zum Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten (1917–1935 eigene Praxis); 1933 anfängliche Begrüßung der Machtübernahme Adolf Hitlers; 1934 Abwendung vom Nationalsozialismus; 1938 Schreibverbot, 1935–1945 abermalige Tätigkeit als Militärarzt; nach 1949 großer Einfluss auf die Lyrik der deutschen Nachkriegszeit. Hauptwerke: *Morgue* (1912); *Fleisch* (1917); *Nach dem Nihilismus* (1932); *Der neue Staat und die Intellektuellen* (1933); *Statische Gedichte* (1948); *Doppelleben* (1950).

## **DER NEUE STAAT UND DIE INTELLEKTUELLEN**

Ich las kürzlich in einer Zeitung, im Besuchszimmer eines der neuen preußischen Ministerien sei ein Schild folgenden Inhalts angeschlagen: „Man kommt nicht in eigener Sache dorthin, wo ein neuer Staat aufgebaut wird.“ Ausgezeichnet! Das soll heißen, wo die Geschichte spricht, haben die Personen zu schweigen. Es ist die konkrete Formel der neuen Staatsidee. Wendet man diese Formel auf unser Thema an, kann man berechtigterweise fragen, wieso konfrontieren sich jetzt die Intellektuellen mit dem neuen Staat? Er ist gegen sie entstanden. Der neue Staat ist gegen die Intellektuellen entstanden. Alles, was sich im letzten Jahrzehnt zu den Intellektuellen rechnete, bekämpfte das Entstehen dieses neuen Staates. Sie, die jeden revolutionären Stoß von Seiten des Marxismus begeistert begrüßten, ihm neue Offenbarungswerte zusprachen, ihm jeden inneren Kredit einzuräumen bereit waren, betrachteten es als ihre intellektuelle Ehre, die Revolution vom Nationalen her als unmoralisch, wüst, gegen den Sinn der Geschichte gerichtet anzusehen. Welch sonderbarer Sinn und welche sonderbare Geschichte, Lohnfragen als den Inhalt aller menschlichen Kämpfe anzusehen. Welch intellektueller Defekt, welch moralisches Manko, kann man schon an dieser Stelle hinzufügen, nicht in dem Blick der Gegenseite über die kulturelle Leistung hinaus, nicht in ihrem großen Gefühl für Opferbereitschaft und Verlust des Ich an das Totale, den Staat, die Rasse, das Immanente, nicht in ihrer Wendung vom ökonomischen zum mythischen Kollektiv, in diesem allem *nicht* das anthropologisch Tiefere zu sehen! Von diesen Intellektuellen und in ihrem Namen spreche ich nicht.

Ich spreche im Namen des Gedankens und derer, die sich ihm beugen. Wie sieht der Gedanke die heutige Lage an? Nicht der klägliche Gedanke, der lange genug im geschichtlichen Erbe als dem Nahrungsgut der Nation herumschnüffelte, wo er einen Helden schwach und ein Opfer niedrig zeichnen könnte, sondern der notwendige Gedanke, diese überirdischste Macht der Welt, mächtiger als das Eisen, mächtiger als das Licht, immer in der Rufweite der Größe und im Flügelschlagen einer transzendenten Tat, wie sieht er die heutige Geschichte an? Kann er sie denn schon sehen? Ja, denn so gewiß es historische Augenblicke gegeben haben mag, in denen auch der von politischen Leidenschaften unbewegte, der grundsätzlich denkende Geist es nicht vermochte, die Züge seiner Zeit zu erkennen, das Wesen seiner Epoche zum Gedanken zu erheben, in denen wirklich die Stunde der Dämmerung beginnen mußte und das Schattenwerfen der Dinge, um aus der Entfernung erst den Umriss des Vergehenden zu sehen, so gewiß scheint mir unsere Gegenwart eine so klare geschichtliche Lage aufzuweisen, daß der Geist frei über den Augenblick in die Zukunft hinein seinen Blick und seine Berechnungen werfen kann fast schon in einer Art von Erkenntnis, die das Gesetzmäßige nährt. Wir sehen, daß der Sinn und die Propaganda für das Internationale, und zwar sowohl für die sozialistische wie industrielle Internationale, keine Vorstellung in uns erwecken, kein Gefühl in uns wachrufen konnte, das auf irgendeiner breiten Basis den Begriff des Staates hätte verdrängen können, und Staat ist Machtstaat, ist nationaler Staat. Wer geschichtlich denkt, wer politisch arbeitet, denkt und arbeitet mit dem Begriff des Staates. Alle Utopien, die über ihn hinauslangten, alle Theorien, die seine Auflösung voraussahen, haben politische Formen von Dauer nicht gefunden, ja, wir sehen exemplarisch, wie der europäische Staat, der sich vor sechzehn Jahren aufmachte, um prinzipiell den nationen- und klassenlosen Verband der Völker wachzurufen, der Machtstaat schlechthin geworden ist, der Tyrannenstaat; wie seine Moral, deren Ausgang die humanitäre Emphase von Gewerkschaftswerten und urchristlichen Phantasien war, als militärische und industrielle Expansion, als Imperialismus schärfster nationaler Prägung endet.

Wir sehen, wie dieses riesige, eben aktivierte Reich wider seinen Willen einbezogen wird in ein geschichtliches Gesetz, nach dem sich vor unseren Augen überall autoritäre Staaten bilden, sowohl in Asien wie in Europa, in der alten wie in der neuen Welt, ein neuer Fall des höchst seltsamen wirklichen Zusammenpulsierens der Menschheit (ein Ausdruck Burckhardts), für die es in der abendländischen Geschichte schon einige Vorgänge gibt: im sechsten Jahrhundert vor Christus die religiöse Bewegung von China bis Ionien, zur Zeit Luthers die religiöse Bewegung in Deutschland und Indien, im frühen Mittelalter das Einsetzen der Feudal- und Turnierzeit gleichzeitig in China, Persien, Rußland und der Languedoc; hier und heute ist also ein neuer Fall jener simultanen geschichtlichen Bewegung; ihre Formel heißt heute: intranationale Sammlung, Rückzug auf die gemeinsam von einem Volk geschichtlich durchlebte Landschaft, auf die sprachliche und kulturelle Tradition, und wir empfinden in dieser geschichtlichen Bewegung durchaus die vorwärtsgerichtete, ordnende, positive, die moderne Staatstendenz, die moderne Staatsidee, die den unfruchtbar gewordenen marxistischen Gegensatz von Arbeitnehmer und Arbeitgeber auflösen will in eine höhere Gemeinsamkeit, mag man sie wie Jünger „Der Arbeiter“ nennen oder nationalen Sozialismus. Und so gewiß einmal in einer anderen historischen Stunde ein hohes Ethos darin lag, die Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter zu führen, und das Bebelpathos jener Stunde echt war, so klingt doch die noch kürzlich so aktuell gewesene Maxime: „Alle Macht dem internationalen Proletariat“ uns heute

schon wie: „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden“, nämlich märchenhaft fern, schwärmerisch und vom europäischen Gesellschaftsstandpunkt aus neurotisch.

Die internationale Idee, einer langen Zeitspanne zur Entwicklung, einem bedeutenden geistigen Milieu zur Durchdringung gegenübergestellt, hat die politische Form ihres Wollens nicht gefunden. Sie beginnt ja nicht erst mit den zehn Tagen, die die Welt erschütterten, oder dem Kommunistischen Manifest, sie durchzieht ja das neunzehnte, das achtzehnte Jahrhundert. Wir finden zum Beispiel in den Aufsätzen von Schiller die bemerkenswertesten Äußerungen darüber, daß man seit Ablauf des Mittelalters in Europa sich anschickte, einem höheren Vernunftidol auch das Vaterland zu opfern, und trotz der bei ihm und seitdem immer wieder ausgesprochenen Einsicht, daß es sich dabei vielleicht um ein zukünftiges größeres Idol handele, stehen wir heute vor der Tatsache eines vollkommenen, geschichtlich logischen, von echten menschlichen Substanzen ernährten Sieges der nationalen Idee.

Die Intellektuellen sagen nun, dies sei der Sieg des Niederen, die edleren Geister seien immer auf der anderen, der Schillerschen Seite, zu sehen. Was sollten aber da die Maßstäbe für edel und niedrig sein? Für den Denkenden gibt es seit Nietzsche nur *einen* Maßstab für das geschichtlich Echte: sein Erscheinen als die neue typologische Variante, als die reale konstitutionelle Novität, also kurz gesagt als der neue Typ, und der, muß man sagen, ist da. Die typologische Majorität – wer könnte bezweifeln, daß sie vorhanden, auf Seiten des neuen Staates vorhanden ist? Negativ wie positiv vorhanden: in dem, was sie bekämpft, und in dem, was sie errichtet. Eine echte neue geschichtliche Bewegung ist vorhanden, ihr Ausdruck, ihre Sprache, ihr Recht beginnt sich zu entfalten, sie ist typologisch weder gut noch böse, sie beginnt ihr Sein. Sie beginnt ihr Sein, und es tritt ein in ihr Sein die Diffamierung von Seiten aller sich zu Ende neigender Geschlechter, *die* Kultur ist bedroht, *die* Ideale sind bedroht, *das* Recht, *die* Menschheit ist bedroht, es klingt wie Echo: aus der Lombardei, aus Ungarn, aus Versailles, als die Gallier kamen, die Goten, die Sansculotten, klang es schon so. Sie beginnt ihr Sein, und alles Feine, Abgestimmte, zu was Gelangte wirft sich ihr entgegen; aber es ist die Geschichte selber, die diese Angriffe entkräftet, ihr Wesen, das nicht abgestimmt und demokratisch verfährt. Die Geschichte verfährt nicht demokratisch, sondern elementar, an ihren Wendepunkten immer elementar. Sie läßt nicht abstimmen, sondern sie schickt den neuen biologischen Typ vor, sie hat keine andere Methode, hier ist er, nun handele und leide, baue die Idee deiner Generation und deiner Art in den Stoff der Zeit, weiche nicht, handele und leide, wie das Gesetz des Lebens es befiehlt. Und dann handelt dieser neue biologische Typ, und natürlich werden dabei zunächst gewisse Gesellschaftsverhältnisse verschoben, gewisse erste Ränge leergefegt, gewisse Geistesgüter weniger in Schwung gehalten; aber meistens richten sich derartige Bewegungen doch auch gegen eine Gesellschaft, die überhaupt keine Maßstäbe mehr schafft, kein transzendentes Recht mehr errichtet, und verdient denn eine solche Gesellschaft etwas anderes als Joch und neues Gesetz?

Joch und neues Gesetz – da krümmt sich der Liberale, daß die Weltgeschichte nicht der Boden des Glückes sei, das geht ihm nicht ein; Freiheit – das ist sein Begriff oder was er darunter versteht: Unumschränktheit in Geschäften und Genuß. Zwei Vorwürfe oder zwei Forderungen erhebt er nun aus seinem Liberalismus gegen den neuen Staat, soweit dieser Liberalismus überhaupt noch Kraft hat, irgend etwas zu erheben, und nicht längst gerichtet ist durch eine neue Art von Intelligenz. Die erste Forderung heißt: der Staat solle verpflichtet sein, die Qualität als solche zu schützen, intellektuelle und künstlerische Qualität. Plötzlich nämlich gibt es für den Liberalen absolute Qualität, plötzlich sieht er

Gut und Böse, plötzlich stellt er sich, als ob er Wurzel und Substanz besäße, die reine Gesetzestafel. Unser Gedanke antwortet ihm aber sofort, es gab niemals eine Qualität, die außerhalb des Historischen stand. Es gibt im Menschen, soweit wir seine Geschichte übersehen, gewisse formale Grundlagen von Dauer, gewisse Anordnungsforderungen seiner ästhetischen Anschauung, gewisse Wirkungsfolgen in ihm bei bestimmter quantitativer Gliederung, aber eine absolute inhaltliche Qualität gab es nie. Die inhaltliche Qualität schuf immer die Geschichte. Ja, es wäre eine schwächliche geschichtliche Macht, die sich nicht unterfinde, die Qualität zu bestimmen, die Qualität zu bilden, sie überzuleiten in neue inhaltliche Bindungen, sie zu prägen, sie zu richten. Im Grunde hat immer nur die Geschichte gedacht. Gedacht wurde auf dem Sinai, als der Dekalog herniederbrach und die Posaune ertönte und der Berg rauchte; gedacht haben die Meilensteine, die nach Rom und Byzanz die Wege wiesen; gedacht hat das jetzige neue Jahrhundert, als es das werdende Gesetz formte: der totale Staat. Immer prägte die Geschichte den Stil, immer war dieser Stil die Verwirklichung eines neuen historischen Seins. Beispiele dafür wären gewisse bekannte Tatsachen zum Beispiel aus der Kunstgeschichte: Das attische Reichsgefühl zerbrach die Mauer, die den ägyptischen Hof umschloß, entwickelte das Fernbild, den perspektivistischen Stil; aus der neuen Dynamik des Geistigen, die der Orient nicht kannte, brachen in Hellas die großen heroischen Götter, aus dem politischen Grundbegriff seines fünften Jahrhunderts, dem des Sieges, der dorische Tempel, die Nike und die Statue des Polyklet hervor. Wie sollte man also von einer neuen revolutionären Bewegung fordern können, daß sie alte Qualitäten schütze, die Bewegung tritt ja auf, sie erscheint ja, um eine neue anthropologische Qualität und einen neuen menschlichen Stil zu bringen, um aus ihrem politischen Grundbegriff heraus neue intelligible und ästhetische Formen zu entwickeln, sie selber in dem unendlichen Zug geschichtlicher Verwirklichungen.

Die zweite Forderung, mit der der liberale Intellektuelle an den Staat herantritt, heißt Geistesfreiheit. Er, der berauscht zu Füßen jedes russischen Agenten saß, der über die Ausrottung der bürgerlichen Psychologie methodisch vortrug, verlangt jetzt für sich vom nationalen Staat Gedankenfreiheit. Es kann nicht ausbleiben, daß der politische Gedanke auch dieser Forderung heute anders gegenübersteht. Gedankenfreiheit, Pressefreiheit, Lehrfreiheit in einem Sechzigmillionenvolk, von dem jeder einzelne den Staat für seine Unbeschädigtheit sittlich und rechtlich verantwortlich macht, – ist da der Staat nicht aus Rechtsbewußtsein verpflichtet, diese Freiheit aufs speziellste zu überwachen? Das Wort ist aber der stärkste physiologische Reiz, sagt Pawlow, den das Organische kennt, auch der unabsehbarste, muß man hinzufügen. Läßt sich da überhaupt ein Argument gegen einen Staat finden, der erklärt, die öffentliche Meinungsäußerung nur denen zu gestatten, die auch die öffentliche Staatsverantwortung tragen? Geistesfreiheit –: weil 1841 die Massenherstellung von Druckerschwärze begann und im Laufe des Jahrhunderts die Rotations- und Setzmaschinen hinzukamen, das wäre bei 3812 Tageszeitungen in Deutschland und 4309 Wochenschriften zuviel historischer Sinn, Geistesfreiheit –: daß an sie überhaupt die Entstehung von Kultur gebunden sei, daß diese Entstehung überhaupt an eine bestimmte Staatsform, eine bestimmte soziale Staatsstruktur gebunden sei, ist eine gänzlich erkenntnislose Betrachtung: alles, was das Abendland berühmt gemacht hat, seine Entwicklung bestimmte, bis heute in ihm wirkt, entstand, um es einmal ganz klar auszudrücken, in Sklavenstaaten. Säule, Tragödie, kubischer Raum, Geschichtsschreibung, erste Selbstbegegnung des Ich: Ägypten, Hellas, Rom: es handelte sich um eine Oberschicht, oft eine sehr geringe, und dann die Heloten. Man könnte mit Beispielen fortfahren; die Geschichte ist reich an Kombinationen von pharaonischer Machtausübung und

Kultur, das Lied darüber ist drehend wie das Sternengewölbe; der Vers von heute lautet: Geistesfreiheit, um sie für wen aufzugeben? Antwort: für den Staat!

Wir sehen die beiden großen Phantome der bürgerlichen Ära, die geschichtslose Qualität und die wertindifferente Geistesfreiheit, in ihrem sinkenden Zauber über der zerfallenden europäischen Demokratie. Der Verfall dieser beiden objektiven Größen einer nahezu zweihundertjährigen Menschheitsgeschichte von teilweise glanzvollem Charakter deutet auf die ungeheure Schwere der Verwandlung, die sich in unserem Innern vollzieht. Man kann sie in ihren Folgen wohl gar nicht für unabsehbar genug halten, auch sich nicht darüber täuschen, daß hier ein echter Verfall vorliegt, irreparabel und von tiefen Erschütterungen umrahmt. Wir sehen die beiden Hauptpositionen der liberalen Intelligenz auf breiter Front durchbrochen, durchbrochen von einer neuen Intelligenz, einem ganz neuen kompositorischen Weltgefühl, das einer Jugend angehört von verwandelter geschichtlicher Art. Einer Jugend, die aus dem Dunkel kam wie kaum eine zuvor: das Land geschlagen, die Väter gefallen, der Besitz verpfändet, die Berufe überfüllt, nur Wissen verhältnismäßig billig: Damenfriseure verlangten für ihre Novizen abgeschlossene Oberlyzealbildung, Detailgeschäfte für die Volontäre das Abitur zum Abmessen der Kattunstreifen. Betrat sie einmal das Theater, erblickte sie von geistesfreien Kritikern hochgerühmte Schmarren; stiegen die geistigen Heroen, die Wappentiere der Republik, einmal aus ihren Landhäusern hernieder zu einem Vortrag, gewährten sie Einblicke in gepflegte Abgründe und schlossen: was wollt ihr denn, seid doch ruhig, wir haben ja die völkerverklärende Demokratie. Eine feine Demokratie aber, sagte sich diese Jugend, die den meisten nichts zu fressen gibt, um sie dann auch noch gedanklich im Stich zu lassen; eine wahre Heldenschaft des Volkes, die sich im Augenblick des Angriffs nach unbemerkten Grenzübergängen umsieht und nach Grundstücken in Ascona, statt die Lenden zu gürteln und die Wurfschaukel in die Hand zu nehmen und sich in Gefahr zu begeben, in die biologische Gefahr, ohne die Führung nicht möglich und auch vom Schicksal nicht bestimmt ist. Lange genug haben wir das jetzt mitangehört –: Helden, Opfer –, das ist ja alles unreal, wir wollen die Landhäuser behalten und alles das Erraffte; gepflegte Abgründe – gut, aber doch nicht gleich etwas Eisiges. Lange genug, sagte sich diese Jugend, haben wir das mitangehört, Geistesfreiheit: Zersetzungsfreiheit – antiheroische Ideologie! Aber der Mensch will groß sein, das ist seine Größe; dem Absoluten gilt unausweichlich sein ganzes inneres Bemühen. Und so erhob sich diese Jugend von den gepflegten Abgründen und den Fetischen einer defaitistisch gewordenen Intelligenz und trieb in einem ungeheuren, den Sechzigjährigen nicht mehr verständlichen neuen Generationsglück vorwärts in das Wirkende, den Trieb, in das formal noch nicht Zerdachte, das Irrationale, und rüstete sich: „der gekrümmte Bogen ist meine Lust“, und opfert sich, wie das innere Gesetz es befahl, und wenn das historische Symbol der liberalen Ära ein Schloß mit Nippessachen war, die Tuilerien, und ein Ballspielhaus, das sie stürmten, für diese wurde es ein Paß: Thermopylai.

Große, innerlich geführte Jugend, der Gedanke, der notwendige Gedanke, die überirdischste Macht der Welt, mächtiger als das Eisen, mächtiger als das Licht, gibt dir recht: die Intelligenz, die dir schmähend nachsieht, war am Ende; was sollte sie dir denn vererben; sie lebte ja nur noch von Bruchstücken und Erbrechen über sich selbst. Ermüdete Substanzen, ausdifferenzierte Formen, und darüber ein klägliches, bürgerlich-kapitalistisches Behang. Eine Villa, damit endete für sie das Visionäre, ein Mercedes, das stillte ihren wertesetzenden Drang. Halte dich nicht auf mit Widerlegungen und Worten, habe Mangel an Versöhnung, schließe die Tore, baue den Staat!

**Alfred Döblin**

Vgl. S. 87

**DER HISTORISCHE ROMAN UND WIR****I***Jeder Roman hat einen Fonds Realität nötig*

Wodurch unterscheidet sich der historische Roman von einem anderen Roman?

Ich habe hier den Beginn eines einfachen Romans: »Die Nacht war über den Garten gekommen. Aus der mächtigen Wand von Baumkronen hinter dem Haus, in deren dicht-verschränktem Gezweig er seit Stunden langsam emporgeklettert war, löste sich jetzt in rötlichem Glühen der Mond. Klaus öffnete die Fenster und beugte sich hinaus zu dem nächtlichen Garten. Wie immer nahm der stille schweisgsame Zauber seine Sinne gefangen. Ruth, die auf seine Bitten hin hatte spielen müssen, schloß mit einer heftigen Bewegung den Flügel, unwillig, daß er sie plötzlich vernachlässigte. Klaus wandte sich um« usw.

Jeder von uns, der dies liest, weiß: dies ist nicht vorgekommen, und auch der Autor, als er dies schrieb, hat nicht einen Augenblick den Willen gehabt, uns vorzumachen, dieser Klaus und diese Ruth haben gelebt, und es habe sich in jener Mondnacht, einer Nacht mit einem bestimmten Datum, das abgespielt, was er jetzt zu erzählen beginnt. Wir sind eben im Roman, im Bereich der Erfindung, wenngleich – das ist eine eigentümliche Sache – diese Vorgänge hier so vorgetragen werden, als ob sie sich real ereignet hätten und historische wären. Ja, es steht so, und ist außerordentlich kurios, aber wichtig, und muß nachdenklich machen: wenn im simplen Roman die Dinge nicht so erzählt werden, als ob sie sich richtig ereignet hätten, nicht so erzählt werden, daß sie sich haben ereignen können, wenn die Handlungen unglaublich, (verglichen mit der Realität) unwahrscheinlich sind, so lehnen wir diesen Roman ab. Es ist ein schlechter Roman.

In unserm Fall, wo der Klaus und die Ruth auftreten, sind wir bereit mitzumachen, und zwar warum? Solche Nächte, wo der Mond langsam im Gezweig von Baumkronen emporklettert – ein deutliches plastisches Bild – gibt es. Und einen Klaus, wohlgemerkt irgendeinen Klaus, der sich hinauslehnt, er kann auch Max oder Erich heißen, kann es auch geben. Und wir sind gar nicht erstaunt, daß sich unter diesen Umständen auch eine Ruth findet, die Klavier spielt und sich ärgert, daß er zum Fenster hinausblickt. Wir machen mit, weil dies alles möglich ist, und es braucht gar nicht vorgekommen zu sein. Wir akzeptieren die Spielregel: es braucht nicht vorgekommen zu sein, aber wir lassen das Spiel nur zu unter der Bedingung: es muß wenigstens möglich sein.

Der einfache erfundene Roman also, schon er hat, damit wir ihn überhaupt annehmen, einen Fonds Realität nötig. Und wenn wir fragen, woher das kommt und warum wir nicht einfach ein völlig und ganz unwahrscheinliches Spiel, eine 100prozentige Spielerei hinsetzen dürfen, so ist die Antwort: dieser unser heutiger Roman zeigt so seine Herkunft. Er ist ein Überbleibsel, besser gesagt: eine Entwicklungsstufe einer Erzählungsart, die wirklich von erfolgten Vorgängen berichtet. Ehemals war Epik überhaupt *die* Mitteilungsform, *die* Verbreitungsform *und* die Aufbewahrungsform für wirklich abgelaufene Vorgänge. Es war die Zeit, wo man noch nicht Schrift und Zeitung hatte. Da man nur mündlich überlieferte, konnte sich Fabelhaftes einmischen. Um besser aufzubewahren, fixierte man damals auch die Mitteilung in Versen; die Versform erleichterte die Wiederholung



und sicherte nach Möglichkeit den Inhalt, und dies beides, und keine »ästhetische Absicht« ist der eigentliche Grund, warum die frühen Epen und Erzählungen in Versform auftreten. Die saubere Trennung von Wahrheit und Dichtung erfolgte erst später, als sie durch neue Überlieferungs- und Aufbewahrungsformen, also Schrift und Buch vor allem, möglich wurde, wonach sich dann auch unsere erzählende und berichtende Prosa entwickeln konnte. Trotz dieser Entwicklung, lange nach Verbreitung von Schrift und Druck, finden sich noch alte, gewissermaßen prähistorische Zeichen in unserm heutigen Roman, und wir haben eines eben genannt: wir wollen in dem zugestandenermaßen erfundenen Roman die Dinge glauben können, und Dinge, wenn sie nicht historisch sind, müssen wenigstens möglich sein. Damit ist dem heutigen Autor eine doppelte Aufgabe zugefallen: einmal erkenntlich und überzeugend Realität zu geben, wenn auch nicht zeitlich, räumlich bestimmte, und das andere Mal aus diesen Realitätsbestandteilen etwas zu machen, wodurch das Ganze Roman wird. Sie müssen zugeben, daß hier eine kuriose Sache erfolgt. Im geheimen Einverständnis setzen Autor und Hörer sich hin, und der Autor fängt an, einen Wunsch des Hörers zu befriedigen, und er setzt ihm dazu Tatsachen der Welt vor, interessante und wichtige, aber reichlich allgemeine und keineswegs so, wie sie irgendwo wirklich verlaufen wären, aber so, wie es dem Hörer gefällt. Autor und Hörer tun da mit verteilten Rollen das, was nächtlich überall der Traum, aber knapper und robuster leistet in der einen Person, die zugleich Autor und Hörer ist, nämlich im Träumer.

Es gibt keine Art der Erzählung, der epischen Dichtung, wo solch Anschein der Realität, wie wir ihn noch im heutigen Roman aufdeckten, nicht gefordert wird. Wenn im Märchen Hansel und Gretel in den Wald gehen und die Knusperhexe treffen, so sind Vorgänge und Personen, die ganze Situation vollkommen unmöglich. Keine Spur von Historie. Die Situation strotzt von Fehlern. Es ereignen sich Dinge, die gegen bekannte Naturgesetze verstoßen. Aber sogar noch hier, in der reinsten Dichtungsform, wird, wenn das Märchen nicht blöde und albern sein soll, ein gewisser klar durchscheinender Restbestand von Realität, eine echte Wirklichkeit und ihre Überlieferung gefordert. Das Motiv der Kinder, ihr kindliches Verhalten, ihre einfachen Bewegungen, ihre Wünsche: das ist real. Die Begegnung mit bösen Menschen, die die Kinder verlocken und ihre Harmlosigkeit mißbrauchen, das ist real. Und als stummer, aber großer Hintergrund stehen unser eigener Wille und unser Gefühl da, womit wir uns in die Handlung einschalten und das Ganze mittragen helfen: wir sehen, wie die Kinder sich verhalten, wir bemerken, so verläuft es, und wir wollen den Kindern helfen, so soll die Handlung verlaufen. Und damit schöpft die Handlung, die Erzählung, diese Form der Dichtung Realität aus uns selber. Am Märchen sehen wir noch besser als am Roman, der mit Wirklichkeitsresten vollgestopft ist, warum wir das ganze Genre schlucken und wollen. Der Ablauf, der uns in dieser Weise vorgesetzt wird, befriedigt uns. Wir brauchen diese Wirklichkeitsreste, um die Welt vor uns zu haben, als Repräsentanten, als Vertreter der Welt, aber nur, um nunmehr, nach den Unterdrückungen der echten Wirklichkeit, nach allem Mißglücken und Versagen des Alltags, frei und selbständig, selbstmächtig mit ihnen zu schalten. Wir wollen endlich einmal die Gesetze unserer Notwendigkeit, nicht die der physikalischen Welt, an ihnen exekutieren.

Der Roman ist die heutige Form des Märchens. (Das heißt natürlich nicht, daß der Roman eine Art »Märchen« sei, und daß wir uns an den vorliegenden Märchen orientieren müßten, wie wir es heute zu machen haben. Dummköpfe und Verspielte, die das tun, soll man bei ihren Kunststücken nicht stören, sie sind doch unsere »Dichter«.) Unser

gesamtes Weltbild, das kausale, ist anders als das der Kinder und der Primitiven. Wir können Zaubereien, Verstöße gegen die Naturwissenschaft nicht vertragen. Wir verlangen eine uns entsprechende Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit auch im Roman. Unser Realitätsanspruch schließt enorm viel ein, nicht nur eine physikalische und kausale Richtigkeit oder Möglichkeit, sondern auch eine politische, gesellschaftliche und psychologische Richtigkeit oder Möglichkeit. Und sind diese Dinge erfüllt, so kann der Erzähler anfangen, und jetzt beginnt sein Reich, also mit Einverständnis von Autor und Leser, gewissermaßen nach ihrer Verabredung, das Reich eines Als ob einer Scheinrealität, die uns erfreut, entspannt, kräftigt und steigert.

## II

### *Die Allgemeinheit der Realität im Roman*

Also eine Realität dieser Art, eine Scheinrealität bauen wir im Roman auf, und dies allgemein und im ganzen. Im einzelnen aber hat die Realität im Roman noch ein Merkmal, das ich hier anzeigen will. Und bevor wir zum historischen Roman kommen, ist es gut, dies noch festzulegen.

Wir wollen uns an das Beispiel jenes Klaus und jener Ruth halten aus dem Roman, der im Anfang zitiert wurde. Es ist, sagten wir schon, irgendein Klaus und irgendeine Ruth, von denen da gesprochen wird. Wir sehen da also vor uns, und zwar im Vordergrund des Romanes, Personen, und Vorgänge, die mit ihnen zusammenhängen, die allgemeiner Art sind. Diese Allgemeinheit der Personen und Vorgänge, welche wir im Vordergrund finden, das ist das Merkmal, das wir hier zeigen und näher betrachten wollen.

Wir müssen nach dem Sinn dieser Allgemeinheit fragen. Warum setzt man und will man setzen irgendeinen Klaus und irgendeine Ruth und ihre Handlungen in den Vordergrund? Hier die Antwort: Schon früher, in der Zeit der mündlichen Überlieferung, war die Realität, die man berichten wollte, nur allgemein überlieferbar. Begreiflicherweise: mündliche Überlieferung vereinfacht und verarmt immer den Inhalt, es erfolgen Abstriche, so werden die Hauptsachen leichter einprägsam. Und man ist da, ohne es zu planen, aus Zwang, auf den Weg geführt, den alles Denken, auch die Philosophie geht, auf den Weg der Abstraktion. Man läßt Bestimmtes fallen und treibt Bestimmtes hervor. Wenn wir später Allgemeinheiten finden, wie irgendein Klaus, irgendeine Ruth, so haben wir zwar keine Begriffe vor uns, wie die Philosophie sie erzeugt, aber Zwischenprodukte und Annäherungen. Wir können formulieren: Figuren und Vorgänge der Epik stehen auf dem Weg zwischen der konkreten und individuellen Wirklichkeit und dem Begriff. Es war also ehemals vorhanden die Notwendigkeit, gegeben durch die Art unseres Gedächtnisses und die mündliche Mitteilung, die die Verarmung und Vereinfachung, in Gestalt der Allgemeinheit hervorbrachte. Hinzukam, daß zugleich und daneben eine andere Kraft arbeitet, gleichsinnig, aber positiv. Man muß nämlich nicht nur, sondern will auch einzelnes fallen lassen und anderes hervortreiben. Man hat nicht akademische Dinge vor. Die Überlieferung betreibt eine Praxis: man will sich orientieren und auf eine Haltung einstellen, sich für Handlungen vorbereiten. Das wird geleistet durch die Erzeugung von Idealfiguren und repräsentativen Handlungen.

Diese beiden alten Kräfte nun, der Zwang wegzulassen und der Wille hervorzuheben, Allgemeines zu schaffen, sind auch das Erbe des heutigen Romans geworden. Der Zwang wegzulassen wirkt heute nicht mehr aus dem Grund, der für die Zeit der münd-

lichen Überlieferung galt – wir können ja Daten schriftlich und durch Druck fixieren –, aber es sind neue Umstände aufgetreten, die genau die gleiche Wirkung üben. Man ist gezwungen, von der konkreten, individuellen, ganzen und vollen Richtigkeit abzusehen, schon weil diese nicht Sache des Romans sein kann. Der Roman vermag sie erstens nicht zu geben. Er vermag nicht mit der Photographie und den Zeitungen zu konkurrieren. Seine technischen Mittel reichen nicht aus. Er beteiligt sich zweitens heute auch offen und planmäßig an jener Idealbildung und Verallgemeinerung. Und zwar arbeitet da eine sehr lebendige Kraft des Schriftstellers: die individuelle Phantasie, die Neigung zu erfinden und zu kombinieren, die Lust am freien Spiel der Einfälle. (Man soll übrigens die »Freiheit« dieser Einfälle nicht überschätzen.)

Die Allgemeinheit, von der wir sprachen, kommt hauptsächlich gewissen Figuren und gewissen Vorgängen zu, und zwar solchen, die im Vordergrund stehen und mit denen der Autor fabulieren und phantasieren will. Eingebettet ist das Ganze in eine absolut echte Realität, und zwar allemal, und da verstehen wir keinen Spaß. Wenn im einfachen Roman also im allgemeinen eine Scheinrealität aufgebaut wird, so muß doch als Basis eine solide, kontrollierbare Realität der gesellschaftlichen Umstände gegeben werden. Die Vordergrundshandlung, die Leithandlung kann allgemein sein und in der Hand des Fabulierers liegen, aber auch sie unterliegt den Gesetzen der Realität schon dadurch, daß sie vor dem ganz realen Hintergrund ablaufen und bestehen muß.

### III

#### *Der historische Roman ist erstens Roman und zweitens keine Historie*

Wie steht es nun mit dem historischen Roman? Ich gebe zwei Proben. »Nein, ich will diesen Kelch nicht trinken! Jost Fritz rief laut in die Landschaft, und wenn ein Kumpan neben ihm gegangen wäre – Jost lief aber allein und mit Zornesfalten auf der Stirn –, so wäre der Begleiter wohl schwer an diesem hellen Tag auf den Gedanken gekommen, daß der in Rittertracht daherstampfende Jost sich mit einem imaginären himmlischen Partner, etwa mit einem Engel zanke, der ihm mit einem unangenehmen Trunk zusetze. Jost starrte im Laufen auf die Steine.« usw. Dies ist aus dem schönen Roman *Die Saat* von Regler. Oder der Beginn des originellen und kraftvollen Buches von Hermann Kesten: *Ferdinand und Isabella*: »Der König Johann war mißmutig. Er hatte über sein Leben nachgedacht. Seit fünfzig Jahren war er da, auf dieser guten angenehmen Erde. Seit 36 Jahren regierte er, Johann der Zweite. Oder hatte jener regiert. Alvaro, heute in Valladolid enthauptet, Alvaro der Erste im Herzen des Königs? Als das schreckliche Licht der Morgendämmerung durch das Fenster wehte, verließ der König heimlich sein Schlafgemach.« usw.

Wir lesen dies und wissen sofort (wir von heute, vielleicht nicht ein Wilder oder ein Mensch aus einer andern Epoche): Dies ist ein Roman und die Dinge haben sich nicht so abgespielt. Es gilt für den Ablauf und die Person das, was wir vorhin bei der Prüfung des Romans selber festgestellt haben, eine Scheinrealität mit allgemeiner Glaubhaftigkeit, Wahrscheinlichkeit wird gegeben – hinzu kommt nur hier noch etwas Besonders: Der Verfasser benutzt historische Personen und Vorfälle. Daß man überhaupt auf historische Daten zurückgreift, scheint uns nach dem früher Bemerkten nicht auffällig. Es ist einfach die alte Bewegung des alten Epikers nach den Vorgängen der Realität, und besonders nach den großen in die Augen fallenden. Und man erkennt hier die alte ureige-

ne und nicht auszurottende Funktion des Romans, festzuhalten, aufzubewahren und die großen Geschehnisse in das Bewußtsein der Massen, des Kollektivum zu überführen. Jedoch, was soll man zu dieser wirklich atavistischen Bewegung sagen, wenn sie heute, nach Jahrtausenden der Schrift auftritt? Ein Individuum arbeitet jetzt, es greift zu den Büchern, wo diese Dinge schon längst fixiert sind. Die Aufbewahrung ist nicht nötig. Es gibt nun Menschen, die aus diesem letzten Grunde, Benutzung historischer Vorfälle und Personen für die Darstellung einer Scheinrealität, den historischen Roman ablehnen und die ganze Gattung für verfehlt halten. Sie tun unrecht. Nur eine Mischgattung ist schlecht, weil unsauber und irreführend, jene heute recht verbreitete und beliebte der Biographien, Arbeiten, die nicht Fisch noch Fleisch sind und bei denen die Autoren sich nicht entscheiden und den Charakter ihres Gebietes bestimmen. Man sieht da eigentlich genauer, was der Autor nicht leistet als was er leistet: nicht leistet er ein sauber dokumentiertes Geschichtsbild und nicht leistet er einen historischen Roman. Gegen diese Vermischung und gleichzeitige Verramschung von Geschichtsstoffen wendet sich natürlich der Geschmack. Aber die Sachlage bei dem historischen Roman ist anders. Es besteht nämlich kein prinzipieller Unterschied zwischen einem gewöhnlichen und einem historischen Roman. Der historische Roman ist erstens ein Roman und zweitens keine Historie.

Er ist ein Roman. Warum? Er erzählt von Anfang bis zu Ende Dinge, die bestimmt in dieser Weise historisch nicht nachgewiesen werden können, für die der Autor keine dokumentarische Unterlage besitzt. Er verleiht ihnen den Anschein einer Realität. Und schließlich arbeitet er mit Spannung, sucht unser Interesse zu erregen, uns zu erfreuen, zu erschüttern, uns anzugreifen und herauszufordern. Also er spielt auf uns wie eben ein Romanautor, überhaupt wie ein Künstler, und er entfaltet dazu die Reize seines Materials, der Sprache. Das ist also ein Roman.

Und die Historie, die der Roman nicht ist? Der Roman enthält doch genug Historie, die Autoren haben doch gewiß Bände gewälzt, der Roman verhunzt doch die Historie, er fälscht doch, unterschlägt, noch mehr als jener Biograph. Verglichen mit dem Romanautor ist ja der Biograph geradezu ein Gentleman an Ehrlichkeit. Warum soll denn der historische Roman eine bessere Zensur bekommen als die Biographie? – Man muß zugeben: dem enormen Reinlichkeitsanspruch Vieler von heute, ihrem entschiedenen Willen zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit entspricht wirklich nur die echte Historie, die reine unveränderte, die nackte Darstellung der Dinge, wie sie dokumentiert sind. Wir verlangen, daß sie so dargestellt werden, ohne Zusatz und Auslassung, wie sie sich ereignet haben. Schon die Einmischung eines Arrangeurs empfinden wir als lächerlich, ja unverschämt. Wir wollen die Vorgänge und nicht den Autor. Wir gestatten höchstens eine deutlich getrennte Diskussion dieser Vorgänge. Aber da »Kunst«? Auf solche »Kunst« verzichten wir. Wir sind keine Kinder. Die Wahrheit der historischen Dinge, danach dürsten wir, danach verdürsten wir bei all dem unsäglichen Schwindel, mit dem wir umgeben werden. Ich möchte glauben, daß ein solcher Standpunkt vollständig berechtigt ist. Er würde, wenn er überhaupt Kunst bestehen läßt, den historischen Roman bestimmt verdammen als alberne Fälschung.

Derjenige, der so urteilt, braucht sein Urteil nicht aufzugeben, aber kann es mildern, wenn er mit uns jetzt genau zwei Dinge betrachtet, eines anlangend die Historie selber, und eines betreffend die Rolle der Historie im Roman.

## IV

*Was ist Historie? Mit Historie will man was*

Wir sprechen von der Historie selber.

Die Historie an sich, die Geschichtsschreibung, ist gar nicht solche eindeutige nackte Oberlieferung dessen, was sich ereignet hat. Sie ist selber gar nicht die bloße reine Darstellung wirklicher Vorgänge. Wir greifen zu den Geschichtsbüchern, vom Plinius, Tacitus, Cäsar bis zu Burckhardt, Taine, Ranke, Treitschke und den großen Geschichtswälzern. Unzweifelhaft: man zeigt hier nicht den mindesten Willen, Gebiete zu vermanschen. Die Daten stimmen, jedenfalls meistens. Die Vorgänge stimmen – halt, was sage ich, die Vorgänge stimmen? Darüber sind sich die Gelehrten nicht einig. Siehe da. Die Vorgänge werden von dem einen ganz anders berichtet als von dem andern. Schiller sagt im Prolog vom Wallenstein über die historische Figur seines Helden: »Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.« Er sagt »schwankt«, Schiller, der Geschichtsprofessor, der die Geschichtsbücher seiner Zeit gelesen hat. Die Historiker verfügen in der Regel über die gleichen Quellen, aber sie schöpfen sie verschieden aus. Das Überlieferte hat Lücken, sie füllen sie aus, verschieden. Eine Darstellung ohne Urteil ist nicht möglich, schon bei der Anordnung des Stoffs spielt das Urteil mit. Aber das Urteil hat seinen Grund im Historiker, in seiner Person, seiner Klasse, seiner Zeit. Und so schwankt nicht nur das Charakterbild des Wallenstein, sondern vieler, eigentlich aller. In letzter Zeit erschien eine Studie über den römischen Nero, der uns immer als der Gipfel cäsarischer Verrücktheit vorgestellt wurde. Aber plötzlich hören wir, die alten Quellen taugen nichts, die Tacitus und Konsorten haben aus reaktionärer Gesinnung gelogen, entstellt und so weiter, der Nero war ein fortschrittlicher Mann und nicht schlimmer als andere seiner Zeit. Ja, wo kommen wir da hin. Man kann nicht verbürgen, daß morgen nicht die steinerne Figur schwankt. Ein allgemeines Wackeln ergreift schon immer die Geschichtsschreibung, wenn eine neue Klasse auftaucht. Und derjenige, der auf der Flucht vor den Lügnerien und Fälschungen der Biographen und Romanautoren in die solide und wahrhaftige Historie sich begibt, ist aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die Verzweiflung wird ihn übermannen, sofern er sich nicht entschließt, bei einem einzigen Buch zu bleiben! Dies ist in der Tat der beste Rat: man halte sich an ein einziges Buch und lege fest, daß dieses Buch die Wahrheit vermittelt! Denn zwei sind schon ärgerlich und drei vernichten jegliche Perspektive. Daß zwei oder drei Bücher möglich sind, ist der eigentliche böse Kulturbolschewismus. Das haben die Kirchen immer gewußt und nur das eine »Buch« zugelassen. Blicken wir also auf die Geschichtsschreibung, so stellen wir fest: *Ehrlich ist nur Chronologie*. Bei der Aufreihung der Daten fängt schon das Manöver an. Und klar herausgesagt: *Mit Geschichte will man etwas*. Und da nähern wir uns in aller Bescheidenheit dem historischen Roman.

Der Historiker kennt, meistens, seinen Willen nicht oder gesteht ihn nicht ein, der Romanautor kennt seinen Willen. Der Historiker, falls er nicht simpel Chronologe ist, will das Bild einer abgelaufenen Realität heraufbeschwören, der Romanautor – auch, jedoch ein kleineres, aber volleres und konkreteres. Wo ist also der Unterschied zwischen dem Historiker und dem Verfasser eines historischen Romans? Robust formuliert: der Künstler arbeitet entschlossen und bewußt, springt mit seinem kleinen Material wie ein Herr und Meister um, der Historiker wühlt im Material, durchsucht es, er ist gehandkapt und hat ein schlechtes Gewissen. Denn er folgt einem wahnhaften Wahrheitsideal, einem wahnhaften Objektivitätsideal, dem jedes seiner Einteilungen und Grundkonzept-

tionen widerspricht. Der Autor macht sich und uns nichts vor, der Historiker hängt sich einen weißen Bart um und mimt: Weltgeschichte ist Weltgericht.

So haben wir die furchtbare Drohung, man versündige sich an der Geschichte, einigermaßen abgeschwächt. Mehr als eine Abschwächung ist es nicht. Man kann noch immer sagen: wenn auch die Historie des Historikers ein historischer Roman ist, so ist er doch, und er allein, der uns entsprechende.

Aber hat denn überhaupt der Romanautor die Absicht, mit dem Geschichtsschreiber zu konkurrieren, leiten ihn dieselben Absichten oder welche andere? Ich habe schon klar gesagt: der geschichtliche Roman ist erstens Roman und zweitens keine Geschichte. Ich muß noch schärfer sagen: der geschichtliche Roman ist erstens Roman und zweitens und so oft man will Roman.

Aber, sagt man, das ist ja schrecklich, was soll dann überhaupt Geschichte im Roman, welche Rolle spielt sie denn dort, will man denn keine »Echtheit«? Manche Autoren erstreben doch sichtbar »Echtheit« mit einem ungeheuren Aufwand an Belesenheit. Man denke an Flauberts Salambo. Wird denn hier zu dem bloßen Schein und Reiz einer historischen fernen Landschaft nur als »Exotismus« gewünscht? Wir müssen die Frage »Echtheit im historischen Roman« klären. Sie ist die zentrale Frage. Mit ihr steht und fällt die Gattung.

## V

### *Die neue Funktion des Romans: Bericht von der Gesellschaft und von der Person. Jeder gute Roman ist ein historischer Roman*

Ich wiederhole: der Autor bedient sich gewisser Stoffe aus der Geschichte, die ihm liegen, für die Zwecke eines Romans genau so, wie er sich gewisser Zeitungsnotizen oder gewisser Vorgänge aus seiner eigenen Erfahrung bedient. Er hat mit sich und seinem Hörer, Leser, jenes merkwürdige Spiel vor, das wir vorhin beschrieben haben.

Aber man bemerkt rasch, daß der einfache Roman von heute sich vom Märchen doch unter anderem durch eine ganz kolossale Betonung und Hypertrophie der aufgenommenen und mitgeschleppten Stoffmasse auszeichnet. Ja, wir sehen: Stoffgebiete, Räume der Realität, die man sonst in der geschriebenen Literatur nicht findet, finden im Roman ihren Platz, und nur hier. Das sind Dinge des intimeren und ganz intimen persönlichen, dialogischen und gesellschaftlichen Lebens, Dinge des Individuums, der Geschlechter zueinander, der Liebe, der Ehe, der Freundschaft. Über alle diese und andere höchst wichtigen und mächtigen Dinge kann man sich genau und mit Eindringlichkeit in keiner Zeitung und in keinem Geschichtsbuch orientieren. Und ein nicht nebensächlicher, sondern ernsthafter Ruhm eines guten heutigen Autors stellt die lebenswahre Darstellung dieser persönlichen und gesellschaftlichen Phänomene dar. Und dies ist keine Forderung von uns, sondern die Feststellung eines Tatbestandes, den jeder Leser bekräftigt und der dem Autor bekannt ist, obwohl der Autor sich je nachdem einen gewissen Spielraum reserviert und bald mehr, bald weniger nach der Märchenseite ausweicht.

Wir stellen also fest, daß nach Wegfall der Berichtfunktion dem einfachen Roman eine *neue eigene Funktion berichtender Art* zugefallen ist: Spezialberichterstattung aus der persönlichen und gesellschaftlichen Realität. *Von hier wächst allgemein dem Roman ein ganz charakteristischer Echtheitscharakter zu.* Ich weise da hin auf die Echtheit, welche unmittelbar empfunden und festgestellt wurde, die etwa der Madame Bovary von Flaubert zukommt, oder dem Raskolnikow von Dostojewski, oder Tolstois Auferstehung, nicht zu reden von vielen

Büchern Zolas, von Novellen Maupassants. Allen wurde sofort grade diese Echtheit attestiert. Und über diesen Punkt wachen Leser wie Kritik gleichermaßen unerbittlich, und man erkennt daran, daß wir hier ein wichtiges Merkmal des Romans vor uns haben.

Es steht jetzt so, daß nicht nur wichtig sind und eine Niederschrift verdienen die groben, in die Augen fallenden eigentlich historischen Tatsachen, die Spitzengeschichte, wenn ich so sagen kann, sondern auch die Tiefengeschichte, die der Einzelpersonen und gesellschaftlichen Zustände, die sie umgeben. *Im Sinne einer solchen Tiefengeschichte ist jeder einfache gute Roman ein historischer Roman, und er ist unzweifelhaft, wir können es kontrollieren, echt.*

Wir müssen diesen Gedanken weiter verfolgen. Wir haben einen entscheidenden, neuen charakteristischen Tatbestand aufgedeckt. Obwohl der Roman bestimmt nur Roman ist, wird diese Form doch belastet und, wenn man will, zerstört und gesprengt durch eine andere Tendenz, durch den Zwang zur Berichterstattung aus jenen genannten Realitäten. Es ist eine Wendung eingetreten. Der Roman ist auch nach der Erfindung der Schrift und des Drucks nicht eingeeengt, verarmt, verkrüppelt zum Märchen.

Wenn wir uns die alte Epik als breiten Grundstamm eines mächtigen Baumes vorstellen, so hat sich im Laufe der Epochen der Baum aufgespalten in eine Anzahl von Ästen. Nachdem die Zeitung sowohl wie die Geschichtswissenschaft ihren Ast getrieben hatten, entwickelte sich selbständig das Märchen. Aber neben Zeitungswesen, Geschichtswissenschaft und Märchen fand der Roman seinen besonderen Platz an dem Baum selbst, er zweigt sich nicht vom Märchen ab. Wir haben ein neues, eigenes und eigentümliches Gebilde vor uns, das auch Erkenntnis der Wirklichkeit betreibt.

Damit stellen wir fest, daß sich im heutigen Roman Richtungen durchkreuzen. Der Roman steht im Kampf der beiden Tendenzen: Märchengebilde mit einem Maximum an Verarbeitung und einem Minimum an Material – und Romangebilde mit einem Maximum an Material und einem Minimum an Bearbeitung.

Weil die Erkenntnis der Wirklichkeit, und speziell der persönlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit, eine Sonderaufgabe des Romans ist, konnte sich vom Roman noch ein ganz neuer Zweig abgliedern, eine Form, welche *das alle Verarbeitungsmoment fast* ganz fallen läßt: die Reportage.

In einer widerspruchsvollen Situation steht der heutige Roman. Und wer sich ein Bild davon machen will, wie der Roman von den beiden genannten Tendenzen zerrissen ist, so beachte man ein einzelnes Merkmal des Romans, das ich hier nenne. Eine große Zahl der Leser sagt und verlangt: das Buch darf mich nicht übertrieben viel angehen. Das Interesse an ihm muß fakultativ sein. Verlauf und Personen müssen uns angehen, wir müssen merken, daß wir und unsere Situation sich mehr oder weniger mit dem, was wir da lesen, identifizieren läßt. Aber wir müssen auch merken: ganz wie bei uns ist es doch nicht. Eine Distanz muß gewahrt bleiben. Wir, das heißt eine große Zahl Leser, lassen uns nur unter Kautelen auf eine Sache ein, die einen etwas brenzlichen Charakter hat. Man läßt sich gewissermaßen in eine Situation locken, die unter Umständen aufregend und ängstlich ist, aber man weiß im Hintergrund dabei: es kann uns nichts passieren, es wird ja nur gespielt, und wir sind es nicht. Wir haben nach mancher Ästhetik ein Geföhi von Lösung, Erleichterung und Befreiung am Schluß vieler literarischer Werke, zu denen auch Romane gehören. Ich glaube, ehrlich gesagt, steckt eine gewisse Schadenfreude und Genugtuung dahinter, daß nämlich wir es nicht sind, denen so mitgespielt wurde und denen es so und so ging. Man kann auch sagen, wir föhlen uns hie und da weitgehend beteiligt und mitgerissen, aber wir lassen den Autor einige imaginäre Personen für uns opfern.

## VIII

*Die beiden widersprüchlichen Triebkräfte des heutigen Romans und ihre Träger*

Ich greife zurück auf die im Beginn gemachte Feststellung: Der heutige Roman, nicht nur der historische, unterliegt zwei Strömungen, einer von der Märchenseite her, der anderen von der Berichtseite her. Das sind Strömungen, die nicht aus der Luft einer Ästhetik fließen, sondern aus der Realität unseres Lebens stammen. Wir tragen mehr oder weniger die Neigung zu beiden Strömungen in uns. Aber wir täuschen uns nicht, wenn wir sagen: die aktiven, fortschreitenden Schichten drängen heute nach der Berichtseite, die nicht aktiven, beruhigten und gesättigten nach der Märchenseite. Das ist gewiß eine sehr allgemeine, sehr vereinfachende Trennung, aber im großen und ganzen deckt sie sich mit dem, was wir beobachten. Wer wird wohl die angenehmen Mixturen von Romanen lieben und für dunstige blaue Dichtung schwärmen, sich an überlieferten Stilen und Sprachformen freuen und durchaus kein Interesse an Realitäten haben – wer anders als der, dem es gut geht und der es sich bequem machen will? Wohl auch die Unverbesserlichen, denen es schlecht geht und die es sich auch bequem machen wollen. Sie wollen Traum, Besänftigung und Trost. Und dagegen ließe sich nichts sagen. Aber sie wollen weiter nichts als das. Und dagegen läßt sich viel sagen. So fällt einer mehr bürgerlichen Masse der Spielroman zu, und die Aktiven der proletarischen Schichten wie die Kämpfer der bürgerlichen Schichten wollen die Berichte und Auseinandersetzungen aus dem Gebiet unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens.

## IX

*Der historische Roman in der Literatur unserer Emigration. Welches ist heute die Parteilichkeit des Tätigen?*

Es ist schließlich Zeit zu fragen, wie das Gespräch heute überhaupt auf den historischen Roman kommt.

Viele von uns leben in der Emigration. Eine Gesellschaft, mit deren Schicksal wir verwachsen sind und deren Sprache die unsrige ist, umgibt uns nicht. Wir sind aus dem Kraftfeld der Gesellschaft, in der wir lebten, wenigstens physisch, physikalisch, entlassen und in kein neues eingespannt. Da finden sich wenige Dinge, die der Tätige braucht und die ihm als Lebensreiz dienen. Ein großer Teil des Alltags, der ihn umgibt, bleibt ihm, wenigstens lange Zeit, stumm. Das ist so in allen Emigrationen. Hier entsteht ein gewisser Zwang zum historischen Roman, für den Erzähler. Es ist eine Notlage. An sich ist der historische Roman selbstverständlich keine Noterscheinung. Aber wo bei Schriftstellern die Emigration ist, ist auch gern der historische Roman. Begreiflicherweise, denn abgesehen vom Mangel an Gegenwart, ist da der Wunsch, seine historischen Parallelen zu finden, sich historisch zu lokalisieren, zu rechtfertigen, die Notwendigkeit, sich zu besinnen, die Neigung, sich zu trösten und wenigstens imaginär zu rächen.

Wir hatten auch schon vor der Zeit unserer Auswanderung Emigration zu Hause. Man kann Emigrant im eigenen Lande sein. Und solche Emigranten waren nicht nur viele Schriftsteller in Deutschland, sondern ganze Volksteile, nämlich die, die in gewollter oder gemußter politischer Abstinenz lebten. Wir hatten in Deutschland sehr viel mystische, religiöse und märchenhafte Literatur, die Literatur der Verklärer, der Skeptiker, der Untätigen, viele scheinobjektive Darstellungen. Wir hatten wenig aktive Literatur, die der Parteilichkeit des Tätigen entstammte, welche neu aufgedeckte Gegenwart persönli-



cher oder gesellschaftlicher Art oder Auseinandersetzung mit ihr gab. Historische Romane gab es in Deutschland viel, von Leuten, die keine Emigranten waren, aber was waren das für welche? Da waren die Erfolgsromane des Ägyptologen Ebers, dann die Romane aus der Römer- und Gotenzeit von Felix Dahn, dann die historischen Bücher von Gustav Freytag: *Die Ahnen*. Warum sind diese Bücher so verstaubt? Nicht wegen der literarischen Unfähigkeit ihrer Verfasser, denn es waren ausgezeichnete Könnner dabei. Sondern weil die Autoren durch die politische Kastration, der der Deutsche unterlag, unfähig wurden, historische Stoffmassen zu mobilisieren. Sie drangen daher nicht zu jener einzigen Echtheit vor, die dazu befähigt, nämlich zu der kraftvollen Parteilichkeit des Tätigen, zum Willen des Leidenden und Aggressiven, sie wollten ja nur billigen und verherrlichen. Sie waren einverstanden.

Wir sind nicht einverstanden. Und ich habe vom historischen Roman gesprochen. Mein Thema lautet: *Der historische Roman und wir*. Ich hebe jetzt noch das *Wir* hervor.

Der Leser und Hörer setzt sich zum Roman hin, und es ist *seine* Sache, die er da erfahren will. Es geht um ihn, mehr oder weniger deutlich. Der Autor ist ihm genehm, wenn er ihm *seine* Sache vorträgt. Welches ist heute unsere Sache, die des Autors und des Lesers, welches sind die Prinzipien, mit denen man historische Stoffe wählt, durchdringt und tätig gestaltet? Wenn wir nur einen Augenblick um uns blicken, sind wir darüber im klaren.

Schon drüben im Lande, das wir verlassen haben, wie haben wir nicht nur die Wirtschafts-anarchie, den blödsinnigen Kampf aller gegen alle gesehen, sondern dabei die Ratlosigkeit und Haltlosigkeit der Menschen, ihre innere Leere, den schauerlichen Nihilismus, der alle Gebiete durchdrang und dahin führte zu leben, wie man es konnte, gleichgültig gegen den Nächsten, faul, bequem bei sich selbst. Dabei dieses immense Hinkümmern großer und kräftiger Volksmassen, die voll des Besten steckten, aber abgeschnitten waren nicht nur von einem wirklich politischen Leben, sondern auch von der Teilnahme an der Kultur und vergiftet durch das quälende Gefühl, enterbt zu sein und ohne Hoffnung enterbt zu bleiben. Da konnte nur Haß und Rachsucht wachsen. Und diesem schrecklichen, aber natürlichen Haß gegenüber lebte der Herrenstandpunkt. Die absterbende Herrenklasse warf ihre frechen und hochmütigen Urteile über die Masse des Mittelstandes, des Bürgertums, das sich diese Urteile selig zu eigen machte. Die Masse erfuhr niemals, was wirklich eine Gesellschaft ist, weder in der Schule noch draußen. Statt dessen fing man sie ein und berauschte sie mit Vorstellungen aus der Sphäre des Herren und des Knechtes, mit den Vorstellungen der Gewalt, des Kriegs, der Technik, des Erfolges, des Rekords. Die natürliche Liebe jedes Menschen zu dem Boden, auf dem er lebt, zu den Menschen, mit denen er aufwächst, fälschte man um in einen Haß auf Nachbarn, in die Besitzwut um Grenzen. Die Entlarvung und Anprangerung dieser ungeheuerlichen Entartung, das ist das Eine, was dem, der heute schreiben will, mit auf den Weg zu geben ist – als Aufgabe und Kraft, die den Zauberstab bewegt. Es ist das Negative. Positiv: die Autoren haben sich weit aus der Sphäre der Gewalt, der Menschenverachtung und der Grausamkeit zu entfernen. Sie haben die Feigheit und die bequeme Unklarheit zu vermeiden. Das Schreckliche ist nicht um seiner selbst willen aufzusuchen, sondern als abscheulich und entartet zu zeichnen. Der unermüdliche Kampf aller Menschen, besonders der Armen und der Unterdrückten, um Freiheit, Frieden, echte Gesellschaft und um Einklang mit der Natur, gibt genug Beispiele für Tapferkeit, Kraft und Heroismus. Und wer sie aufsucht, wird in jeder Epoche mehr davon finden, als die toten Menschen drüben, die armseligen Gehäuse der Gewalt, ahnen.

## Walter Benjamin

\* 15. Juli 1892 Berlin † 26. September 1940 Port Bou (Spanien; durch Selbstmord)  
 Essayist, Literaturkritiker und Philosoph; 1912–1919 Studium der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Freiburg/Breisgau, Berlin und München; seit der Promotion 1919 als freier Publizist tätig (Essays über die französische Literatur und die deutschsprachige Avantgarde); lebenslange Freundschaft mit Gershom Scholem (messianisch-eschatologische Geschichtsauffassung); seit Mitte der 1920er Jahre auch marxistische Theorien; 1925 Ablehnung seiner Habilitationsschrift durch die Universität Frankfurt am M. (wegen ideologischer und methodologischer Vorbehalte); seit 1933 in Paris; 1940 misslungener Versuch, die spanische Grenze zu passieren. Hauptwerke: *Einbahnstraße* (1928); *Ursprung des deutschen Trauerspiels* (1928); *Der Autor als Produzent* (1934); *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1936); *Das Passagenwerk* (aus dem Nachlass).

## DAS KUNSTWERK IM ZEITALTER SEINER TECHNISCHEN REPRODUZIERBARKEIT

### Vorwort

Als Marx die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise unternahm, war diese Produktionsweise in den Anfängen. Marx richtete seine Unternehmungen so ein, daß sie prognostischen Wert bekamen. Er ging auf die Grundverhältnisse der kapitalistischen Produktion zurück und stellte sie so dar, daß sich aus ihnen ergab, was man künftighin dem Kapitalismus noch zutrauen könne. Es ergab sich, daß man ihm nicht nur eine zunehmend verschärfte Ausbeutung der Proletarier zutrauen könne, sondern schließlich auch die Herstellung von Bedingungen, die die Abschaffung seiner selbst möglich machen.

Die Umwälzung des Überbaus, die viel langsamer als die des Unterbaus vor sich geht, hat mehr als ein halbes Jahrhundert gebraucht, um auf allen Kulturgebieten die Veränderung der Produktionsbedingungen zur Geltung zu bringen. In welcher Gestalt das geschah, läßt sich erst heute angeben. An diese Angaben sind gewisse prognostische Anforderungen zu stellen. Es entsprechen diesen Anforderungen aber weniger Thesen über die Kunst des Proletariats nach der Machtergreifung, geschweige die der klassenlosen Gesellschaft, als Thesen über die Entwicklungstendenzen der Kunst unter den gegenwärtigen Produktionsbedingungen. Deren Dialektik macht sich im Überbau nicht weniger bemerkbar als in der Ökonomie. Darum wäre es falsch, den Kampfwert solcher Thesen zu unterschätzen. Sie setzen eine Anzahl überkommener Begriffe – wie Schöpfung und Genialität, Ewigkeitswert und Geheimnis – beiseite – Begriffe, deren unkontrollierte (und augenblicklich schwer kontrollierbare) Anwendung zur Verarbeitung des Tatsachenmaterials in faschistischem Sinn führt. *Die im folgenden neu in die Kunsttheorie eingeführten Begriffe unterscheiden sich von geläufigeren dadurch, daß sie für die Zwecke des Faschismus vollkommen unbrauchbar sind. Dagegen sind sie zur Formulierung revolutionärer Forderungen in der Kunstpolitik brauchbar.*

### I

Das Kunstwerk ist grundsätzlich immer reproduzierbar gewesen. Was Menschen gemacht hatten, das konnte immer von Menschen nachgemacht werden. Solche Nachbildung wurde auch ausgeübt von Schülern zur Übung in der Kunst, von Meistern zur Ver-

breitung der Werke, endlich von gewinnlüsternen Dritten. Dem gegenüber ist die technische Reproduktion des Kunstwerkes etwas Neues, das sich in der Geschichte intermittierend, in weit auseinanderliegenden Schüben, aber mit wachsender Intensität durchsetzt. Die Griechen kannten nur zwei Verfahren technischer Reproduktion von Kunstwerken: den Guß und die Prägung. Bronzen, Terrakotten und Münzen waren die einzigen Kunstwerke, die von ihnen massenweise hergestellt werden konnten. Alle übrigen waren einmalig und technisch nicht zu reproduzieren. Mit dem Holzschnitt wurde zum ersten Male die Graphik technisch reproduzierbar; sie war es lange, ehe durch den Druck auch die Schrift es wurde. Die ungeheuren Veränderungen, die der Druck, die technische Reproduzierbarkeit der Schrift, in der Literatur hervorgerufen hat, sind bekannt. Von der Erscheinung, die hier in weltgeschichtlichem Maßstab betrachtet wird, sind sie aber nur *ein*, freilich besonders wichtiger Sonderfall. Zum Holzschnitt treten im Laufe des Mittelalters Kupferstich und Radierung, sowie im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Lithographie.

Mit der Lithographie erreicht die Reproduktionstechnik eine grundsätzlich neue Stufe. Das sehr viel bündigere Verfahren, das die Auftragung der Zeichnung auf einen Stein von ihrer Kerbung in einen Holzblock oder ihrer Ätzung in eine Kupferplatte unterscheidet, gab der Graphik zum ersten Mal die Möglichkeit, ihre Erzeugnisse nicht allein massenweise (wie vordem) sondern in täglich neuen Gestaltungen auf den Markt zu bringen. Die Graphik wurde durch die Lithographie befähigt, den Alltag illustrativ zu begleiten. Sie begann, Schritt mit dem Druck zu halten. In diesem Beginnen wurde sie aber schon wenige Jahrzehnte nach der Erfindung des Steindrucks durch die Photographie überflügelt. Mit der Photographie war die Hand im Prozeß bildlicher Reproduktion zum ersten Mal von den wichtigsten künstlerischen Obliegenheiten entlastet, welche nunmehr dem ins Objektiv blickenden Auge allein zufielen. Da das Auge schneller erfaßt, als die Hand zeichnet, so wurde der Prozeß bildlicher Reproduktion so ungeheuer beschleunigt, daß er mit dem Sprechen Schritt halten konnte. Der Filmopérateur fixiert im Atelier kurbelnd die Bilder mit der gleichen Schnelligkeit, mit der der Darsteller spricht. Wenn in der Lithographie virtuell die illustrierte Zeitung verborgen war, so in der Photographie der Tonfilm. Die technische Reproduktion des Tons wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in Angriff genommen. Diese konvergierenden Bemühungen haben eine Situation absehbar gemacht, die Paul Valéry mit dem Satz kennzeichnet: »Wie Wasser, Gas und elektrischer Strom von weither auf einen fast unmerklichen Handgriff hin in unsere Wohnungen kommen, um uns zu bedienen, so werden wir mit Bildern oder mit Tonfolgen versehen werden, die sich, auf einen kleinen Griff, fast ein Zeichen einstellen und uns ebenso wieder verlassen.«<sup>1</sup> *Um neunzehnhundert hatte die technische Reproduktion einen Standard erreicht, auf dem sie nicht nur die Gesamtheit der überkommenen Kunstwerke zu ihrem Objekt zu machen und deren Wirkung den tiefsten Veränderungen zu unterwerfen begann, sondern sich einen eigenen Platz unter den künstlerischen Verfabrungsweisen eroberte.* Für das Studium dieses Standards ist nichts aufschlußreicher, als wie seine beiden verschiedenen Manifestationen – Reproduktion des Kunstwerks und Filmkunst – auf die Kunst in ihrer überkommenen Gestalt zurückwirken.

<sup>1</sup> Paul Valéry: *Pièces sur l'art*. Paris [o. J.], p. 105 (»La conquête de l'ubiquité«).

## II

Noch bei der höchstvollendeten Reproduktion fällt *eines* aus: das Hier und Jetzt des Kunstwerks – sein einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet. An diesem einmaligen Dasein aber und an nichts sonst vollzog sich die Geschichte, der es im Laufe seines Bestehens unterworfen gewesen ist. Dahin rechnen sowohl die Veränderungen, die es im Laufe der Zeit in seiner physischen Struktur erlitten hat, wie die wechselnden Besitzverhältnisse, in die es eingetreten sein mag.<sup>2</sup> Die Spur der ersteren ist nur durch Analysen chemischer oder physikalischer Art zu fördern, die sich an der Reproduktion nicht vollziehen lassen; die der zweiten ist Gegenstand einer Tradition, deren Verfolgung von dem Standort des Originals ausgehen muß.

Das Hier und Jetzt des Originals macht den Begriff seiner Echtheit aus. Analysen chemischer Art an der Patina einer Bronze können der Feststellung ihrer Echtheit förderlich sein; entsprechend kann der Nachweis, daß eine bestimmte Handschrift des Mittelalters aus einem Archiv des fünfzehnten Jahrhunderts stammt, der Feststellung ihrer Echtheit förderlich sein. Der gesamte Bereich *der Echtheit entzieht sich der technischen – und natürlich nicht nur der technischen – Reproduzierbarkeit*.<sup>3</sup> Während das Echte aber der manuellen Reproduktion gegenüber, die von ihm im Regelfalle als Fälschung abgestempelt wurde, seine volle Autorität bewahrt, ist das der technischen Reproduktion gegenüber nicht der Fall. Der Grund ist ein doppelter. Erstens erweist sich die technische Reproduktion dem Original gegenüber selbständiger als die manuelle. Sie kann, beispielsweise, in der Photographie Ansichten des Originals hervorheben, die nur der verstellbaren und ihren Blickpunkt willkürlich wählenden Linse, nicht aber dem menschlichen Auge zugänglich sind, oder mit Hilfe gewisser Verfahren wie der Vergrößerung oder der Zeitlupe Bilder festhalten, die sich der natürlichen Optik schlechtweg entziehen. Das ist das Erste. Sie kann zudem zweitens das Abbild des Originals in Situationen bringen, die dem Original selbst nicht erreichbar sind. Vor allem macht sie ihm möglich, dem Aufnehmenden entgegenzukommen, sei es in Gestalt der Photographie, sei es in der der Schallplatte. Die Kathedrale verläßt ihren Platz, um in dem Studio eines Kunstfreundes Aufnahme zu finden; das Chorwerk, das in einem Saal oder unter freiem Himmel exekutiert wurde, läßt sich in einem Zimmer vernehmen.

Die Umstände, in die das Produkt der technischen Reproduktion des Kunstwerks gebracht werden kann, mögen im übrigen den Bestand des Kunstwerks unangetastet lassen – sie entwerten auf alle Fälle sein Hier und Jetzt. Wenn das auch keineswegs vom Kunstwerk allein gilt sondern entsprechend z.B. von einer Landschaft, die im Film am Beschauer vorbeizieht, so wird durch diesen Vorgang am Gegenstande der Kunst ein empfindlichster Kern berührt, den so verletzbar kein natürlicher hat. Das ist seine Echtheit. Die Echtheit einer Sache ist der Inbegriff alles von Ursprung her an ihr Tradierbaren, von ihrer materiellen Dauer bis zu ihrer geschichtlichen Zeugenschaft. Da die letztere auf der ers-

<sup>2</sup> Natürlich umfaßt die Geschichte des Kunstwerks noch mehr: die Geschichte der Mona Lisa z.B. Art und Zahl der Kopien, die im siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten Jahrhundert von ihr gemacht worden sind.

<sup>3</sup> Gerade weil die Echtheit nicht reproduzierbar ist, hat das intensive Eindringen gewisser Reproduktionsverfahren – es waren technische – die Handhabe zur Differenzierung und Stufung der Echtheit gegeben. Solche Unterscheidungen auszubilden, war eine wichtige Funktion des Kunsthandels. Dieser hatte ein handgreifliches Interesse, verschiedene Abzüge von einem Holzstock, die vor und die nach der Schrift, von einer Kupferplatte und dergleichen auseinanderzuhalten. Mit der Erfindung des Holzschnitts, so darf man sagen, war die Echtheitsqualität an der Wurzel angegriffen, ehe sie noch ihre späte Blüte entfaltet hatte. »Echt« war ein mittelalterliches Madonnenbild ja zur Zeit seiner Anfertigung noch nicht, das wurde es im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte und am üppigsten vielleicht in dem vorigen.

teren fundiert ist, so gerät in der Reproduktion, wo die erstere sich dem Menschen entzogen hat, auch die letztere: die geschichtliche Zeugenschaft der Sache ins Wanken. Freilich nur diese, was aber dergestalt ins Wanken gerät, das ist die Autorität der Sache.<sup>4</sup>

Man kann, was hier ausfällt, im Begriff der Aura zusammenfassen und sagen: was im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks verkümmert, das ist seine Aura. Der Vorgang ist symptomatisch; seine Bedeutung weist über den Bereich der Kunst hinaus. *Die Reproduktionstechnik, so ließe sich allgemein formulieren, löst das Reproduzierte aus dem Bereich der Tradition ab. Indem sie die Reproduktion vervielfältigt, setzt sie an die Stelle seines einmaligen Vorkommens sein massenweises. Und indem sie der Reproduktion erlaubt, dem Aufnehmenden in seiner jeweiligen Situation entgegenzukommen, aktualisiert sie das Reproduzierte.* Diese beiden Prozesse führen zu einer gewaltigen Erschütterung des Tradierten – einer Erschütterung der Tradition, die die Kehrseite der gegenwärtigen Krise und Erneuerung der Menschheit ist. Sie stehen im engsten Zusammenhang mit den Massenbewegungen unserer Tage. Ihr machtvollster Agent ist der Film. Seine gesellschaftliche Bedeutung ist auch in ihrer positivsten Gestalt, und gerade in ihr, nicht ohne diese seine destruktive, seine kathartische Seite denkbar: die Liquidierung des Traditionswertes am Kulturerbe. Diese Erscheinung ist an den großen historischen Filmen am handgreiflichsten. Sie bezieht immer weitere Positionen in ihr Bereich ein. Und wenn Abel Gance 1927 enthusiastisch ausrief: »Shakespeare, Rembrandt, Beethoven werden filmen... Alle Legenden, alle Mythologien und alle Mythen, alle Religionsstifter, ja alle Religionen... warten auf ihre belichtete Auferstehung, und die Heroen drängen sich an den Pforten«<sup>5</sup> so hat er, ohne es wohl zu meinen, zu einer umfassenden Liquidation eingeladen.

### III

*Innerhalb großer geschichtlicher Zeiträume verändert sich mit der gesamten Daseinsweise der menschlichen Kollektiva auch die Art und Weise ihrer Sinneswahrnehmung.* Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert – das Medium, in dem sie erfolgt – ist nicht nur natürlich sondern auch geschichtlich bedingt. Die Zeit der Völkerwanderung, in der die spätrömische Kunstindustrie und die Wiener Genesis entstanden, hatte nicht nur eine andere Kunst als die Antike sondern auch eine andere Wahrnehmung. Die Gelehrten der Wiener Schule, Riegl und Wickhoff, die sich gegen das Gewicht der klassischen Überlieferung stemmten, unter dem jene Kunst begraben gelegen hatte, sind als erste auf den Gedanken gekommen, aus ihr Schlüsse auf die Organisation der Wahrnehmung in der Zeit zu tun, in der sie in Geltung stand. So weittragend ihre Erkenntnisse waren, so hatten sie ihre Grenze darin, daß sich diese Forscher begnügten, die formale Signatur aufzuweisen, die der Wahrnehmung in der spätrömischen Zeit eigen war. Sie haben nicht versucht – und konnten vielleicht auch nicht hoffen –, die gesellschaftlichen Umwälzungen zu zeigen, die in diesen Veränderungen der Wahrnehmung ihren Ausdruck fanden. Für die Gegenwart liegen die Bedingungen einer entsprechenden Einsicht günstiger. Und wenn Veränderungen im Medium der Wahrnehmung, deren Zeitgenossen wir sind, sich als Verfall der Aura begreifen lassen, so kann man dessen gesellschaftliche Bedingungen aufzeigen. Es empfiehlt sich, den oben für geschichtliche Gegenstände vorge-

<sup>4</sup> Die kümmerlichste Provinzaufführung des »Faust« hat vor einem Faustfilm jedenfalls dies voraus, daß sie in Idealkonkurrenz zur Weimarer Uraufführung steht. Und was an traditionellen Gehalten man vor der Rampe sich in Erinnerung rufen mag, ist vor der Filmleinwand unverwertbar geworden – daß in Mephisto Goethes Jugendfreund Johann Heinrich Merck steckt, und was dergleichen mehr ist.

<sup>5</sup> Abel Gance: *Le temps de l'image est venu*, in: *L'art cinématographique* II. Paris 1927, p. 94-96.

schlagenen Begriff der Aura an dem Begriff einer Aura von natürlichen Gegenständen zu illustrieren. Diese letztere definieren wir als einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag. An einem Sommernachmittag ruhend einem Gebirgszug am Horizont oder einem Zweig folgen, der seinen Schatten auf den Ruhenden wirft – das heißt die Aura dieser Berge, dieses Zweiges atmen. An der Hand dieser Beschreibung ist es ein Leichtes, die gesellschaftliche Bedingtheit des gegenwärtigen Verfalls der Aura einzusehen. Er beruht auf zwei Umständen, die beide mit der zunehmenden Bedeutung der Massen im heutigen Leben zusammenhängen. Nämlich: *Die Dinge sich räumlich und menschlich »näherzubringen« ist ein genau so leidenschaftliches Anliegen der gegenwärtigen Massen<sup>6</sup> wie es ihre Tendenz einer Überwindung des Einmaligen jeder Gegebenheit durch die Aufnahme von deren Reproduktion ist.* Tagtäglich macht sich unabweisbarer das Bedürfnis geltend, des Gegenstands aus nächster Nähe im Bild, vielmehr im Abbild, in der Reproduktion, habhaft zu werden. Und unverkennbar unterscheidet sich die Reproduktion, wie illustrierte Zeitung und Wochenschau sie in Bereitschaft halten, vom Bilde. Einmaligkeit und Dauer sind in diesem so eng verschränkt wie Flüchtigkeit und Wiederholbarkeit in jener. Die Entschälung des Gegenstandes aus seiner Hülle, die Zertrümmerung der Aura, ist die Signatur einer Wahrnehmung, deren »Sinn für das Gleichartige in der Welt« so gewachsen ist, daß sie es mittels der Reproduktion auch dem Einmaligen abgewinnt. So bekundet sich im anschaulichen Bereich was sich im Bereich der Theorie als die zunehmende Bedeutung der Statistik bemerkbar macht. Die Ausrichtung der Realität auf die Massen und der Massen auf sie ist ein Vorgang von unbegrenzter Tragweite sowohl für das Denken wie für die Anschauung.

## IV

Die Einzigkeit des Kunstwerks ist identisch mit seinem Eingebettetsein in den Zusammenhang der Tradition. Diese Tradition selber ist freilich etwas durchaus Lebendiges, etwas außerordentlich Wandelbares. Eine antike Venusstatue z.B. stand in einem anderen Traditionszusammenhange bei den Griechen, die sie zum Gegenstand des Kultus machten, als bei den mittelalterlichen Klerikern, die einen unheilvollen Abgott in ihr erblickten. Was aber beiden in gleicher Weise entgegentrat, war ihre Einzigkeit, mit einem anderen Wort: ihre Aura. Die ursprüngliche Art der Einbettung des Kunstwerks in den Traditionszusammenhang fand ihren Ausdruck im Kult. Die ältesten Kunstwerke sind, wie wir wissen, im Dienst eines Rituals entstanden, zuerst eines magischen, dann eines religiösen. Es ist nun von entscheidender Bedeutung, daß diese auratische Daseinsweise des Kunstwerks niemals durchaus von seiner Ritualfunktion sich löst.<sup>7</sup> Mit anderen Worten: *Der einzigartige Wert des »echten« Kunstwerks hat seine Fundierung im Ritual, in dem es seinen originären und ersten Gebrauchswert hatte.* Diese mag so vermittelt sein wie sie will, sie ist auch noch in den profansten Formen des Schönheitsdienstes als säkularisiertes Ritual erkenn-

<sup>6</sup> Menschlich sich den Massen näherbringen zu lassen, kann bedeuten: seine gesellschaftliche Funktion aus dem Blickfeld räumen zu lassen. Nichts gewährleistet, daß ein heutiger Portraitist, wenn er einen berühmten Chirurgen am Frühstückstisch und im Kreise der Seinen malt, dessen gesellschaftliche Funktion genauer trifft als ein Maler des sechzehnten Jahrhunderts, der seine Ärzte repräsentativ, wie zum Beispiel Rembrandt in der »Anatomic«, dem Publikum darstellt.

<sup>7</sup> Die Definition der Aura als »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag«, stellt nichts anderes dar als die Formulierung des Kultwerts des Kunstwerks in Kategorien der raum-zeitlichen Wahrnehmung. Ferne ist das Gegenteil von Nähe. Das *wesentlich* Ferne ist das Unnahbare. In der Tat ist Unnahbarkeit eine Hauptqualität des Kultbildes. Es bleibt seiner Natur nach »Ferne so nah es sein mag«. Die Nähe, die man seiner Materie abzugewinnen vermag, tut der Ferne nicht Abbruch, die es nach seiner Erscheinung bewahrt.

bar.<sup>8</sup> Der profane Schönheitsdienst, der sich mit der Renaissance herausbildet, um für drei Jahrhunderte in Geltung zu bleiben, läßt nach Ablauf dieser Frist bei der ersten schweren Erschütterung, von der er betroffen wurde, jene Fundamente deutlich erkennen. Als nämlich mit dem Aufkommen des ersten wirklich revolutionären Reproduktionsmittels, der Photographie (gleichzeitig mit dem Anbruch des Sozialismus) die Kunst das Nahen der Krise spürt, die nach weiteren hundert Jahren unverkennbar geworden ist, reagierte sie mit der Lehre vom *l'art pour l'art*, die eine Theologie der Kunst ist. Aus ihr ist dann weiterhin geradezu eine negative Theologie in Gestalt der Idee einer »reinen« Kunst hervorgegangen, die nicht nur jede soziale Funktion sondern auch jede Bestimmung durch einen gegenständlichen Vorwurf ablehnt. (In der Dichtung hat Mallarmé als erster diesen Standort erreicht.)

Diese Zusammenhänge zu ihrem Recht kommen zu lassen, ist unerläßlich für eine Betrachtung, die es mit dem Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit zu tun hat. Denn sie bereiten die Erkenntnis, die hier entscheidend ist, vor: die technische Reproduzierbarkeit des Kunstwerks emanzipiert dieses zum ersten Mal in der Weltgeschichte von seinem parasitären Dasein am Ritual. Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks.<sup>9</sup> Von der photographischen Platte z.B. ist eine Vielheit von Abzügen möglich; die Frage nach dem echten Abzug hat keinen Sinn. *In dem Augenblick aber, da der Maßstab der Echtheit an der Kunstproduktion versagt, hat sich auch die gesamte soziale Funktion der Kunst umgewälzt. An die Stelle ihrer Fundierung aufs Ritual tritt ihre Fundierung auf eine andere Praxis: nämlich ihre Fundierung auf Politik. [...]*

<sup>8</sup> In dem Maße, in dem der Kultwert des Bildes sich säkularisiert, werden die Vorstellungen vom Substrat seiner Einmaligkeit unbestimmter. Immer mehr wird die Einmaligkeit der im Kultbilde waltenden Erscheinung von der empirischen Einmaligkeit des Bildners oder seiner bildenden Leistung in der Vorstellung des Aufnehmenden verdrängt. Freilich niemals ganz ohne Rest, der Begriff der Echtheit hört niemals auf, über den der authentischen Zuschreibung hinauszutendieren. (Das zeigt sich besonders deutlich am Sammler, der immer etwas vom Fetischdiener behält und durch seinen Besitz des Kunstwerks an dessen kultischer Kraft Anteil hat.) Unbeschadet dessen bleibt die Funktion des Begriffs des Authentischen in der Kunstbetrachtung eindeutig: mit der Säkularisierung der Kunst tritt die Authentizität an die Stelle des Kultwerts.

<sup>9</sup> Bei den Filmwerken ist die technische Reproduzierbarkeit des Produkts nicht wie z.B. bei den Werken der Literatur oder der Malerei eine von außen her sich einfindende Bedingung ihrer massenweisen Verbreitung. *Die technische Reproduzierbarkeit der Filmwerke ist unmittelbar in der Technik ihrer Produktion begründet. Diese ermöglicht nicht nur auf die unmittelbarste Art die massenweise Verbreitung der Filmwerke, sie erzwingt sie vielmehr geradezu.* Sie erzwingt sie, weil die Produktion eines Films so teuer ist, daß ein Einzelner, der z.B. ein Gemälde sich leisten könnte, sich den Film nicht mehr leisten kann. 1927 hat man errechnet, daß ein größerer Film, um sich zu rentieren, ein Publikum von neun Millionen erreichen müsse. Mit dem Tonfilm ist hier allerdings zunächst eine rückläufige Bewegung eingetreten; sein Publikum schränkte sich auf Sprachgrenzen ein, und das geschah gleichzeitig mit der Betonung nationaler Interessen durch den Faschismus. Wichtiger aber als diesen Rückschlag zu registrieren, der im übrigen durch die Synchronisierung abgeschwächt wurde, ist es, seinen Zusammenhang mit dem Faschismus ins Auge zu fassen. Die Gleichzeitigkeit beider Erscheinungen beruht auf der Wirtschaftskrise. Die gleichen Störungen, die im Großen gesehen zu dem Versuch geführt haben, die bestehenden Eigentumsverhältnisse mit offener Gewalt festzuhalten, haben das von der Krise bedrohte Filmkapital dazu geführt, die Vorarbeiten zum Tonfilm zu forcieren. Die Einführung des Tonfilms brachte sodann eine zeitweilige Erleichterung. Und zwar nicht nur, weil der Tonfilm von neuem die Massen ins Kino führte, sondern auch, weil der Tonfilm neue Kapitalien aus der Elektrizitätsindustrie mit dem Filmkapital solidarisch machte. So hat er von außen betrachtet nationale Interessen gefördert, von innen betrachtet aber die Filmproduktion noch mehr internationalisiert als vordem.

## XV

Die Masse ist eine matrix, aus der gegenwärtig alles gewohnte Verhalten Kunstwerken gegenüber neugeboren hervorgeht. Die Quantität ist in Qualität umgeschlagen: *Die sehr viel größeren Massen der Anteilnehmenden haben eine veränderte Art des Anteils hervorgebracht.* Es darf den Betrachter nicht irre machen, daß dieser Anteil zunächst in verrufener Gestalt in Erscheinung tritt. Doch hat es nicht an solchen gefehlt, die sich mit Leidenschaft gerade an diese oberflächliche Seite der Sache gehalten haben. Unter diesen hat Duhamel sich am radikalsten geäußert. Was er dem Film vor allem verdankt, ist die Art des Anteils, welchen er bei den Massen erweckt. Er nennt den Film »einen Zeitvertreib für Heloten, eine Zerstreuung für ungebildete, elende, abgearbeitete Kreaturen, die von ihren Sorgen verzehrt werden... ein Schauspiel, das keinerlei Konzentration verlangt, kein Denkvermögen voraussetzt..., kein Licht in den Herzen entzündet und keinerlei andere Hoffnung erweckt als die lächerliche, eines Tages in Los Angeles ›Star‹ zu werden.«<sup>10</sup> Man sieht, es ist im Grunde die alte Klage, daß die Massen Zerstreuung suchen, die Kunst aber vom Betrachter Sammlung verlangt. Das ist ein Gemeinplatz. Bleibt nur die Frage, ob er einen Standort für die Untersuchung des Films abgibt. – Hier heißt es, näher zusehen. Zerstreuung und Sammlung stehen in einem Gegensatz, der folgende Formulierung erlaubt: Der vor dem Kunstwerk sich Sammelnde versenkt sich darein; er geht in dieses Werk ein, wie die Legende es von einem chinesischen Maler beim Anblick seines vollendeten Bildes erzählt. Dagegen versenkt die zerstreute Masse ihrerseits das Kunstwerk in sich. Am sinnfälligsten die Bauten. Die Architektur bot von jeher den Prototyp eines Kunstwerks, dessen Rezeption in der Zerstreuung und durch das Kollektivum erfolgt. Die Gesetze ihrer Rezeption sind die lehrreichsten.

Bauten begleiten die Menschheit seit ihrer Urgeschichte. Viele Kunstformen sind entstanden und sind vergangen. Die Tragödie entsteht mit den Griechen, um mit ihnen zu verlöschen und nach Jahrhunderten nur ihren »Regeln« nach wieder aufzuleben. Das Epos, dessen Ursprung in der Jugend der Völker liegt, erlischt in Europa mit dem Ausgang der Renaissance. Die Tafelmalerei ist eine Schöpfung des Mittelalters, und nichts gewährleistet ihr eine ununterbrochene Dauer. Das Bedürfnis des Menschen nach Unterkunft aber ist beständig. Die Baukunst hat niemals brach gelegen. Ihre Geschichte ist länger als die jeder anderen Kunst und ihre Wirkung sich zu vergegenwärtigen von Bedeutung für jeden Versuch, vom Verhältnis der Massen zum Kunstwerk sich Rechenschaft abzulegen. Bauten werden auf doppelte Art rezipiert: durch Gebrauch und deren Wahrnehmung. Oder besser gesagt: taktil und optisch. Es gibt von solcher Rezeption keinen Begriff, wenn man sie sich nach Art der gesammelten vorstellt, wie sie z.B. Reisenden vor berühmten Bauten geläufig ist. Es besteht nämlich auf der taktilen Seite keinerlei Gegenstück zu dem, was auf der optischen die Kontemplation ist. Die taktile Rezeption erfolgt nicht sowohl auf dem Wege der Aufmerksamkeit als auf dem der Gewohnheit. Der Architektur gegenüber bestimmt diese letztere weitgehend sogar die optische Rezeption. Auch sie findet von Hause aus viel weniger in einem gespannten Aufmerken als in einem beiläufigen Bemerken statt. Diese an der Architektur gebildete Rezeption hat aber unter gewissen Umständen kanonischen Wert. Denn: *Die Aufgaben, welche in geschichtlichen Wendezeiten dem menschlichen Wahrnehmungsapparat gestellt werden, sind auf dem Wege der bloßen Optik, also der Kontemplation, gar nicht zu lösen. Sie werden allmählich nach Anleitung der taktilen Rezeption, durch Gewöhnung, bewältigt.*

<sup>10</sup> Georges Duhamel: *Scènes de la vie future*. 2<sup>e</sup> éd., Paris 1930, p. 58.



Gewöhnen kann sich auch der Zerstreute. Mehr: gewisse Aufgaben in der Zerstreuung bewältigen zu können, erweist erst, daß sie zu lösen einem zur Gewohnheit geworden ist. Durch die Zerstreuung, wie die Kunst sie zu bieten hat, wird unter der Hand kontrolliert, wie weit neue Aufgaben der Apperzeption lösbar geworden sind. Da im übrigen für den Einzelnen die Versuchung besteht, sich solchen Aufgaben zu entziehen, so wird die Kunst deren schwerste und wichtigste da angreifen, wo sie Massen mobilisieren kann. Sie tut es gegenwärtig im Film. *Die Rezeption in der Zerstreuung, die sich mit wachsendem Nachdruck auf allen Gebieten der Kunst bemerkbar macht und das Symptom von tiefgreifenden Veränderungen der Apperzeption ist, hat am Film ihr eigentliches Übungsinstrument.* In seiner Chockwirkung kommt der Film dieser Rezeptionsform entgegen. Der Film drängt den Kultwert nicht nur dadurch zurück, daß er das Publikum in eine begutachtende Haltung bringt, sondern auch dadurch, daß die begutachtende Haltung im Kino Aufmerksamkeit nicht einschließt. Das Publikum ist ein Examiner, doch ein zerstreuter.

## NACHWORT

Die zunehmende Proletarisierung der heutigen Menschen und die zunehmende Formierung von Massen sind zwei Seiten eines und desselben Geschehens. Der Faschismus versucht, die neu entstandenen proletarisierten Massen zu organisieren, ohne die Eigentumsverhältnisse, auf deren Beseitigung sie hindrängen, anzutasten. Er sieht sein Heil darin, die Massen zu ihrem Ausdruck (beileibe nicht zu ihrem Recht) kommen zu lassen.<sup>11</sup> Die Massen haben ein Recht auf Veränderung der Eigentumsverhältnisse; der Faschismus sucht ihnen einen *Ausdruck* in deren Konservierung zu geben. *Der Faschismus läuft folgerecht auf eine Ästhetisierung des politischen Lebens hinaus.* Der Vergewaltigung der Massen, die er im Kult eines Führers zu Boden zwingt, entspricht die Vergewaltigung einer Apparatur, die er der Herstellung von Kultwerten dienstbar macht.

*Alle Bemühungen um die Ästhetisierung der Politik gipfeln in einem Punkt. Dieser eine Punkt ist der Krieg.* Der Krieg, und nur der Krieg, macht es möglich, Massenbewegungen größten Maßstabs unter Wahrung der überkommenen Eigentumsverhältnisse ein Ziel zu geben. So formuliert sich der Tatbestand von der Politik her. Von der Technik her formuliert er sich folgendermaßen: Nur der Krieg macht es möglich, die sämtlichen technischen Mittel der Gegenwart unter Wahrung der Eigentumsverhältnisse zu mobilisieren. Es ist selbstverständlich, daß die Apotheose des Krieges durch den Faschismus sich nicht *dieser* Argumente bedient. Trotzdem ist ein Blick auf sie lehrreich. In Marinettis Manifest zum äthiopischen Kolonialkrieg heißt es: »Seit siebenundzwanzig Jahren erheben wir Futuristen uns dagegen, daß der Krieg als antiästhetisch bezeichnet wird... Demgemäß stellen wir fest:... Der Krieg ist schön, weil er dank der Gasmasken, der schreckenerregenden

<sup>11</sup> Hier ist, besonders mit Rücksicht auf die Wochenschau, deren propagandistische Bedeutung kaum überschätzt werden kann, ein technischer Umstand von Wichtigkeit. *Der massenweisen Reproduktion kommt die Reproduktion von Massen besonders entgegen.* In den großen Festaufzügen, den Monstreversammlungen, in den Massenveranstaltungen sportlicher Art und im Krieg, die heute sämtlich der Aufnahmeapparatur zugeführt werden, sieht die Masse sich selbst ins Gesicht. Dieser Vorgang, dessen Tragweite keiner Betonung bedarf, hängt aufs engste mit der Entwicklung der Reproduktions- bzw. Aufnahmetechnik zusammen. Massenbewegungen stellen sich im allgemeinen der Apparatur deutlicher dar als dem Blick. Kaders von Hunderttausenden lassen sich von der Vogelperspektive aus am besten erfassen. Und wenn diese Perspektive dem menschlichen Auge ebensowohl zugänglich ist wie der Apparatur, so ist doch an dem Bilde, das das Auge davonträgt, die Vergrößerung nicht möglich, welcher die Aufnahme unterzogen wird. Das heißt, daß Massenbewegungen, und so auch der Krieg, eine der Apparatur besonders entgegenkommende Form des menschlichen Verhaltens darstellen.

Megaphone, der Flammenwerfer und der kleinen Tanks die Herrschaft des Menschen über die unterjochte Maschine begründet. Der Krieg ist schön, weil er die erträumte Metallisierung des menschlichen Körpers inauguriert. Der Krieg ist schön, weil er eine blühende Wiese um die feurigen Orchideen der Mitrailleusen bereichert. Der Krieg ist schön, weil er das Gewehrfeuer, die Kanonaden, die Feuerpausen, die Parfüms und Verwesungsgerüche zu einer Symphonie vereinigt. Der Krieg ist schön, weil er neue Architekturen, wie die der großen Tanks, der geometrischen Fliegergeschwader, der Rauchspiralen aus brennenden Dörfern und vieles andere schafft... Dichter und Künstler des Futurismus... erinnert Euch dieser Grundsätze einer Ästhetik des Krieges, damit Euer Ringen um eine neue Poesie und eine neue Plastik... von ihnen erleuchtet werde!<sup>12</sup>

Dieses Manifest hat den Vorzug der Deutlichkeit. Seine Fragestellung verdient von dem Dialektiker übernommen zu werden. Ihm stellt sich die Ästhetik des heutigen Krieges folgendermaßen dar: wird die natürliche Verwertung der Produktivkräfte durch die Eigentumsordnung hintangehalten, so drängt die Steigerung der technischen Behelfe, der Tempi, der Kraftquellen nach einer unnatürlichen. Sie findet sie im Kriege, der mit seinen Zerstörungen den Beweis dafür antritt, daß die Gesellschaft nicht reif genug war, sich die Technik zu ihrem Organ zu machen, daß die Technik nicht ausgebildet genug war, die gesellschaftlichen Elementarkräfte zu bewältigen. Der imperialistische Krieg ist in seinen grauenhaftesten Zügen bestimmt durch die Diskrepanz zwischen den gewaltigen Produktionsmitteln und ihrer unzulänglichen Verwertung im Produktionsprozeß (mit anderen Worten, durch die Arbeitslosigkeit und den Mangel an Absatzmärkten). *Der imperialistische Krieg ist ein Aufstand der Technik, die am »Menschenmaterial« die Ansprüche eintreibt, denen die Gesellschaft ihr natürliches Material entzogen hat.* Anstatt Flüsse zu kanalisieren, lenkt sie den Menschenstrom in das Bett ihrer Schützengräben, anstatt Saaten aus ihren Aeroplanen zu streuen, streut sie Brandbomben über die Städte hin, und im Gaskrieg hat sie ein Mittel gefunden, die Aura auf neue Art abzuschaffen.

»Fiat ars – pereat mundus« sagt der Faschismus und erwartet die künstlerische Befriedigung der von der Technik veränderten Sinneswahrnehmung, wie Marinetti bekennt, vom Kriege. Das ist offenbar die Vollendung des *l'art pour l'art*, Die Menschheit, die einst bei Homer ein Schauobjekt für die Olympischen Götter war, ist es nun für sich selbst geworden. Ihre Selbstentfremdung hat jenen Grad erreicht, der sie ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges erleben läßt. *So steht es um die Ästhetisierung der Politik, welche der Faschismus betreibt. Der Kommunismus antwortet ihm mit der Politisierung der Kunst.*

**Klaus Mann**

Vgl. S. 118

## GOTTFRIED BENN, DIE GESCHICHTE EINER VERIRRUNG

Begonnen werden muß mit der Frage: Warum beschäftigt uns »der Fall Gottfried Benn«? Weil ich, Autor dieser Zeilen, für einige von Benns Versen eine ziemlich tiefgehende Schwäche hatte – oder habe? Weil ich, gleich zu Anfang der Emigration, eine Korrespondenz mit ihm führte – die übrigens nur von Benn aus der Öffentlichkeit vorgelegt und öffentlich ausgenutzt wurde, soweit es aber an mir lag, durchaus privat blieb –, und die

<sup>12</sup> cit. La Stampa Torino.

trotzdem, eben durch Benns unfaire »Flucht in die Öffentlichkeit«, vielleicht bis zum gewissen Grade repräsentativ geworden ist für die Auseinandersetzung zwischen zwei Schriftstellern, von denen der eine den Fascismus verabscheute, der andere aber entschlossen war, seinen Frieden mit ihm zu machen?

All dies wären gewiß keine Gründe, um heute noch über Benn zu reden. Sein »Fall« ist nur deshalb noch interessant, weil es sich bei ihm um den einzigen – den einzigen! – deutschen Schriftsteller von Rang handelt, der sich allen Ernstes und mit einiger geistiger Konsequenz in den Nationalsozialismus verirrt hat. Alle anderen, die heute zu einem Institut gehören, das sich – wie man mir berichtet – »Reichsschrifttumskammer« nennt, haben nur eben so ein bißchen »mitgemacht« – manchmal vielleicht sogar mit ein wenig Groll im Herzen – aus Opportunismus, aus Angst und Schwäche, aus kleinbürgerlich-reaktionären Instinkten. Dagegen dürfte es ein Faktum sein, daß Gottfried Benn, mindestens eine Zeitlang, der plump und kreischend lügenden Propaganda des deutschen Fascismus wirklich verfallen war. Heute mag er enttäuscht sein, bitterlich vereinsamt, desillusioniert – aber spielt das eine Rolle? Ist es nicht eine Selbstverständlichkeit, daß er heute sich enttäuscht, vereinsamt, desillusioniert befindet, da er sich ja in eine völlig unmögliche, schiefe, sogar groteske Position manövriert hat? Da man ihn ja nicht *will* bei den Nazis – die einen untrüglichen Instinkt haben *gegen* alle seine Qualitäten? Da er ja in Deutschland überhaupt kein Publikum mehr findet, die wenigen Leser, die er jemals hatte, vertrieben oder doch mundtot gemacht sieht? Nun sitzt er als ein grämlicher Stabsarzt in Hannover – was eine beneidenswerte Situation kaum sein dürfte. Aber, wie gesagt, diese nachträgliche Enttäuschung wollen wir völlig beiseite lassen: sie ist selbstverständlich und nebensächlich. Wichtig bleibt einzig und allein, daß dieser nicht unbedeutende Geist notorisch sich hatte verführen, berauschen, auf die ärgsten Pfade verlocken lassen.

Einen Umstand freilich gibt es, der dafür spricht, daß eben diese Berauschtigkeit niemals so ganz tief gegangen ist, sondern immer halber Opportunismus, halbe Berechnung – und als solche prinzipiell uninteressant war. Ich meine die sehr auffallende Tatsache, daß das patriotische Thema, das Führer-Thema, der ganze fascistische Themen-Komplex niemals in seine *Lyrik* – also niemals in sein eigentliches Werk – eingedrungen sind; sondern daß er dieses durchaus rein zu halten wußte. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß bei Benn die Essays fast im gleichen Range neben den Gedichten stehen, und daß eben in diesen Aufsätzen – besonders in denen unter dem Titel »*Kunst und Macht*«, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, zusammengefaßten – sich Bekenntnisse und politische Deklamationen finden, deren Eindeutigkeit und Fanatismus nicht mehr zu überbieten – und verblüffend sind.

Ich schreibe »verblüffend« und bin mir wohl bewußt, daß es nicht unbillig wäre, zu erwidern: Aber was wollen Sie! Der Fall ist doch logisch! Dieser Benn – er hat doch genau so sich entwickelt, wie er sich entwickeln *mußte*; er ist genau den Weg gegangen, der ihm vorgezeichnet war. – Darüber bin ich mir ebensowohl im klaren wie jene, die mir solche Antwort entgegenhalten könnten – und trotzdem bin ich verblüfft: verblüfft nämlich darüber, daß Benn vor den ärgsten Entgleisungen, vor dem schlimmsten Absturz nicht behütet blieb durch sein Wissen um gewisse geistige Werte; daß *sein Niveau* ihn nicht davor bewahrte, den Stilisten von »Mein Kampf« allen Ernstes für einen großen Mann zu halten. Man bedenke doch, daß Geister, bei denen es mindestens ebensovielen intellektuellen Affinitäten zum Fascismus gab wie bei Gottfried Benn – daß etwa Oswald Spengler oder Stefan George sich sofort in eine durchaus dezidierte Opposition zum neu-deutschen Regime begaben, einfach weil die physische und die »spirituelle« Physiognomie dieser durch Intrige an die Macht gekommenen Führer-Garnitur sie *ekelte*, weil es sich mit ihrem ästhe-

tischen Gewissen nicht vertrug, Goebbels und Rosenberg als ihre geistigen Mentoren – oder auch nur als ihre geistigen Schüler anzuerkennen. Da wir also Zeugen waren, daß ein Mann wie Stefan George, dem das Propaganda-Ministerium nur zu gern alle Herrlichkeit der Erden zu Füßen gelegt hätte, für den Jargon des »Angriffs« und des »Mythos des XX. Jahrhunderts« nichts übrig hatte als die Gebärde kalten Dégoûts – so verzeihe man mir meine »Verblüffung« über die ruchlos-infantile Leichtgläubigkeit, mit der Benn auf diesen riesenhaft geblähten Schwindel hereinfliegt. Ja, vielleicht ist es eben die unbarmherzige und exemplarische *Logik* des Falles, die mich überrascht und verblüfft. Als ich Benn, schon 1930 und 1931, vor seinen Neigungen zum Irrationalen und zum »Mythischen« und vor seinem verdächtigen Widerwillen gegen den »Fortschritt« publizistisch warnte – wie übrigens damals auch andere Autoren, etwa der unvergessene Werner Hegemann es taten –, da meinte ich doch wohl nicht, daß er bis zu diesem Grade mit seinen Irrtümern Ernst machen würde; da hielt ich es doch wohl kaum für möglich, daß selbst noch die Schreie aus den Konzentrationslagern ihm wie schöne Urlaute aus »frühen Schichten« in den Ohren tönen würden, da erschien es mir doch wohl als ausgeschlossen, daß der Verfasser der »Morgue«-Gedichte eine »Bewegung«, die den 30. Juni, die Juden-, Priester- und Sozialisten-Verfolgungen und die Beschießung von Guernica mit sich bringt, als eine Tat der »Zucht, Ordnung und Disziplin« zu glorifizieren die Stirn haben könnte. All dies ist beschämendes Ereignis geworden; die intellektuelle Logik wirkte sich später aus als das »Niveau«, als das Wissen um artistische Verfeinerungen – und es lohnt sich also wohl der Mühe, den Gesetzen dieser Logik ein wenig nachzuspüren...

Alles beginnt hier mit dem atavistischen Komplex; mit der Sehnsucht nach dem Zurück – oder, vielmehr: das Vorwärts wird, in seinem Endziel, mit dem Zurück identifiziert –, mit dem Heimweh nach der »frühen Schicht«.

»Oh, daß wir unsere Ururahnen wären.

Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor!« –:

mit diesem recht verdächtigen Aufschrei beginnen vier Strophen des frühen, »expressionistischen« Benn, die »Gesänge« überschrieben sind und die ich in den Band »Ausgewählte Gedichte« (Deutsche Verlags-Anstalt, 1936) aufgenommen finde. Wie charakteristisch ist dieses Heimweh nach der vormenschlichen, vor-zivilisierten, der Urschleim-Form! – Es erscheint mir heute als die ärgste Platttheit, die Idee des Fortschrittes als »Platttheit« verächtlich zu machen. Eben in diesem Trick – dem eigentlich gefährlichen und eigentlich widerwärtigen Trick des XX. Jahrhunderts – exzellierte Benn Jahre lang: bis er denn dazu kam, den sittlichen Niedergang ohne Beispiel, den der Fascismus bedeutet, als »geschichtliche Bewegung« frech zu preisen... »Oh, daß wir unsere Ururahnen wären...« Das würde dem Benn wohl so passen, und dann wäre das Leben bequemer für ihn! Schwieriger freilich, als sich mit atavistischen Fluchtversuchen interessant zu machen und vor einem Parkett von Goebbels-Journalisten den wilden und tiefsinnigen Mann zu spielen, ist es, der Idee des menschlichen Fortschrittes, der Idee der *Zivilisation* die Treue zu wahren, und doch kein platter Rationalist und Aufklärer zu werden. Von dieser echten und legitimen Problematik, der Europas wirkliche geistige Avantgarde sich mit Mut und Leidenschaft stellt, scheint Benn mit seinen billigen Urschleim-Schwärmerien keine Ahnung zu haben...

Da das Fortschritts-, das Entwicklungs-, das Zivilisations-Problem sich mit dem beliebten und von der Obrigkeit gar nicht ungerne gesehenen atavistischen Komplex also nicht verträgt, klammert Benn sich mit einer wahrhaft manischen Hartnäckigkeit an ein anderes geistiges Thema: an das Thema der *Form*. Da es den Fortschritt nicht geben soll

und da die Vorstellung, das Los der Menschen auf diesem Stern könne sich vielleicht einmal verbessern, eine dem tiefen Künstler unerträgliche Platttheit ist, bleibt das Form-Problem – isoliert, hochmütig, unfruchtbar, manisch – übrig.

»Doch dir bestimmt: kein Werden,  
du bleibst gebannt und bist  
der Himmel und der Erden  
Formalist –«:

wie es in einem schwachen – und gerade formal schwachen –, aber sehr offenerhitzigen Gedicht einmal ausgedrückt ist. In den Essays wird die *idée fixe* dieser »zentralen Bedeutung des Formproblems« bis zum Überdruß wiederholt, variiert, immer noch einmal neu – oder vielmehr *nicht* neu – beleuchtet. Der Umstand, daß die Kunst – oder die Philosophie – jemals soziologische, gesellschaftskritische Inhalte gehabt haben könnte, wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Von allem anderen zunächst einmal abgesehen, was über diese ungeheuer einseitige und willkürliche Darstellung und Deutung des Künstler-Phänomens zu bemerken wäre, ist es wesentlich und unerläßlich, zu betonen, daß, gerade *wenn* man das Form-Problem als das europäische und *als das deutsche Problem* par excellence empfindet und stilisiert, das neu-deutsche Regime *erst recht* – wenn auch, meiner Meinung nach, mit falschen oder doch ungenügenden Argumenten abzulehnen, ja zu hassen bleibt. Jeder, der in Deutschland das Form-Problem jemals ernst genommen hat – und gerade Nietzsche, auf den Bann sich hundert Mal, in völlig unsinniger und verwirrter Weise, bezieht –, hat es mit dem Komplex: Süden-Mittelmeer-Antike – kurzum: mit dem Komplex *Europa* in Zusammenhang gebracht. Gerade vom Mittelmeer und von der Antike – gerade von jeder Überlieferung europäischer Form – wollen die Nazis doch Deutschland distanzieren und lösen. Warum hätte denn Nietzsche diese Nazis verabscheut? Denn es ist für mich gar keine Frage, daß er sie verabscheut und zutiefst verachtet hätte. Doch eben *weil* sie den »germanischen Mythos« und seine Formlosigkeit (jenen Mythos, gegen den sich Nietzsches Instinkte am heftigsten wehrten) gegen »Europa« (und das bedeutet in diesem Zusammenhang: gegen das Mittelmeer und gegen Frankreich) ausspielen und den unbedingten Primat des Germanischen über das Europäische beanspruchen. – Warum denn *hat* Stefan George alles Hitlertum perhorresziert? Und ich *weiß*, daß er es getan hat. Doch eben *weil* in seiner Konzeption der Schönheit das Mittelmeer-Element, das antike und das französische Element viel zu wesentlich, viel zu zentral waren, als daß er die Rosenberg-sche »Rückkehr nach Walhall«, den ganzen faulen Zauber von Bayreuth und Braunau hätte ertragbar finden können. George stirbt in Gram und Einsamkeit, stirbt *in der Verbannung* – und Bann, der von den Gegenständen, die ich hier anrühre, ebensoviel weiß oder wissen sollte wie ich, stellt sich hin in einem öffentlichen Berliner Saal und spricht aus, »daß sein Axiom« – gemeint ist wohl das Axiom der »neuen Zeit«, der »Bewegung« – »in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als *ein* Kommando lebt«.

Die wahrhaft schamlose Leichenschändung an George wird komplett, wenn man in Betracht zieht, daß die »Rede auf Stefan George« unmittelbar neben einer »Rede auf Marinetti« steht, und daß die gleichen Phrasen über die »Form«, mit denen Bann das Andenken Georges kränkt und lästert, nun dazu herhalten, um der »Exzellenz«, dem Clown Mussolinis, dem Barden des Abessinischen Feldzuges um den Bart zu gehen. »Form!« ruft der zukünftige Stabsarzt von Hannover der Römischen Exzellenz zu, »Form –: in ihrem Namen wurde alles erkämpft, was Sie im neuen Deutschland um sich sehen: Form und Zucht: die beiden Symbole der neuen Reiche; Zucht und Stil im Staat

und in der Kunst: die Grundlage des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe.« – Da bleibt einem doch der Mund offen stehen, und man schämt sich in Grund und Boden, daß man jemals irgend etwas übrig hatte für ein paar Verse, die dem Autor dieser nicht »imperativen«, sondern durchaus impertinenten Worte ehemals geglückt sind! Denn man vergesse doch nicht, *wer* hier zu *wem* spricht, und wer hier die Begriffe der »Form« und der »Zucht« als dreiste Umschreibung gebraucht für eine Fülle der Greuelthaten ohnegleichen; für eine erst geplante oder schon ausgeführte Masse der krassen Verbrechen.

Die Marinetti-Rede wurde gehalten »auf dem Bankett der Union nationaler Schriftsteller, Berlin, 29. März 1934«. Damals standen Hitler und Mussolini wohl gerade gut. Dann kam es zu den bekannten Unannehmlichkeiten in Wien, und eine Zeitlang waren Hitler und sein Kreis für die römische Presse eine Bande von »Mördern und Päderasten«. Gerade im Augenblick der Verstimmung zwischen den zwei Diktaturen hatte ich meinerseits die Gelegenheit, Exzellenz Marinetti kennenzulernen – ohne freilich gleich eine Rede auf ihn zu halten. Damals schimpfte er auf Berlin wie ein Rohrspatz: Hitler hatte ja, aus lauter Sinn für Form und Zucht, den Kanzler in Wien umbringen lassen, wodurch Mussolini seinerseits nervös geworden war. Plötzlich erinnerten sich Exzellenz gar nicht mehr daran, daß die »neuen Reiche« doch den Willen zu Form und Zucht gemeinsam haben: heute ist es dem amüsanten »Futuristen« und Liebhaber der Kolonial-Metzeleien gewiß wieder eingefallen. – Hat Marinetti denn nicht grinsen müssen, als Benn ihm mit seiner schönen, sonoren Stimme ganz ernsthaft erzählte, die italienische und die deutsche Diktatur basierten auf dem Willen zu »Form und Zucht«? Aber diese Clowns der Macht haben ja wohl das Grinsen verlernt...

Freilich, ich hatte schon früher die Gelegenheit, zu beobachten, wie Gottfried Benn ungeheuer und feierlich ernst bleiben konnte, während er Dinge aussprach, die eigentlich komisch waren. Da gab es, zum Beispiel, die große Feierlichkeit zu Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag – er wurde, noch ganz kurz vor Ausbruch der Hitlerei, von allen offiziellen Schriftsteller-Organisationen mit größtem Aufwand begangen. Benn gehörte zu den Festrednern.

Fern liegt es mir, zu leugnen, daß seine Ansprache starke lyrische Schönheiten und oft sehr bezeichnende Akzente hatte. Aber andererseits war sie doch auch sehr komisch, und jetzt erst kann man ihre tiefe Drolligkeit so recht würdigen. – In den Essay-Band »Kunst und Macht« (in dem nur Marinetti und der »Kunstwille« des »Führers« gepriesen werden) ist die Heinrich-Mann-Rede freilich nicht mehr aufgenommen; aber ich finde sie in einem älteren Buch von Benn'schen Aufsätzen wieder. Benn unternahm damals – und zwar noch in seiner Eigenschaft als besonders glühender Verehrer Heinrich Manns – den Versuch, den Autor des »Untertans« und des Zola-Essays zum radikalen Ästheteten, zum »Formalisten« – im Benn'schen Sinn –, zum manisch auf die Form Versessenen zu stilisieren, das heißt: zu fälschen. Gerade auf Heinrich Mann angewendet und im Zusammenhang mit ihm – der für Benn doch wohl einmal ein sehr wichtiger, sehr zentraler Zusammenhang gewesen ist – erweist sich ja die ganze Absurdität, die fast klinische Abwegigkeit des Form-Ethos, wie es bei Benn sich dargestellt findet und wie es ihm sich darstellt. Denn eben im Fall Heinrich Mann wird es ja auf eine exemplarische Art deutlich, daß aus dem Willen zur Form der Wille zur Zivilisation – und das heißt also: der Wille zum gesellschaftlichen Fortschritt – kommt, und wie diese beiden Willens-Tendenzen sich ergänzen und eine sich auf bedeutende Art an der anderen steigert.

Als »Ästhet« beginnen und als Sozialist enden: ich habe in solcher Entwicklungskurve ein Paradox niemals zu sehen vermocht. Das Schönheits-Pathos kann auf dem gera-

den Weg zum sozial-moralischen Pathos führen – oder, um beim Beispiel Heinrich Mann zu bleiben: von seinen frühen italienischen Novellen und den Herzoginnen von Assy bis zu seinen flammenden Protest- und Anklage-Schriften gegen das Hitler-Regime führt eine direkte Linie – ich wüßte gar nicht, wo die Abweichung, der Umweg liegen sollte. Als paradox, als frivol und obendrein als etwas dumm freilich erscheint es mir, bei einem Schriftsteller, dessen ganzes Werk der Idee des gesellschaftlichen Fortschrittes mit Leidenschaft dient, eben diesen Fortschrittswillen als eine Art von ästhetischem Schnörkel am Rande, als eine artistische Caprice und Nebensache hinzustellen. Genau das zu tun, versucht Gottfried Benn in seiner Festrede. Eigensinnig und seinerseits kapriziös, und übrigens – wohl damals schon – mit bösen politischen Hintergedanken, versucht er den ganzen Themen-Komplex dieses Werkes auf das *eine* Thema – »das Verhältnis des Nordens zur Form« – zu reduzieren. Als ob ein ernsthafter Wille zur Form ohne den Willen zum Humanismus, und als ob der Wille zum Humanismus ohne ein innig bemühtes Interesse fürs Gesellschaftliche überhaupt vorstellbar wären! Mit seinem falschen Pathos der Form verengt und verdirbt Benn den Begriff und das Wesen der menschlichen Gesittung überhaupt – was kaum wundernehmen kann, da er ja den ganzen Gesittungs-Begriff in seinen atavistischen Sehnsüchten und Räuschen eigentlich aufheben möchte...

Man sieht: die Geschichte dieser Verirrung, dieses geistigen Falles, dieser intellektuellen und moralischen *Abdankung* ist im Grunde sehr einfach: sie beginnt mit dem lyrischen Schrei nach dem großen »Zurück«, sie führt zu der manischen Isolierung des Form-Problems und zu der *doppelten* Verfälschung eben dieses Problems (doppelt, weil Benn das Thema »Form« einerseits vom Thema »antike Überlieferung – Mittelmeer, lateinisch-europäische Kultur«, andererseits vom Thema »sozialer Fortschritt« zu trennen und solcherart all seiner wirklichen Inhalte zu berauben versucht), und sie führt –: wohin? Ach, genau dorthin, wo wir den entgleisten Benn heute sehen...

Wir sehen ihn bei Beschäftigungen, die uns recht eigentlich ins Irrenhaus zu gehören scheinen; während er, zum Beispiel, vorgibt, den »Lebensweg eines Intellektuellen« – seinen eigenen Lebensweg nämlich – zu erzählen, treibt er Rassen- und Familien-Forschung auf eine Art, die uns ebenso grausig wie humoristisch anmutet. Zunächst muß natürlich festgestellt werden, daß kein jüdisches Blut in der Familie ist. Dann berichtet der Prophet des »imperativen Weltbildes« allen Ernstes, er habe im Weinhaus Kempinski – welches bekanntlich in »arische Hände übergegangen« ist – auf der Getränkekarte einen edlen Tropfen namens »Dürkheimer Benn« angeführt gefunden. »Nachforschungen ergaben«, daß eine Weinsorte, genannt der »Hochbenn«, existiert – und dieser »Hochbenn«, von dem wir hoffen, daß er recht süffig sei und eine prima Blume habe, muß wiederum als Beweis dafür herhalten, daß es in der Familie Benn kein semitisches Blut gibt. Mit solchen Scherzen gibt ein erwachsener Mensch sich ab, der früher einmal schöne Verse gemacht hat und übrigens ein recht brauchbarer Hautarzt gewesen sein soll...

Eine andre seiner makabren Spielereien ist, daß er es versucht, den Expressionismus vor dem Propaganda-Ministerium zu rechtfertigen – als ob vor diesem überhaupt irgend etwas Kulturelles zu rechtfertigen wäre. Ideologisch läßt sich über den Expressionismus, dessen Charakteristikum ja geradezu die ideologische Wirrheit ist, alles behaupten. Aber eines steht doch für die Nazis fest: daß diese ganze – teilweise sehr wertvolle – Literatur der deutschen Nachkriegsepoche über Hitlers Horizont geht und also »Kulturbolschewismus« ist. Benn indessen beschwört seinen Goebbels bei »jenem enormen biologischen Instinkt für das rassenhaft Vollkommene, das über der ganzen Bewegung schwebt«, bei dem außerordentlichen »Maß an Interesse, das die Führung des neuen Deutschland

den Fragen der Kunst entgegenbringt«, dem Expressionismus doch ja zu verzeihen, daß einige seiner Anhänger inzwischen Sozialisten geworden sind. Verlorene Liebesmüh! Während Benn an höchster Stelle um Nachsicht für jene Talente bittet – die heute entweder in der Verbannung oder aber (wie Staatsrat Johst) keine Talente mehr sind –, werden die großen expressionistischen Maler aus den deutschen Museen in die Keller verbannt. »Einen solchen Widersinn«, ruft Benn beschwörend, »wird das neue Deutschland bestimmt nicht mitmachen – die Leute, die es führen, selber ja artistisch produktive Typen, wissen zu viel von der Kunst...« Mir scheint leider, das »neue Deutschland« und seine artistisch kolossal produktiven Führer haben schon ganz anderen Widersinn mitgemacht als die Ächtung von Otto Dix oder Georg Trakl...

In welche Abgründe ist dieser Benn gestürzt, mit seinen Atavismen und Formproblemen! »Auch der Züchtungsgedanke fällt unter dies Formproblem«, heißt es einmal – und da sind wir ja schon mitten im Abgrund, tief drin in der Finsternis, im krankhaften Aberglauben an die »hehre Sendung des Germanentums«, in der Sphäre des »Stürmers«, im Barbarismus...

Ist der Fall Benn noch interessant? Ach, kaum – wenn man nur das liest, was er heute schreibt; aber doch ziemlich interessant noch, will mir scheinen, wenn man an das denkt, was Benn früher gewesen ist.

Sein Beispiel bleibt das krasseste für die Entwürdigung, den Absturz, die *Selbstvernichtung* eines Intellektuellen, der die Ideen des Fortschritts und des Humanismus an die Pseudo-Ideologie der »Form« und der »Züchtung« verrät. Solcher Selbstverrat straft sich fürchterlich. Man wird nicht nur nach Hannover versetzt, sondern in die Hölle.

Der Intellektuelle, der gegen den Geist zeugt, verwest bei lebendigem Leibe. Nicht ohne Grauen kann ich heute die Zeilen des frühen Benn wiederlesen:

»O Seele, um und um verweste,  
kaum lebst du noch und noch zuviel!«

(1937)

### Hans Werner Richter

\* 12. November 1908 Bansin/Usedom † 23. März 1993 München

Essayist und Autor satirisch-sozialkritischer sowie autobiographischer Romane; 1924–1927 Buchhändlerlehre in Swinemünde; 1928–1930 als Buchhändler in Berlin tätig; 1930–1935 kommunistische Sympathien; 1940 kurzfristig inhaftiert; 1940–1943 Wehrmachtsdienst (Polen, Frankreich, Italien); 1943–1946 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft; seit 1946 freier Schriftsteller; 1946–1947 Mitherausgeber der Zeitschrift „Der Ruf“; danach Mitbegründer und unangefochtener Wortführer der „Gruppe 47“; einer der schärfsten Kritiker der Bonner Restauration. Hauptwerke: *Die Geschlagenen* (1949); *Sie fielen aus Gottes Hand* (1951); *Spuren im Sand* (1953); *Du sollst nicht töten* (1956); *Linus Fleck oder Der Verlust der Würde* (1959); *Blinder Alarm* (1970); *Rose weiß, Rose rot* (1971); *Die Stunde der falschen Triumphe* (1981); *Ein Julitag* (1982).

### WARUM SCHWEIGT DIE JUNGE GENERATION?

Selten in der Geschichte eines Landes, das einen Krieg und mehr als einen Krieg verlor, hat sich eine derartige geistige Kluft zwischen zwei Generationen aufgetan wie heute in Deutschland. In Deutschland redet eine Generation, und in Deutschland schweigt eine



Generation. Und während die eine sich immer mehr in das öffentliche Gespräch hineinflüchtet, während sie, gleichsam in eine Wolke von bußfertigen Weihrauch gehüllt, in die beruhigenden Schatten der Vergangenheit flieht, versinkt die andere immer mehr für das öffentliche Leben in ein düsteres, nebelhaftes Schweigen. Spricht die eine, die ältere Generation, der anderen, ihr nachfolgenden, jede geistige und sittliche Fähigkeit mit professoraler Selbstverständlichkeit ab, so sieht die jüngere nur mit erstaunter Gleichgültigkeit diesem seltsamen Gebaren zu und schweigt.

Schweigt diese Generation, weil sie unfähig ist zu sprechen, schweigt sie, weil sie die Feder und das Wort nicht so geschliffen zu führen vermag wie jene, die aus den Hörsälen heraus- oder in sie hineingetreten sind, um mit dem Wort das Wort zu erschlagen? Ist diese Generation noch mit Gedankengängen belastet, die »denazifiziert« werden müssen, oder hält sie noch immer die Handgranate geistig in der Hand, die sie gestern zu entschern gezwungen wurde?

Eine Generation schweigt! Sie schweigt, weil man sie nicht verstehen will; sie schweigt, weil sie nicht verstehen kann. Zwischen dem Nichtverstehenwollen und dem Nichtverstehenkönnen liegt eine Welt, liegt das Erlebnis, liegt der Krieg, liegt jene vom Grauen umwitterte Frage nach der brüchig gewordenen Existenz des Menschen, die aus der Erfahrung lebendig geworden ist und die in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts alle geistigen Bindungen des Abendlandes erneut in Fluß zu bringen scheint.

Der Mensch, der junge Mensch, der zwischen diesen beiden Kriegen aufgewachsen ist, der durch ein Inferno der Not, des Hasses, der Leidenschaft, der Begeisterung und des Rausches schritt, der Jahre der Einsamkeit und der geistigen Einengung auf den Kasernenhöfen ertrug und der schließlich durch die Hölle des Krieges, durch den Todestaumel der Front und durch die seelische Abgeschiedenheit der Gefangenenlager ging, er hat sich gewandelt. Er ist zutiefst in seinen seelischen Bindungen erschüttert worden. Er hat immer an der äußersten Grenze der menschlichen Existenz gelebt, dort, wo das Pendel des Lebens nicht in der Mitte ruht, sondern wohin es ausschlägt, wenn es in fortwährender Bewegung ist, in der Nähe des Hasses, in der Nähe brausender Begeisterung, in der Nähe des Todes.

An dieser äußersten Grenze der menschlichen Existenz ist das Erlebnis ein anderes, gewinnt es tiefere und größere Bedeutung, gräbt es sich in das seelische Sein des Menschen ein und formt und gestaltet ihn nach seinem Gesetz. Zugleich schleudert es ihn, der in den festgefügtten ethischen, moralischen und geistigen Werten eines vergangenen Jahrhunderts ruht, aus diesen heraus, und gleich einer Landschaft, die, vom Blitz erhellt, unter einer regenschwangeren Gewitterwand sich duckt, erscheint ihm die menschliche Gesellschaft im Zwielicht irrationaler Kräfte und Mächte.

Der Mensch, gestern noch der Herr der Schöpfung, ist dem Menschen fragwürdig geworden. Seine Existenz ist zutiefst bedroht. Sein Bild, errichtet durch die Arbeit der Jahrhunderte, sinkt zu dem Transparent herab, das von Schlagworten gekennzeichnet ist. Das Bild selbst zerfällt, zerfällt vor dem grauenvollen Erlebnis dieser Zeit, das von der Inquisition bis zum Fronterlebnis, vom Konzentrationslager bis zum Galgen reicht. Über diesen immer noch andauernden Zerfall eines wohlgeordneten menschlichen Bildes können auch die schönsten Professorenreden nicht hinwegtäuschen.

Das aber ist das Erlebnis dieser jungen Generation, die in diese Welt hineinwuchs, die in ihr sich kämpfend zu bewähren suchte, die Niederlage nach Niederlage erlitt, ganz gleich ob als Hasser oder als Bewunderer eines vulkanischen politischen Ausbruchs, die ihren Glauben zusammenbrechen sah, wo immer sie auch geglaubt haben mag, und die nun schweigend eine unendliche Flut von wohlgemeinten Reden über sich ergehen lassen muß.

Ja, diese Generation schweigt, aber sie schweigt nicht, weil sie etwa zu ratlos wäre, sie schweigt nicht, weil sie nichts zu sagen hätte oder die Worte nicht fände, die notwendig wären, um das zu sagen, was gesagt werden muß. Sie schweigt aus dem sicheren Gefühl heraus, daß die Diskrepanz zwischen der bedrohten menschlichen Existenz und der geruhsamen Problematik jener älteren Generation, die aus ihrem olympischen Schweigen nach zwölf Jahren heraustrat, zu groß ist, um überbrückbar zu sein. Sie weiß, daß jenes Bild des Menschen, das die ältere Generation von ihren Vorvätern ererbt hat und das sie nun wieder errichten möchte, nicht mehr aufgebaut werden kann. Sie weiß, daß dieses Bild endgültig zerstört ist. Sie weiß es vielleicht nur intuitiv, aber sie weiß es.

Aus der Perspektive dieses intuitiven Wissens heraus gewinnen die Dinge des menschlichen Lebens ein anderes Gesicht, werden sie dem äußeren Bild jener Landschaft adäquat, deren Profil von den Ruinen und Trümmern der großen Städte gezeichnet ist. Der moralische, geistige und sittliche Trümmerhaufen, den ihr eine wahrhaft »verlorene« Generation zurückgelassen hat, wächst ins Unermeßliche und erscheint größer als jener real sichtbare. Vor dem rauchgeschwärzten Bild dieser abendländischen Ruinenlandschaft, in der der Mensch taumelnd und gelöst aus allen überkommenen Bindungen irrt, verblassen alle Wertmaßstäbe der Vergangenheit. Jede Anknüpfungsmöglichkeit nach hinten, jeder Versuch, dort wieder zu beginnen, wo 1933 eine ältere Generation ihre kontinuierliche Entwicklungslaufbahn verließ, um vor einem irrationalen Abenteuer zu kapitulieren, wirkt angesichts dieses Bildes wie eine Paradoxie.

Aus der Verschiebung des Lebensgefühls, aus der Gewalt der Erlebnisse, die der jungen Generation zuteil wurden und die sie erschütterten, erscheint ihr heute die einzige Ausgangsmöglichkeit einer geistigen Wiedergeburt in dem absoluten und radikalen Beginn von vorn zu liegen.

Wie aber nur der Mensch, der lebende und sichtbare Mensch trotz seiner bedrohten Existenz in dem Taumel dieses Jahrzehnts bestehen blieb, jedoch die Sachen, die Dinge also, die ihn umgeben, ihre absolute Relativität bewiesen, so tritt auch der Mensch zuerst wieder in das Bild des Lebens, das neu zu ordnen ist.

Die Mechanik der ökonomischen Gesetzmäßigkeit, die das menschliche Sein bedingen und bestimmen soll und die einen so breiten Raum in den geistigen Auseinandersetzungen des vorigen Jahrhunderts einnahm, wird sekundär. Mag diese Mechanik in ihrer Gesetzmäßigkeit die ökonomische Entwicklung bis in das Chaos unserer Zeit vorgetrieben haben, in ihrer letzten Auswirkung atomisierte sie nicht nur den Menschen, sondern auch ihre eigene Gesetzmäßigkeit. Mit der Zerstörung der Dinge und in der Nivellierung des Menschen hob sie die Klassengegensätze auf, zermalmte sie ihre eigene ökonomische Basis und ließ den Menschen mit dem Menschen allein.

So tritt der Mensch, brüchig geworden in seinen Bezügen zur Umwelt, fragwürdig und irrend geworden in seiner Existenz vor Gott, vor dem Universum, vor sich selbst, wiederum in den Mittelpunkt des Lebens, muß er wiederum zum ruhenden Pol eines neuen gesellschaftlichen Seins gemacht werden.

Dies aber ist der Mensch unserer Zeit, ist der Mensch, der in sich selbst die Gefährdung seiner eigenen Existenz zutiefst erlebt hat. Es ist das Bild jenes Menschen, das aus dem Lebensgefühl der jungen Generation geboren werden muß, wenn es nicht erneut vor dem Ansturm irrationaler Gewalten zerfallen soll.

Vor dieser Aufgabe steht die heute noch schweigende Generation. Sie schweigt, weil sie mit den Begriffen und Problemen, die heute an sie herangetragen werden, nichts anzufangen weiß; sie schweigt, weil sie die Diskrepanz zwischen dem geschriebenen Wort

und dem erlebten Leben zu stark empfindet. Wenn sie, wie die ältere Generation ihr vorzuwerfen pflegt, »in der Phrase, das heißt in der Lüge aufgewachsen, mit Phrase genährt worden, von Phrasen entscheidend gebildet worden ist«, dann hat sie vielleicht ein besonderes Empfinden für die Lüge entwickelt und spürt sie auch dort, wo sie sich ungewollt aus der Stellung des Wortes zur nüchternen Wirklichkeit ergibt. Sie aber will einmal die Wahrheit, einmal das Recht, einmal die Freiheit sehen, von der ihr so viel gesprochen worden ist und die sie so selten erhalten hat.

Sie weiß, daß das geistige Ringen um den Menschen, um die Neuformung seines Bildes, um die Neuordnung seiner Welt und seines Lebens beginnen wird, ja, daß es schon begonnen hat. Sie wird in dieser Auseinandersetzung nicht schweigend beiseite stehen. Aber sie will, daß in ihr das Wort wahr, die Wahrheit echt, das Recht rechtlich und die Freiheit so freiheitlich ist, daß sie zum inneren Erlebnis wird.

Über das Erlebnis der Propagandafreiheit verfügt die junge Generation. Aus diesem Erlebnis heraus schweigt die junge Generation. Mit dem Erlebnis der wirklichen Freiheit wird sie eines Tages zu reden und zu arbeiten beginnen.

[Heft 2, 1. September 1946]

### **Karl Jaspers**

\* 23. Februar 1883 Oldenburg † 26. Februar 1969 Basel

Philosoph; Studium der Rechtswissenschaften, später der Medizin; zeitlebens kränzlich; 1908 Abschluss mit Staatsexamen; 1909 Promotion; 1909–1915 Praktikant und Mitarbeiter an der psychiatrischen Klinik in Heidelberg; Beschäftigung mit den Ideen Max Webers, Edmund Husserls und Wilhelm Diltheys; 1913 Habilitation; Bekanntschaft, dann Freundschaft zu Martin Heidegger; 1933 Ausschluss von der Universität und Zwangsemeritierung; 1943 Veröffentlichungsverbot; nach 1945 Kritik an Deutschland; seit 1948 Wohnsitz in Basel; 1958 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Hauptwerke: *Die geistige Situation unserer Zeit* (1931); *Philosophie* (1932, 3 Bde); *Die Schuldfrage. Zur politischen Haftung Deutschlands* (1946); *Von der Wahrheit* (1947); *Die großen Philosophen* (1957).

## **DIE SCHULDFRAGE ZUR POLITISCHEN HAFTUNG DEUTSCHLANDS**

### **EINLEITUNG**

Fast die gesamte Welt erhebt Anklage gegen Deutschland und gegen die Deutschen. Unsere Schuld wird erörtert mit Empörung, mit Grauen, mit Haß, mit Verachtung. Man will Strafe und Vergeltung. Nicht nur die Sieger, auch einige unter den deutschen Emigranten, sogar Angehörige neutraler Staaten beteiligen sich daran. In Deutschland gibt es Menschen, welche Schuld, sich selber einschließend, bekennen, gibt es viele, die sich für schuldfrei halten, aber andere für schuldig erklären.

Es liegt nahe, der Frage sich zu entziehen. Wir leben in Not, ein großer Teil unserer Bevölkerung in so großer, so unmittelbarer Not, daß er unempfindlich geworden zu sein scheint für solche Erörterungen. Ihn interessiert, was der Not steuert, was Arbeit und Brot, Wohnung und Wärme bringt. Der Horizont ist eng geworden. Man mag nicht hören von Schuld, von Vergangenheit, man ist nicht betroffen von der Weltgeschichte. Man will

einfach aufhören zu leiden, will heraus aus dem Elend, will leben, aber nicht nachdenken. Es ist eher eine Stimmung, als ob man nach so furchtbarem Leid gleichsam belohnt, jedenfalls getröstet werden müßte, aber nicht noch mit Schuld beladen werden dürfte.

Trotzdem: auch wer sich dem Äußersten preisgegeben weiß, fühlt doch in Augenblicken den Drang nach ruhiger Wahrheit. Es ist nicht gleichgültig und nicht nur ein Gegenstand des Unwillens, daß zur Not auch noch die Anklage kommt. Wir wollen klar werden, ob diese Anklage Recht oder Unrecht ist und in welchem Sinne. Denn gerade in der Not kann das Unerläßlichste um so fühlbarer sein: in der eigenen Seele rein zu werden und das Rechte zu denken und zu tun, um aus echtem Ursprung vor dem Nichts das Leben ergreifen zu können.

In der Tat sind wir Deutschen ohne Ausnahme verpflichtet, in der Frage unserer Schuld klar zu sehen und die Folgerungen zu ziehen. Unsere Menschenwürde verpflichtet uns. Schon was die Welt über uns denkt, kann uns nicht gleichgültig sein; denn wir wissen uns zur Menschheit gehörig, sind zuerst Menschen und dann Deutsche. Wichtiger aber noch ist uns, daß unser eigenes Leben in Not und Abhängigkeit seine Würde nur noch durch Wahrhaftigkeit uns selbst gegenüber haben kann. Die Schuldfrage ist mehr noch als eine Frage seitens der andern an uns eine Frage von uns an uns selbst. Wie wir ihr in unserem Innersten antworten, das begründet unser gegenwärtiges Seins- und Selbstbewußtsein. Sie ist eine Lebensfrage der deutschen Seele. Nur über sie kann eine Umkehrung stattfinden, die uns zu der Erneuerung aus dem Ursprung unseres Wesens bringt. Die Schuldigerklärungen seitens der Sieger haben zwar die größten Folgen für unser Dasein, sie haben politischen Charakter, aber sie helfen uns nicht im Entscheidenden: der inneren Umkehrung. Hier haben wir es allein mit uns selbst zu tun. Philosophie und Theologie sind berufen, die Tiefe der Schuldfrage zu erhellen.

Die Erörterungen der Schuldfrage leiden oft an der Vermischung von Begriffen und Gesichtspunkten. Um wahr zu werden, bedarf es der Unterscheidungen. Ich entwerfe diese Unterscheidungen zunächst im Schema, um dann mit ihnen unsere gegenwärtige deutsche Lage zu klären. Zwar gelten die Unterscheidungen nicht absolut. Am Ende liegt der Ursprung dessen, was wir Schuld nennen, in einem einzigen Umfassenden. Aber dies kann klar nur werden durch das, was auf dem Wege über die Unterscheidungen gewonnen ist.

Unsere dunklen Gefühle verdienen nicht ohne weiteres Vertrauen. Unmittelbarkeit ist zwar die eigentliche Wirklichkeit, ist die Gegenwärtigkeit unserer Seele. Aber Gefühle sind nicht wie vitale Gegebenheiten einfach da. Sondern sie sind vermittelt durch unser inneres Handeln, unser Denken, unser Wissen. Sie werden vertieft und geklärt in dem Maße als wir denken. Auf das Gefühl als solches ist kein Verlaß. Sich auf Gefühle zu berufen ist die Naivität, die der Objektivität des Wißbaren und Denkbaren ausweicht. Erst nach allseitigem Durchdenken und Vergegenwärtigen einer Sache, ständig begleitet, geführt und gestört von Gefühlen, kommen wir zum wahren Gefühl, aus dem wir jeweils verläßlich zu leben vermögen.

## A. SCHEMATIK DER UNTERSCHIEDUNGEN

### § 1. VIER SCHULDBEGRIFFE

Es ist zu unterscheiden;

1) *Kriminelle Schuld*: Verbrechen bestehen in objektiv nachweisbaren Handlungen, die gegen eindeutige Gesetze verstoßen. Instanz ist das Gericht, das in formellem Verfahren die Tatbestände zuverlässig festlegt und auf diese die Gesetze anwendet.

2) *Politische Schuld*: Sie besteht in den Handlungen der Staatsmänner und in der Staatsbürgerschaft eines Staates, infolge derer ich die Folgen der Handlungen dieses Staates tragen muß, dessen Gewalt ich unterstellt bin, und durch dessen Ordnung ich mein Dasein habe. Es ist jedes Menschen Mitverantwortung, wie er regiert wird. Instanz ist die Gewalt und der Wille des Siegers, in der inneren wie in der äußeren Politik. Der Erfolg entscheidet. Eine Ermäßigung von Willkür und Gewalt geschieht durch politische Klugheit, die an weitere Folgen denkt, und durch Anerkennung von Normen, die unter dem Namen von Naturrecht und Völkerrecht gelten.

3) *Moralische Schuld*: Für Handlungen, die ich doch immer als dieser einzelne begehe, habe ich die moralische Verantwortung, und zwar für alle meine Handlungen, auch für politische und militärische Handlungen, die ich vollziehe. Niemals gilt schlechthin »Befehl ist Befehl«. Wie vielmehr Verbrechen Verbrechen bleiben, auch wenn sie befohlen sind (obgleich je nach dem Maße von Gefahr, Erpressung und Terror mildernde Umstände gelten), so bleibt jede Handlung auch der moralischen Beurteilung unterstellt. Die Instanz ist das eigene Gewissen und die Kommunikation mit dem Freunde und dem Nächsten, dem liebenden, an meiner Seele interessierten Mitmenschen

4) *Metaphysische Schuld*: Es gibt eine Solidarität zwischen Menschen als Menschen, welche einen jeden mitverantwortlich macht für alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit in der Welt, insbesondere für Verbrechen, die in seiner Gegenwart oder mit seinem Wissen geschehen. Wenn ich nicht tue, was ich kann, um sie zu verhindern, so bin ich mit-schuldig. Wenn ich mein Leben nicht eingesetzt habe zur Verhinderung der Ermordung anderer, sondern dagestanden bin, fühle ich mich auf eine Weise schuldig, die juristisch, politisch und moralisch nicht angemessen begreiflich ist. Daß ich noch lebe, wenn solches geschehen ist, legt sich als untilgbare Schuld auf mich. Wir kommen als Menschen, wenn nicht ein Glück uns diese Situation erspart, an die Grenze, wo wir wählen müssen: entweder ohne Zweck, weil ohne Erfolgsaussicht, bedingungslos das Leben einzusetzen, oder wegen Erfolgsunmöglichkeit vorzuziehen am Leben zu bleiben. Daß irgendwo zwischen Menschen das Unbedingte gilt, nur gemeinsam oder gar nicht leben zu können, falls dem einen oder anderen Verbrechen angetan werden, oder falls es sich um die Teilung physischer Lebensbedingungen handelt, das macht die Substanz ihres Wesens aus. Aber daß dies nicht in der Solidarität aller Menschen, nicht der Staatsbürger, nicht einmal kleinerer Gruppen liegt, sondern auf engste menschliche Verbindung beschränkt bleibt, das macht diese Schuld von uns allen. Instanz ist Gott allein. –

Diese Unterscheidung von vier Schuldbegriffen klärt den Sinn von Vorwürfen. So bedeutet z.B. politische Schuld zwar Haftung aller Staatsbürger für die Folgen staatlicher Handlungen, nicht aber kriminelle und moralische Schuld jedes einzelnen Staatsbürgers in bezug auf Verbrechen, die im Namen des Staates begangen wurden. Über Verbrechen kann der Richter, über politische Haftung der Sieger entscheiden; über moralische Schuld kann wahrhaft nur in liebendem Kampfe unter sich solidarischer Menschen gesprochen werden. Über metaphysische Schuld ist vielleicht Offenbarung in konkreter Situation, im Werk der Dichtung und der Philosophie möglich, aber kaum persönliche Mitteilung. Sie ist am tiefsten den Menschen bewußt, die einmal zu der Unbedingtheit kamen, aber gerade dadurch das Versagen erfahren, daß sie diese Unbedingtheit nicht allen Menschen gegenüber aufbringen. Es bleibt die Scham eines ständig Gegenwärtigen, konkret nicht Aufzudeckenden, allenfalls nur allgemein zu Erörternden.

Die Unterscheidungen zwischen den Schuldbegriffen sollen uns bewahren vor der Flachheit des Schuldgeredes, in dem alles stufenlos auf eine einzige Ebene gezogen wird,

um es im groben Zufassen in der Weise eines schlechten Richters zu beurteilen. Aber die Unterscheidungen sollen am Ende uns zurückführen zu dem einen Ursprung, von dem als unserer Schuld geradezu zu sprechen unmöglich ist.

Alle solche Unterscheidungen werden daher zum Irrtum, wenn nicht bewußt bleibt, wie sehr das Unterschiedene auch zusammenhängt. Jeder Schuldbegriff zeigt Wirklichkeiten, welche Folgen für die Sphären der anderen Schuldbegriffe haben.

Würden wir Menschen von jener metaphysischen Schuld uns befreien können, wir wären Engel und alle drei anderen Schuldbegriffe würden gegenstandslos.

Moralische Verfehlungen sind Grund der Zustände, in denen die politische Schuld und das Verbrechen erst erwachsen. Das Begehen der zahllosen kleinen Handlungen der Lässigkeit, der bequemen Anpassung, des billigen Rechtfertigens des Unrechten, der unmerklichen Förderung des Unrechten, die Beteiligung an der Entstehung der öffentlichen Atmosphäre, welche Unklarheit verbreitet, und die als solche das Böse erst möglich macht, alles das hat Folgen, die die politische Schuld für die Zustände und das Geschehen mit bedingen.

Zum Moralischen gehört auch die Unklarheit über die Bedeutung der Macht im menschlichen Zusammenleben. Die Verschleierung dieses Grundtatbestandes ist ebenso sehr eine Schuld wie die falsche Verabsolutierung der Macht zum allein bestimmenden Faktor der Ereignisse. Es ist das Verhängnis jedes Menschen, verstrickt zu sein in Machtverhältnisse, durch die er lebt. Dieses ist die unausweichliche Schuld aller, die Schuld des Menschseins. Ihr wird entgegengewirkt durch Einsatz für die Macht, welche das Recht, die Menschenrechte, verwirklicht. Das Unterlassen der Mitarbeit an der Strukturierung der Machtverhältnisse, am Kampfe um die Macht im Sinne des Dienstes für das Recht, ist eine politische Grundsuld die zugleich eine moralische Schuld ist. Politische Schuld wird zur moralischen Schuld, wo durch die Macht der Sinn der Macht – die Verwirklichung des Rechtes, das Ethos und die Reinheit des eigenen Volkes – zerstört wird. Denn wo die Macht sich nicht selbst begrenzt, ist Gewalt und Terror und das Ende die Vernichtung von Dasein und Seele.

Aus der moralischen Lebensart der meisten einzelnen, breiter Volkskreise, im Alltagsverhalten erwächst das jeweils bestimmte politische Verhalten und damit der politische Zustand. Aber der einzelne lebt wiederum unter der Voraussetzung des geschichtlich schon erwachsenen politischen Zustandes, der durch Ethos und Politik der Vorfahren wirklich und durch die Weltlage möglich wurde. Hier gibt es die beiden im Schema entgegengesetzten Möglichkeiten:

Das Ethos des Politischen ist Prinzip eines staatlichen Daseins, an dem alle beteiligt sind durch ihr Bewußtsein, ihr Wissen, ihr Meinen und Wollen. Es ist das Leben politischer Freiheit als ständige Bewegung des Verfalls und des Bessermachens. Dies Leben ist ermöglicht durch die Aufgabe und Chance der Mitverantwortung aller.

Oder es herrscht ein Zustand der Fremdheit der meisten zum Politischen. Die Staatsmacht wird nicht als die eigene Sache gefühlt. Man weiß sich nicht mitverantwortlich, sondern sieht politisch untätig zu, arbeitet und handelt in blindem Gehorsam. Man hat ein gutes Gewissen sowohl im Gehorsam wie in der Unbeteiligung an dem, was die Gewalthaber entscheiden und tun. Man duldet die politische Realität als etwas Fremdes, man sucht durch List mit ihr fertig zu werden zugunsten seiner persönlichen Vorteile, oder lebt mit in blinder Begeisterung des Sichopfern.

Es ist der Unterschied der politischen Freiheit und der politischen Diktatur, seit Herodot aufgefaßt als Unterschied des Abendlandes und des Orients (griechischer Freiheit

und persischer Despotie). Aber es ist zumeist nicht mehr Sache der einzelnen, zu entscheiden, welcher Zustand herrschen soll. Der einzelne wird hineingeboren, durch Glück oder Verhängnis; er muß übernehmen, was überkommen und wirklich ist. Kein einzelner und keine Gruppe kann mit einem Schlage oder auch nur in einer einzigen Generation diese Voraussetzung ändern, durch die wir in der Tat alle leben.

### **Theodor W. Adorno**

\* 11. September 1903 Frankfurt a. Main † 6. August 1969 Visp (Kanton Wallis/Schweiz)  
Elgentlich Wiesengrund, Philosoph und Soziologe; 1921–1924 Studium der Philosophie, Psychologie und Musikwissenschaft in Frankfurt, nebenbei Klavier- und Kompositionsunterricht (bereits in dieser Zeit als Musikkritiker tätig); Bekanntschaft mit Walter Benjamin und Max Horkheimer; 1924 Promotion; 1931 Habilitation; seit 1931 am Frankfurter Institut für Sozialforschung tätig; 1933 Entzug der Lehrbefugnis und Emigration (England, New York, Los Angeles); 1949 Rückkehr nach Frankfurt (dort Professor für Philosophie und Soziologie); nach 1953 geschäftsführender Direktor des in Frankfurt wiedereröffneten Instituts für Sozialforschung. Hauptwerke: *Dialektik der Aufklärung* (1947, gemeinsam mit Max Horkheimer); *Minima moralia* (1951); *Noten zur Literatur* (I–III, 1958–1965); *Negative Dialektik* (1966).

## **KULTURKRITIK UND GESELLSCHAFT**

Wer gewohnt ist, mit den Ohren zu denken, der muß am Klang des Wortes Kulturkritik sich ärgern nicht darum bloß, weil es, wie das Automobil, aus Latein und Griechisch zusammengestückt ist. Es erinnert an einen flagranten Widerspruch. Dem Kulturkritiker paßt die Kultur nicht, der einzig er das Unbehagen an ihr verdankt. Er redet, als verträte er sei's ungeschmälerte Natur, sei's einen höheren geschichtlichen Zustand, und ist doch notwendig vom gleichen Wesen wie das, worüber er erhaben sich dünkt. Die von Hegel, zur Apologie von Bestehendem, immer wieder gescholtene Insuffizienz des Subjekts, das in seiner Zufälligkeit und Beschränktheit über die Gewalt von Seiendem richte, wird unerträglich dort, wo das Subjekt selber bis in seine innerste Zusammensetzung hinein vermittelt ist durch den Begriff, dem es als unabhängiges und souveränes sich entgegensetzt. Aber die Unangemessenheit von Kulturkritik läuft dem Inhalt nach nicht sowohl auf Mangel an Respekt vor dem Kritisierten hinaus wie insgeheim auf dessen verblendet-hochmütige Anerkennung. Der Kulturkritiker kann kaum die Unterstellung vermeiden, er hätte die Kultur, welche dieser abgeht. Seine Eitelkeit kommt der ihren zu Hilfe: noch in der anklagenden Gebärde hält er die Idee von Kultur isoliert, unbefragt, dogmatisch fest. Er verschleibt den Angriff. Wo Verzweiflung und unmäßiges Leiden ist, soll darin bloß Geistiges, der Bewußtseinszustand der Menschheit, der Verfall der Norm sich anzeigen. Indem die Kritik darauf insistiert, gerät sie in Versuchung, das Unsagbare zu vergessen, anstatt wie sehr auch ohnmächtig zu trachten, daß es von den Menschen abgewandt werde.

Die Haltung des Kulturkritikers erlaubt ihm, kraft der Differenz vom herrschenden Unwesen theoretisch darüber hinauszugehen, obwohl er oft genug bloß dahinter zurückfällt. Aber er gliedert die Differenz in den Kulturbetrieb ein, den er unter sich lassen wollte und der selber der Differenz bedarf, um sich als Kultur zu dünken. Es gehört zu

deren Präntention auf Vornehmheit, durch welche sie von der Prüfung an den materiellen Lebensverhältnissen sich dispensiert, nie sich vornehm genug zu sein. Die Überspannung des kulturellen Anspruchs, die doch wieder der Bewegung des Geistes immanent ist, vergrößert den Abstand von jenen Verhältnissen um so mehr, je zweifelhafter die Würde der Sublimierung, sowohl der zum Greifen nahen materiellen Erfüllung wie der drohenden Vernichtung ungezählter Menschen gegenüber, wird. Solche Vornehmheit macht der Kulturkritiker zu seinem Privileg und verwirkt seine Legitimation, indem er als bezahlter und geehrter Plagegeist der Kultur an dieser mitwirkt. Das jedoch affiziert den Gehalt der Kritik. Noch die unerbittliche Strenge, mit der sie die Wahrheit übers unwahre Bewußtsein ausspricht, bleibt festgehalten im Bannkreis des Bekämpften, auf dessen Manifestationen sie starrt. Wer auf Überlegenheit pocht, fühlt allemal zugleich sich als einer vom Bau. Ginge man aber dem Beruf des Kritikers in der bürgerlichen Gesellschaft nach, der schließlich zum Kulturkritiker avancierte, so stieße man fraglos auf ein usurpatorisches Element im Ursprung, wie es etwa noch Balzac vor Augen stand. Die berufsmäßigen Kritiker waren vorab »Berichterstatter«: sie orientierten über den Markt geistiger Erzeugnisse. Dabei erlangten sie zuweilen Einsicht in die Sache, blieben stets jedoch auch Agenten des Verkehrs, im Einverständnis wo nicht mit dessen einzelnen Produkten so doch mit der Sphäre als solcher. Davon tragen sie die Spur, selbst wenn sie einmal aus der Rolle des Agenten herausgesprungen sind. Daß ihnen die des Sachverständigen und dann des Richters anvertraut wurde, war ökonomisch unvermeidlich, aber zufällig nach dem Maß der Sache. Ihre Agilität, die ihnen in der Konkurrenz bevorzugte Positionen zuspielte – bevorzugt, weil von ihrem Votum weithin das Schicksal des Beurteilten abhängt –, bringt den Schein der Zuständigkeit des Urteils selber hervor. Indem sie geschickt in die Lücken schlüpfen und mit der Ausbreitung der Presse an Einfluß gewinnen, erlangen sie eben jene Autorität, die ihr Beruf vorgeblich schon voraussetzt. Ihre Überheblichkeit rührt daher, daß, in den Formen der Konkurrenzgesellschaft, in denen alles Sein bloß eines Für anderes ist, auch der Kritiker selbst nur nach seinem marktmäßigen Erfolg gemessen wird, also daran, daß er es ist. Sachverständnis war nicht primär, sondern allenfalls Nebenprodukt, und je mehr es daran mangelt, um so beflissener wird es stets durch Bescheidwissen, Konformismus ersetzt. Wenn die Kritiker auf ihrem Tummelplatz, der Kunst, am Ende nicht mehr verstehen, was sie beurteilen, und mit Gusto zu Propagandisten oder Zensoren sich erniedrigen lassen, so erfüllt sich an ihnen die alte Unehrlichkeit des Gewerbes. Das Vorrecht von Information und Stellung erlaubt ihnen, ihre Ansicht zu sagen, als wäre sie die Objektivität. Aber es ist einzig die Objektivität des herrschenden Geistes. Sie weben mit am Schleier.

Der Begriff der freien Meinungsäußerung, ja der geistigen Freiheit selber in der bürgerlichen Gesellschaft, auf dem die Kulturkritik beruht, hat seine eigene Dialektik. Denn während der Geist der theologisch-feudalen Bevormundung sich entwand, ist er kraft der fortschreitenden Vergesellschaftung aller Beziehungen zwischen den Menschen mehr stets einer anonymen Kontrolle durch die bestehenden Verhältnisse verfallen, die ihm nicht nur äußerlich widerfuhr, sondern in seine immanente Beschaffenheit einwanderte.

[...]

Die Komplizität der Kulturkritik mit der Kultur liegt nicht in der bloßen Gesinnung des Kritikers. Vielmehr wird sie von seiner Beziehung zu dem erzwungen, wovon er handelt. Indem er Kultur zu seinem Gegenstand macht, vergegenständlicht er sie nochmals. Ihr eigener Sinn aber ist die Suspension von Vergegenständlichung. Sobald sie selber zu



»Kulturgütern« und deren abscheulicher philosophischer Rationalisierung, den sogenannten »Kulturwerten« gerinnt, hat sie bereits gegen ihre *raison d'être* gefrevelt. In der Abdestillation solcher Werte, die nicht umsonst an die Sprache des Güteraustausch anklingen, ist sie dem Geheiß des Marktes zu Willen. Noch in der Begeisterung über fremde Hochkulturen zittert die über das seltene Stück nach, in das man Geld investieren kann. Wenn die Kulturkritik bis hinauf zu Valéry es mit dem Konservativismus hält, so läßt sie insgeheim von einem Kulturbegriff sich leiten, der auf festen, von Konjunkturschwankungen unabhängigen Besitz in der Ära des Spätkapitalismus abzielt. Er behauptet sich als diesem entzogen, gleichsam um inmitten universaler Dynamik universale Sicherheit zu gewähren. Das Modell des Kulturkritikers ist der abschätzende Sammler kaum weniger als der Kunstkritiker. Kulturkritik erinnert allgemein an den Gestus des Herunterhandelns, etwa wie der Experte einem Bild die Echtheit bestreitet oder es unter die minderen Werke des Meisters einreicht. Man setzt herab, um mehr zu bekommen. Mit einer von Kulturwerten befleckten Sphäre hat es der Kulturkritiker, als Wertender, unweigerlich zu tun, auch wenn er gegen die Verschacherung der Kultur eifert. In seiner kontemplativen Stellung zu dieser steckt notwendig Durchmustern, Überblicken, Abwägen, Auswählen: dieses paßt ihm, jenes verwirft er. Gerade seine Souveränität, der Anspruch tieferen Wissens dem Objekt gegenüber, die Trennung des Begriffs von seiner Sache durch die Unabhängigkeit des Urteils, droht der dinghaften Gestalt der Sache zu verfallen, indem Kulturkritik auf eine Kollektion gleichsam ausgestellter Ideen sich beruft und isolierte Kategorien wie Geist, Leben, Individuum fetischisiert.

[...]

Wann immer Kulturkritik über Materialismus klagt, befördert sie den Glauben, die Sünde sei der Wunsch der Menschen nach Konsumgütern und nicht die Einrichtung des Ganzen, die sie ihnen vorenthält: Sattheit und nicht Hunger. Wäre die Menschheit der Fülle der Güter mächtig, so schüttelte sie die Fesseln jener zivilisierten Barbarei ab, welche die Kulturkritiker dem fortgeschrittenen Stand des Geistes anstatt dem zurückgebliebenen der Verhältnisse aufs Konto schreiben. Die ewigen Werte, auf welche die Kulturkritik deutet, spiegeln das perennierende Unheil. Der Kulturkritiker nährt sich von der mythischen Verstocktheit der Kultur.

Weil die Existenz der Kulturkritik, gleichgültig welchen Inhaltes, vom ökonomischen System abhängt, ist sie in dessen Schicksal verflochten. Je vollkommener die gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnungen, voran die östliche, den Lebensprozeß, die »Muße« inbegriffen, einfangen, um so mehr wird allen Phänomenen des Geistes die Marke der Ordnung aufgeprägt. Entweder sie tragen als Unterhaltung oder Erbauung unmittelbar zu deren Fortbestand bei und werden als ihre Exponenten, nämlich gerade um ihrer gesellschaftlichen Präformiertheit willen, genossen. Als allbekannt, gestempelt, angetastet, schmeicheln sie beim regredierten Bewußtsein sich ein, empfehlen sich als natürlich und erlauben die Identifikation mit den Mächten, deren Übergewicht keine Wahl läßt als die falsche Liebe. Oder sie werden durch Abweichung zur Rarität und abermals verkäuflich. Durch die liberalistische Ära hindurch fiel Kultur in die Zirkulationssphäre, und deren allmähliches Absterben geht ihr selber an den Lebensnerv. Mit der Beseitigung des Handels und seiner irrationalen Schlupfwinkel durch den kalkulierten Verteilungsapparat der Industrie vollendet sich die Kommerzialisierung der Kultur zum Aberwitz. Als ganz gebändigte, verwaltete, gewissermaßen durchkultivierte stirbt sie ab. Spenglers denunziatorischer Satz, Geist und Geld gehörten zusammen, trifft zu. Aber seiner Sympathie mit der unmittelbaren Herrschaft zuliebe redete er einer der ökonomischen wie der geistigen

Vermittlungen entäußerten Verfassung des Daseins das Wort und warf den Geist mit einem in der Tat überholten ökonomischen Typus hämisch zusammen, anstatt zu erkennen, daß Geist, wie sehr auch das Produkt jenes Typus, zugleich doch die objektive Möglichkeit impliziert, ihn zu überwinden. – Wie Kultur, als ein von der unmittelbaren, je eigenen Selbsterhaltung sich Absetzendes, im Verkehr, der Mitteilung und Verständigung, dem Markt entsprang; wie sie im Hochkapitalismus dem Handel verschwistert war, wie ihre Träger zu den »dritten Personen« zählten, als Mittelsmänner sich am Leben erhielten, so ist am Ende die nach den klassischen Spielregeln »gesellschaftlich notwendige«, nämlich ökonomisch sich selbst reproduzierende Kultur wieder auf das zusammenge-schrumpft, als was sie begann, auf die bloße Kommunikation. Ihre Entfremdung vom Menschlichen terminiert in der absoluten Fügsamkeit gegenüber der von den Lieferanten in Kundenschaft verzauberten Menschheit. Im Namen der Konsumenten unterdrücken die Verfügenden an Kultur, womit sie über die totale Immanenz in der bestehenden Gesellschaft hinausgeht, und lassen übrig nur, was dort seinen eindeutigen Zweck erfüllt. Die Konsumentenkultur kann sich daher dessen rühmen, kein Luxus, sondern die einfache Verlängerung der Produktion zu sein. Einträchtig stigmatisieren denn auch die auf Massenmanipulation berechneten politischen Tickets als Luxus, Snobismus, highbrow alles Kulturelle, das den Kommissaren mißfällt. Nur wenn die je etablierte Ordnung als Maß aller Dinge akzeptiert ist, wird zur Wahrheit, was sich bei deren bloßer Reproduktion im Bewußtsein bescheidet. Darauf deutet Kulturkritik und empört sich über Flachheit und Substanzverlust. Indem sie jedoch bei der Verfilzung von Kultur mit dem Kommerz stehenbleibt, hat sie an der Flachheit teil. Sie verfährt nach dem Schema der reaktionären Sozialkritiker, die das schaffende gegen das raffende Kapital ausspielen. Während aber in der Tat alle Kultur am Schuldzusammenhang der Gesellschaft teilhat, fristet sie ihr Dasein doch nur, wie, der »Dialektik der Aufklärung« zufolge, der Kommerz, von dem in der Produktionssphäre bereits verübten Unrecht. Darum verlagert die Kulturkritik die Schuld: sie ist soweit Ideologie, wie sie bloß Kritik der Ideologie bleibt. Die totalitären Regimes beider Spielarten, die das Bestehende noch vor der letzten Unbotmäßigkeit behüten wollen, welche sie der Kultur selbst im Lakaienstande zutrauen, können diese und ihre Selbstbesinnung zwingend des Lakaientums überführen. Sie rücken dem an sich schon unerträglich gewordenen Geist zuleibe und fühlen sich dabei auch noch als Reiner und Revolutionäre. Die ideologische Funktion der Kulturkritik spannt deren eigene Wahrheit, den Widerstand gegen die Ideologie ein. Der Kampf gegen die Lüge kommt dem nackten Grauen zugute. »Wenn ich Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver«, sagte der Sprecher der Hitlerischen Reichskulturkammer.

Kulturkritik kann aber nur darum so eindringlich der Kultur ihren Verfall als Verletzung der reinen Autonomie des Geistes, als Prostitution vorwerfen, weil eben Kultur selber in der radikalen Trennung geistiger und körperlicher Arbeit entspringt und aus dieser Trennung, der Erbsünde gleichsam, ihre Kräfte zieht. Wenn Kultur die Trennung bloß verleugnet und unmittelbare Verbundenheit mimt, fällt sie hinter ihren Begriff zurück. Erst der Geist, der im Wahn seiner Absolutheit vom bloß Daseienden ganz sich entfernt, bestimmt in Wahrheit das bloß Daseiende in seiner Negativität: solange nur ein Geringes vom Geiste noch im Zusammenhang der Reproduktion des Lebens verbleibt, wird er auf diesen auch vereidigt. Die athenische Antibanausie war beides: der dreiste Hochmut dessen, der sich die Hände nicht schmutzig macht, gegen den, von dessen Arbeit er lebt, und die Bewahrung des Bildes einer Existenz, die hinausweist über den Zwang, der hinter aller Arbeit steht. Indem die Antibanausie das schlechte Gewissen zum Ausdruck

bringt und auf die Opfer als deren Niedrigkeit projiziert, verklagt sie zugleich, was ihnen widerfährt: die Unterwerfung der Menschen unter die je geltende Form der Reproduktion ihres Lebens. Alle »reine Kultur« ist den Wortführern der Macht unbehaglich gewesen. Platon und Aristoteles haben wohl gewußt, warum sie deren Vorstellung nicht aufkommen ließen, sondern in Fragen der Beurteilung von Kunst einem Pragmatismus das Wort redeten, der zum Pathos der beiden großen Metaphysiker im wunderlichen Gegensatz steht. Die neuere bürgerliche Kulturkritik freilich ist zu vorsichtig geworden, darin offen ihnen zu folgen, obwohl sie insgeheim bei der Scheidung von hoher und populärer Kultur, von Kunst und Unterhaltung, von Erkenntnis und unverbindlicher Weltanschauung sich beruhigt. Sie ist um so viel antibanaischer als die athenische Oberklasse, wie das Proletariat gefährlicher als die Sklaven. Der moderne Begriff der reinen, autonomen Kultur bezeugt den ins Unversöhnliche angewachsenen Antagonismus durch Kompromißlosigkeit gegenüber dem für anderes Seienden sowohl wie durch die Hybris der Ideologie, die sich als an sich Seiendes inthronisiert.

[...]

Denn die Hörigkeit der Kulturkritik verrät sich je an ihrem spezifischen Inhalt und ist nur an diesem verbindlich zu greifen. Zugleich aber hat die dialektische Theorie, will sie nicht dem Ökonomismus verfallen und einer Gesinnung, welche glaubt, die Veränderung der Welt erschöpfe sich in der Steigerung der Produktion, die Verpflichtung, die Kulturkritik in sich aufzunehmen, die wahr ist, indem sie die Unwahrheit zum Bewußtsein ihrer selbst bringt. Zeigt die dialektische Theorie an der Kultur als bloßem Epiphänomen sich desinteressiert, so trägt sie dazu bei, daß das kulturelle Unwesen fortwuchert, und wirkt mit an der Reproduktion des Schlechten. Der kulturelle Traditionalismus und der Terror der neuen russischen Gewaltherrscher sind eines Sinnes. Daß sie Kultur als ganze unbesehen bejahen und zugleich alle nicht eingeschliffenen Bewußtseinsformen verfemen, ist nicht weniger ideologisch, als wenn die Kritik sich dabei bescheidet, die losgelöste Kultur vor ihr Forum zu rufen, oder gar deren vorgebliche Negativität für das Unheil verantwortlich macht. Wird Kultur einmal als ganze akzeptiert, so ist ihr bereits das Ferment der eigenen Wahrheit entzogen, die Verneinung. Kulturfreudigkeit stimmt zum Klima von Schlachtenmalerei und -musik. Die Schwelle der dialektischen gegenüber der Kulturkritik aber ist, daß sie diese bis zur Aufhebung des Begriffs der Kultur selber steigert.

Gegen die immanente Kritik der Kultur läßt sich vorbringen, daß sie das Entscheidende, die jeweilige Rolle der Ideologie in den gesellschaftlichen Konflikten unterschlage. Indem man überhaupt etwas wie eine eigenständige Logik der Kultur, sei's auch bloß methodisch, supponiere, mache man sich zum Mitschuldigen an der Abspaltung der Kultur, dem ideologischen *πρωτον ψευδος*, denn ihr Gehalt liege nicht rein in ihr selbst, sondern in ihrem Verhältnis zu einem ihr Auswendigen, dem materiellen Lebensprozeß. Sie sei, wie Marx von den Rechtsverhältnissen und Staatsformen lehrte, insgesamt »weder aus sich selbst zu begreifen..., noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes«. Davon absehen, hieße kaum weniger, als die Ideologie zur Sache selbst machen und damit zu befestigen. In der Tat darf die dialektische Wendung der Kulturkritik nicht die Maßstäbe der Kultur hypostasieren. Sie hält sich dieser gegenüber beweglich, indem sie ihre Stellung im Ganzen einsieht. Ohne solche Freiheit, ohne Hinausgehen des Bewußtseins über die Immanenz der Kultur wäre immanente Kritik selber nicht denkbar: der Selbstbewegung des Objekts vermag nur zu folgen, wer dieser nicht

durchaus angehört. Aber die traditionelle Forderung von Ideologienkritik unterliegt selber einer historischen Dynamik. Sie war konzipiert gegen den Idealismus als die philosophische Form, in welcher die Fetischisierung der Kultur sich spiegelt. Heute aber ist die Bestimmung von Bewußtsein durch Sein zu einem Mittel geworden, alles nicht mit dem Dasein einverständene Bewußtsein zu eskamotieren. Das Moment der Objektivität von Wahrheit, ohne das Dialektik nicht vorgestellt werden kann, wird stillschweigend durch vulgären Positivismus und Pragmatismus – in letzter Instanz: bürgerlichen Subjektivismus – ersetzt. Im bürgerlichen Zeitalter war die vorherrschende Theorie die Ideologie und die oppositionelle Praxis stand unmittelbar dagegen. Heute gibt es eigentlich kaum mehr Theorie, und die Ideologie tönt gleichsam aus dem Räderwerk der unausweichlichen Praxis. Kein Satz mehr wird zu denken gewagt, dem nicht explizit, in allen Lagern, eben der Hinweis, für wen er gut sei, fröhlich beigegeben wäre, den einmal die Polemik herauszuschälen suchte. Unideologisch ist aber der Gedanke, der sich nicht auf operational terms bringen läßt, sondern versucht, rein der Sache selbst zu jener Sprache zu verhelfen, welche ihr die herrschende sonst abschneidet. Seitdem jedes avancierte wirtschaftspolitische Gremium es für selbstverständlich hält, daß es darauf ankomme, die Welt zu verändern, und es für Allotria erachtet, sie zu interpretieren, fällt es schwer, die Thesen gegen Feuerbach schlicht zu unterstellen. Dialektik schließt auch das Verhältnis von Aktion und Kontemplation ein. In einer Epoche, in der die bürgerliche Sozialwissenschaft, nach Schelers Wort, den marxistischen Ideologienbegriff »geplündert« und in allgemeinen Relativismus verwässert hat, ist die Gefahr, die Funktion von Ideologien zu verkennen, schon geringer als die, subsumierend, sachfremd und administrativ über geistige Gebilde zu befinden und sie blank in jene geltenden Machtkonstellationen einzugliedern, die zu durchschauen dem Geist obläge. Gleich manchen anderen Elementen des dialektischen Materialismus ist auch die Ideologienlehre aus einem Mittel der Erkenntnis zu einem von deren Gängelung geworden. Im Namen der Abhängigkeit des Überbaus vom Unterbau wird der Einsatz der Ideologien überwacht, anstatt daß diese kritisiert wären. Man kümmert sich nicht um ihren objektiven Gehalt, wofern sie nur zweckmäßig sind.

[...]

Die Alternative, Kultur insgesamt von außen, unter dem Oberbegriff der Ideologie in Frage zu stellen, oder sie mit den Normen zu konfrontieren, die sie selbst auskristallisierte, kann die kritische Theorie nicht anerkennen. Auf der Entscheidung: immanent oder transzendent zu bestehen, ist ein Rückfall in die traditionelle Logik, der Hegels Polemik gegen Kant galt: daß jegliche Methode, welche Grenzen bestimmt und in den Grenzen ihres Gegenstandes sich hält, eben dadurch über die Grenzen hinausgehe. Die kulturtranszendente Position ist von der Dialektik in gewissem Sinn vorausgesetzt als das Bewußtsein, welches vorweg der Fetischisierung der Sphäre Geist sich nicht unterwirft. Dialektik heißt Intransigenz gegenüber jeglicher Verdinglichung. Die transzendente Methode, die aufs Ganze geht, scheint radikaler als die immanente, welche das fragwürdige Ganze zunächst sich vorgibt. Sie bezieht einen der Kultur und dem gesellschaftlichen Verblendungszusammenhang enthobenen Standort, einen archimedischen gleichsam, von dem aus das Bewußtsein die Totalität, wie sehr sie auch laste, in Fluß zu bringen vermag. Der Angriff aufs Ganze hat seine Kraft darin, daß um so mehr Schein von Einheit und Ganzheit in der Welt ist, wie gelungene Verdinglichung, also Trennung. Aber die summarische Abfertigung der Ideologie, wie sie heute schon in der Sowjetsphäre als Ächtung des »Objektivismus« zum Vorwand zynischen Terrors wurde, tut jener Ganzheit wiederum zuviel Ehre an. Sie kauft der Gesellschaft ihre Kultur en bloc ab, gleichgültig wie sie

nun darüber verfügt. Die Ideologie, der gesellschaftlich notwendige Schein, ist heute die reale Gesellschaft selber, insofern deren integrale Macht und Unausweichlichkeit, ihr überwältigendes Dasein an sich, den Sinn surrogiert, welchen jenes Dasein ausgerottet hat. Die Wahl eines ihrem Bann entzogenen Standpunkts ist so fiktiv wie nur je die Konstruktion abstrakter Utopien. Daher sieht sich die transzendente Kritik der Kultur, ganz ähnlich der bürgerlichen Kulturkritik, zum Rückgriff verhalten und beschwört jenes Ideal des Natürlichen, das selber ein Kernstück der bürgerlichen Ideologie bildet. Der transzendente Angriff auf die Kultur spricht regelmäßig die Sprache des falschen Ausbruchs, die des Naturburschen. Er verachtet den Geist: die geistigen Gebilde, die ja doch nur gemacht sein, nur das natürliche Leben überdecken sollen, lassen um solcher vorgeblichen Nichtigkeit willen beliebig sich hantieren und für Herrschaftszwecke verwerten. Das erklärt die Unzulänglichkeit der meisten sozialistischen Beiträge zur Kulturkritik: sie entraten der Erfahrung dessen, womit sie sich befassen. Indem sie das Ganze wie mit einem Schwamm wegwischen wollen, entwickeln sie Affinität zur Barbarei, und ihre Sympathien sind unweigerlich mit dem Primitiveren, Undifferenzierteren, wie sehr es auch im Widerspruch zum Stand der geistigen Produktivkraft selber stehen mag. Die bündige Verleugnung der Kultur wird zum Vorwand, das Größte, Gesundeste, selber Repressive zu befördern, zumal den perennierenden Konflikt von Gesellschaft und Individuum, die doch beide gleichermaßen gezeichnet sind, stur zugunsten der Gesellschaft zu entscheiden nach dem Maß der Administratoren, die ihrer sich bemächtigt haben. Von da ist dann nur ein Schritt zur offiziellen Wiedereinführung der Kultur. Dagegen sträubt sich das immanente Verfahren als das wesentlichere dialektische. Es nimmt das Prinzip ernst, nicht die Ideologie an sich sei unwahr, sondern ihre Präntention, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen. Immanente Kritik geistiger Gebilde heißt, in der Analyse ihrer Gestalt und ihres Sinnes den Widerspruch zwischen ihrer objektiven Idee und jener Präntention zu begreifen, und zu benennen, was die Konsistenz und Inkonsistenz der Gebilde an sich von der Verfassung des Daseins ausdrückt. Solche Kritik bescheidet sich nicht bei dem allgemeinen Wissen von der Knechtschaft des objektiven Geistes, sondern sucht dies Wissen in die Kraft der Betrachtung der Sache selbst umzusetzen. Einsicht in die Negativität der Kultur ist verbindlich bloß dann, wenn sie sich ausweist im triftigen Befund der Wahrheit oder Unwahrheit einer Erkenntnis, der Konsequenz oder Lahmheit eines Gedankens, der Stimmigkeit oder Brüchigkeit eines Gebildes, der Substantialität oder Nichtigkeit einer Sprachfigur. Wo sie aufs Unzulängliche stößt, schreibt sie es nicht eifertig dem Individuum und seiner Psychologie, dem bloßen Deckbild des Mißlingens zu, sondern sucht es aus der Unversöhnlichkeit der Momente des Objekts abzuleiten. Sie geht der Logik seiner Aporien, der in der Aufgabe selber gelegenen Unlösbarkeit, nach. In solchen Antinomien wird sie der gesellschaftlichen inne. Gelungen aber heißt der immanenten Kritik nicht sowohl das Gebilde, das die objektiven Widersprüche zum Trug der Harmonie versöhnt, wie vielmehr jenes, das die Idee von Harmonie negativ ausdrückt, indem es die Widersprüche rein, unnachgiebig, in seiner innersten Struktur prägt. Vor ihm verliert das Verdikt »bloße Ideologie« seinen Sinn. Zugleich jedoch hält die immanente Kritik in Evidenz, daß aller Geist bis heute unter einem Bann steht. Er ist nicht von sich aus der Aufhebung der Widersprüche mächtig, an denen er laboriert. Selbst der radikalsten Reflexion aufs eigene Versagen ist die Grenze gesetzt, daß sie nur Reflexion bleibt, ohne das Dasein zu verändern, von dem das Versagen des Geistes zeugt. Darum vermag die immanente Kritik bei ihrem Begriff sich nicht zu beruhigen. Weder ist sie eitel genug, die Versenkung in den Geist unmittelbar dem Ausbruch aus seiner Gefangen-

schaft gleichzusetzen, noch auch nur naiv genug, zu glauben, der unbeirrten Versenkung in den Gegenstand fiele kraft der Logik der Sache die Wahrheit zu, wenn nicht das subjektive Wissen ums schlechte Ganze, von außen gleichsam, jeden Augenblick in die Bestimmung des Gegenstandes mit eingeht. Je weniger die dialektische Methode heute die Hegelsche Identität von Subjekt und Objekt sich vorgeben kann, um so mehr ist sie verpflichtet, der Doppelheit der Momente eingedenk zu sein: das Wissen von der Gesellschaft als Totalität, und von der Verflochtenheit des Geistes in jene, zu beziehen auf den Anspruch des Objekts, als solches, seinem spezifischen Gehalt nach, erkannt zu werden. Dialektik läßt daher von keiner Forderung logischer Sauberkeit das Recht sich verkümmern, von einem Genus zum anderen überzugehen, die in sich verschlossene Sache durch den Blick auf die Gesellschaft aufleuchten zu machen, der Gesellschaft die Rechnung zu präsentieren, welche die Sache nicht einlöst. Am Ende wird der dialektischen Methode der Gegensatz der von außen und von innen eindringenden Erkenntnis selber als Symptom jener Verdinglichung suspekt, die anzuklagen ihr obliegt: der abstrakten Zurechnung dort, dem gleichsam verwaltenden Denken, entspricht hier der Fetischismus des gegen seine Genesis abgeblendeten Objekts, die Prärogative des Fachmanns. Wie aber die stur immanente Betrachtung in den Idealismus zurückzuschlagen droht, die Illusion selbstgenügsamen, über sich und die Realität gebietenden Geistes, so droht die transzendente, die Arbeit des Begriffs zu vergessen, und mit der vorschriftsmäßigen Etikettierung, dem gefrorenen Schimpfwort – meist lautet es »kleinbürgerlich« –, dem von oben her abfertigenden Ukas sich zu begnügen. Topologisches Denken, das von jedem Phänomen weiß, wo es hingehört, und von keinem, was es ist, ist insgeheim verwandt dem paranoischen Wahnsystem, dem die Erfahrung des Objekts abgeschnitten ward. Die Welt wird mit leerlaufenden Kategorien in Schwarz und Weiß aufgeteilt und zu eben der Herrschaft zugerichtet, gegen welche einmal die Begriffe konzipiert waren. Keine Theorie, und auch die wahre nicht, ist vor der Perversion in den Wahn sicher, wenn sie einmal der spontanen Beziehung auf das Objekt sich entäußert hat. Davor muß Dialektik nicht weniger sich hüten als vor der Befangenheit im Kulturobjekt. Sie darf weder dem Geistkult sich verschreiben noch der Geistfeindschaft. Der dialektische Kritiker an der Kultur muß an dieser teilhaben und nicht teilhaben. Nur dann läßt er der Sache und sich selber Gerechtigkeit widerfahren.

Die herkömmliche transzendente Kritik der Ideologie ist veraltet. Prinzipiell macht durch ungebrochene Transposition des Kausalbegriffs aus dem Bereich der physischen Natur in die Gesellschaft die Methode eben jene Verdinglichung sich zu eigen, die sie zum kritischen Thema hat, und fällt hinter ihren eigenen Gegenstand zurück. Immerhin kann die transzendente Methode darauf sich berufen, daß sie nur soweit Begriffe verdinglichten Wesens benutzt, wie die Gesellschaft selber verdinglicht ist; daß sie dieser durch die Roheit und Härte des Kausalbegriffes gleichsam den Spiegel vorhält, der sie der eigenen Roheit und Härte wie der Entwürdigung des Geistes in ihr überführt. Aber die finstere Einheitsgesellschaft duldet nicht einmal mehr jene relativ selbständigen, abgesetzten Momente, welche einst die Theorie der kausalen Abhängigkeit von Überbau und Unterbau meinte. In dem Freiluftgefängnis, zu dem die Welt wird, kommt es schon gar nicht mehr darauf an, was wovon abhängt, so sehr ist alles eins. Alle Phänomene starren wie Hoheitszeichen absoluter Herrschaft dessen was ist. Gerade weil es im eigentlichen Sinn von falschem Bewußtsein keine Ideologien mehr gibt, sondern bloß noch die Reklame für die Welt durch deren Verdopplung, und die provokatorische Lüge, die nicht geglaubt werden will, sondern Schweigen gebietet, nimmt die Frage nach der kausalen

Abhängigkeit der Kultur, die unmittelbar als Stimme dessen ertönt, wovon sie bloß abhängig sein soll, etwas Hinterwäldlerisches an. Allerdings wird davon am Ende auch die immanente Methode ereilt. Sie wird von ihrem Gegenstand in den Abgrund gerissen. Die materialistisch durchsichtige Kultur ist nicht materialistisch aufrichtiger, nur niedriger geworden. Mit der eigenen Partikularität hat sie auch das Salz der Wahrheit eingebüßt, das einmal in ihrem Gegensatz zu anderen Partikularitäten bestand. Zieht man sie zu jener Verantwortung vor sich, welche sie verleugnet, so bestätigt man nur die kulturelle Wichtigmacherei. Als neutralisierte und zugerichtete aber wird heute die gesamte traditionelle Kultur nichtig: durch einen irrevokablen Prozeß ist ihre von den Russen scheinheilig reklamierte Erbschaft in weitestem Maße entbehrlich, überflüssig, Schund geworden, worauf dann wieder die Geschäftemacher der Massenkultur grinsend hinweisen können, die sie als solchen Schund behandeln. Je totaler die Gesellschaft, um so verdinglichter auch der Geist und um so paradoxer sein Beginnen, der Verdinglichung aus eigenem sich zu entwinden. Noch das äußerste Bewußtsein vom Verhängnis droht zum Geschwätz zu entarten. Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben. Der absoluten Verdinglichung, die den Fortschritt des Geistes als eines ihrer Elemente voraussetzte und die ihn heute gänzlich aufzusaugen sich anschickt, ist der kritische Geist nicht gewachsen, solange er bei sich bleibt in selbstgenügsamer Kontemplation.

# POESIE



## Oskar Loerke

\* 13. März 1884 Jüngen bei Schwetz (heute Wigg bei Świecie, Polen) † 24. Februar 1941 Berlin

Stilbildender Naturlyriker, Essayist und Autor von Erzählungen; ab 1903 Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Musik in Berlin; 1907 literarisches Debüt; ab 1917 bis zu seinem Tod Lektor beim renommierten Berliner S. Fischer Verlag (Bekanntheit mit den berühmtesten Vertretern der deutschen Literatur seiner Zeit); 1926 Senator, 1928 Sekretär der Sektion Dichtung in der Preussischen Akademie der Künste; 1933 erzwungener Rücktritt; Resignation und Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Hauptwerke: *Franz Pfinz* (1909); *Gedichte* (1916); *Der Silberdistelwald* (1934); *Der Wald der Welt* (1936); *Die Abschiedshand* (1949 aus dem Nachlass); *Tagebücher 1903-1939* (1955 aus dem Nachlass).

### DER SILBERDISTELWALD

Mein Haus, es steht nun mitten  
Im Silberdistelwald.  
Pan ist vorbeigeschritten.  
Was stritt, hat ausgestritten  
In seiner Nachtgestalt.

Die bleichen Disteln starren  
Im Schwarz, ein wilder Putz.  
Verborgne Wurzeln knarren:  
Wenn wir Pans Schlaf verscharren,  
Nimmt niemand ihn in Schutz.

Vielleicht, daß eine Blüte  
Zu tiefer Kommunion  
Ihm nachfiel und verglühte:  
Mein Vater du, ich hüte,  
Ich hüte dich, mein Sohn.

Der Ort liegt waldinmitten,  
Von stillstem Licht gefleckt.  
Mein Herz – nichts kam geritten,  
Kein Einhorn kam geschritten –  
Mein Herz nur schlug erweckt.

### **Wilhelm Lehmann**

**\* 4. Mai 1882 Puerto Cabello (Venezuela) † 17. November 1968 Eckernförde**

**Autör expressionistischer Romane und naturmagischer Lyrik; Kindheit und Jugend in Hamburg; Studium moderner Sprachen und der Philosophie in Tübingen, Straßburg, Berlin und Kiel; 1909–1947 Lehrer (Idealen der Jugendbewegung verpflichtet); Freundschaft mit Oskar Loerke; ausgedehnte Reisen; wenig Interesse an gesellschaftlicher und politischer Realität; starker Einfluss auf die junge Naturlyrik der Nachkriegszeit. Hauptwerke: *Der Bilderstürmer* (1917); *Die Schmetterlingspuppe* (1918); *Weingott* (1921); *Antwort des Schweigens* (1935); *Der grüne Gott* (1942).**

## **LIED DES ALTERNDEN WEINGOTT**

*Aus dem Roman »Weingott«*

Wo sind nun meine Tage hin?  
Sie sind wie geschnittenes Gras.  
Langsam sickert es durch mich hin,  
Und ich denke dies und das.

Klar sein über dich willst du?  
So laß es nur geschehn –  
Mit weichen Pinselstrichen  
Die Tausendfüßler gehn.

Klar sein über dich willst du?  
Ich brauch es nicht zu verstehn,  
Die Tage sind langsam und lichtig  
Und fließen über die Höhn.

Du brauchst dich nicht zu ergründen,  
So laß uns weiter fliehn,  
Mit runden Schulterknochen  
Wie Eichelhäher ziehn.

Bestehen ist nur ein Sehen,  
Und ein Hören ist darin:  
Im Ohr mir die Dompfaffen zirpen –  
Und ich halte die Augen hin.

Die Menschen sind fremd zueinander,  
Und deine haßt meine Glut,  
Sie wanken unsicher zusammen,  
Ich sehe, wie es tut.

Listig sind die Vögel –  
Sie wissen nicht, wer ich bin,  
Luftig und dünn und lautlos wird es,  
Ich sinke ohnmächtig hin.

## TRAUMLEIB DER WÄRME

Es steigt wie Fuß am Körper des Lichts,  
Zu schlenkernden Zehen gebrochen,  
Und wortlos besprochen  
Gehört auch der Wind dem heißen Nichts.

Gleich dem Schaum, den die Zikade zum Mantel nimmt,  
Flockt sich ein Leib,  
Nur weil ich Mann bin, nenn ich es Weib  
Und drehe als Brüste  
Die kugligen Früchte  
Des Bettstrohs, das meine Kniee erklimmt.

Grasmückenbegattung  
Ist schon Verschattung  
Gegen das schlafende weiße Gesicht,  
Und alle Flöten  
Müssen sich töten,  
Wenn der schweigsame Mund auch mit Lauten noch spricht.  
Aber es duldet, daß ich ihm Lider  
Aus Hänflingsgefieder  
Und sumpfdistelfarbene Wimpern leih.

Wo es gesessen,  
Kann nichts sein vergessen,  
Und das Gestammel  
Der zimtenen Ammer  
Übt herbsteslang das geträumte Vorbei.

Zu blähenden Broten  
Backt sich die Schoten  
Des Hornklees der Rasen in heftigem Nu,  
Und wirft sie, Rhea und Kronos in einem,  
Seinem  
Eigenen wilden Schoße zu.

## DIE SIGNATUR

Damastner Glanz des Schnees,  
Darauf liest sich die Spur  
Des Hasen, Finken, Rehs,  
Der Wesen Signatur.

In ihre Art geschickt,  
Lebt alle Kreatur.  
Bin ich nur ihr entrückt  
Und ohne Signatur?

Es huscht und fließt und girrt –  
Taut Papagenos Spiel  
Den starren Januar?  
Durchs Haupt der Esche schwirrt,  
Der Esche Yggdrasil,  
die Hänflings-, Zeisigschar.

Die goldnen Bälle blitzen,  
Vom Mittagslicht gebannt,  
Bis sie in Reihen sitzen,  
Der Sonne zugewandt,  
Wie Geister von Verklärten,  
Die noch die Götter ehrten.

Die leisen Stimmen wehn  
Aus den verzückten Höhn  
Ein Cembalogetön.  
Die Vogelkreatur,  
Kann ich sie hören, sehn,  
Brauch ich nicht mehr zu flehn  
Um meine Signatur.

## FAHRT ÜBER DEN PLÖNER SEE

Es schieben sich wie Traumkulissen  
Bauminseln stets erneut vorbei,  
Als ob ein blaues Fest uns rufe,  
Die Landschaft eine Bühne sei.

Sich wandelnd mit des Bootes Gleiten  
Erfrischt den Blick Laub, Schilf und See:  
Hier könnte Handels Oper spielen,  
Vielleicht Acis und Galathee.

Die Finger schleifen durch die Wasser,  
Ein Gurgeln quillt um Bordes Wand,  
Die Ufer ziehn wie Melodien,  
Und meine sucht nach deiner Hand.

Wenn alle nun das Schifflein räumen,  
Wir endigen noch nicht das Spiel.  
Fährmann! die runde Fahrt noch einmal!  
Sie selbst, ihr Ende nicht, das Ziel.

Es schieben sich wie Traumkulissen  
Bauminseln stets erneut vorbei,  
Als ob ein blaues Fest uns rufe,  
Die Landschaft eine Bühne sei.

Sich wandelnd mit des Bootes Gleiten  
Erfrischt den Blick Laub, Schilf und See:  
Wir dürfen Handels Oper hören,  
Man gibt Acis und Galathee.

Wir sehen, was wir hören, fühlen,  
Die Ufer *sind* die Melodien.  
Bei ihrem Nahen, ihrem Schwinden,  
Wie gern mag uns das Schifflein ziehn!

Dort schwimmt bebuscht die Prinzeninsel,  
Hier steigt die Kirche von Bosau –  
Wir fahren durch den Schreck der Zeiten,  
Beisammen noch, geliebte Frau.

Heißt solcher Übermut vermessen?  
Rächt sich am Traum der harte Tag?  
Muß seine Eifersucht uns treffen,  
Wie den Acis des Riesen Schlag?

Die Götter sind nicht liebeleer –  
Was ihr den beiden tatet, tut!  
Die Nymphe flüchtete ins Meer,  
Acis zerrann zu Bachesflut.

### Nelly Sachs

\* 10. Dezember 1891 Berlin † 12. Mai 1970 in Stockholm

Eigentlich Leonie Sachs, Übersetzerin schwedischer Literatur und Lyrikerin, welche den Holocaust, die Schrecken der Verfolgung und das Entsetzen angesichts der Judenvernichtung elegisch-pathetisch, metaphernreich und psalmierend, resignativ-herb verarbeitet; Privaterziehung in einer wohlhabenden Fabrikantenfamilie; bereits mit 17 Jahren impressionistische Lyrik; seit den 1930er Jahren verstärkte Beschäftigung mit der jüdischen Tradition, dem Chassidismus und der Kabbala; 1940 Flucht nach Schweden; 1959 Entdeckung ihrer Texte in Deutschland (u.a. dank dem Mysterium *Ell*); ab 1960 Freundschaft mit Paul Celan; 1965 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels; 1966 Nobelpreis für Literatur. Hauptwerke: *in den Wohnungen des Todes* (1947); *Dein Leib im Rauch durch die Luft* (1947); *Sternverdunkelung* (1949); *Flucht und Verwandlung* (1959); *Fahrt ins Staublose* (1961); *Zeichen im Sand* (1962); *Suche nach Lebenden* (1971).

VIELLEICHT ABER braucht Gott die Sehnsucht, wo sollte sonst sie auch bleiben,  
Sie, die mit Küssen und Tränen und Seufzern füllt die geheimnisvollen Räume  
der Luft –

Vielleicht ist sie das unsichtbare Erdreich, daraus die glühenden Wurzeln  
der Sterne treiben –

Und die Strahlenstimme über die Felder der Trennung, die zum Wiedersehn ruft?

O mein Geliebter, vielleicht hat unsere Liebe in den Himmeler Sehnsucht  
 schon Welten geboren –  
 Wie unser Atemzug, ein – und aus, baut eine Wiege für Leben und Tod?  
 Sandkörner wir beide, dunkel vor Abschied, und in das goldene Geheimnis  
 der Geburten verloren,  
 Und vielleicht schon von kommenden Sternen, Monden und Sonnen umloht.

## DIE ABENTEURERIN

Wohl spieltest du mit nichts als Wasserbällen  
Die lautlos an der Luft zerschellen.

Aber das siebenfarbige Licht  
Gab jeder sein Gesicht.

Einen Herzschlag nur  
Wie Engelflur.

Doch dein letztes Abenteuer –  
Still; eine Seele ging aus dem Feuer.

CHOR DER GERETTETEN

Wir Geretteten,  
Aus deren hohlem Gebein der Tod schon seine Flöten schnitt,  
An deren Sehnen der Tod schon seinen Bogen strich –  
Unsere Leiber klagen noch nach  
Mit ihrer verstümmelten Musik.  
Wir Geretteten,  
Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälsen gedreht  
Vor uns in der blauen Luft –  
Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit unserem tropfenden Blut.

Wir Geretteten,  
Immer noch essen an uns die Würmer der Angst.  
Unser Gestirn ist vergraben im Staub.  
Wir Geretteten  
Bitten euch:  
Zeigt uns langsam eure Sonne.  
Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.  
Laßt uns das Leben leise wieder lernen.  
Es könnte sonst eines Vogels Lied,  
Das Füllen des Eimers am Brunnen  
Unseren schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen lassen  
Und uns wegschäumen –  
Wir bitten euch:

Zeigt uns noch nicht einen beißenden Hund –  
 Es könnte sein, es könnte sein  
 Daß wir zu Staub zerfallen –  
 Vor euren Augen zerfallen in Staub.  
 Was hält denn unsere Webe zusammen?  
 Wir odemlos gewordene,  
 Deren Seele zu Ihm floh aus der Mitternacht  
 Lange bevor man unseren Leib rettete  
 In die Arche des Augenblicks.  
 Wir Geretteten,  
 Wir drücken eure Hand,  
 Wir erkennen euer Auge –  
 Aber zusammen hält uns nur noch der Abschied,  
 Der Abschied im Staub  
 Hält uns mit euch zusammen.

### Stephan Hermlin

\* 13. April 1915 Chemnitz + 6. April 1997 Berlin

Eigentlich Rudolf Leder, Lyriker, später Essayist und Übersetzer aus dem Französischen, der seine Vorliebe für die Moderne mit einer sozialistischen Gesinnung zu verbinden suchte; bereits als Gymnasiast Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes; 1933–1936 im Widerstand aktiv; 1936–1945 im Exil (Ägypten, Palästina, England, Frankreich, Spanien und die Schweiz); seit 1947 in der SBZ (dann DDR); 1963 gezwungen zur Niederlegung aller Ämter; befreundet mit einigen führenden Persönlichkeiten des SED-Regimes, gleichzeitig aber dessen Kritiker (so des Einmarsches der Truppen des Warschauer Pakts in der ČSSR 1968; der Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976); 1975 stellvertretender Vorsitzender des Internationalen PEN-Clubs. Hauptwerke: *Zwölf Balladen von den Großen Städten* (1945); *Die Zeit der Gemeinsamkeit* (1949); *Abendlicht* (1979); *Entscheidungen. Sämtliche Erzählungen* (1995).

### BALLADE VOM LAND DER UNGESPROCHENEN WORTE

Entsinnst du dich, als die Flucht begann  
 Durch Geröll und Sand,  
 Wie wir die Sonne vergaßen? – „Wann  
 Betraten wir jenes Land?“ –  
 Frage nicht, denn ich weiß nicht mehr,  
 Wann uns der Fluch befiel.  
 Nur: wir vergaßen uns und das Heer  
 Der Sterne, der Herden Spiel.

Da traten wir ein ins seltsame Reich  
 Von dunklen Vögeln. Und dort  
 Ist ewiger Nebel, ob Straße und Teich,  
 Ist ewigen Weinens Ort.

Die Langweilwasser falln Tag und Nacht  
Über feuchte Felsenwand,  
Und bleicher Statuen weißer Blick  
Ist uns fremd und von je bekannt.

O wie ist die Wanderung weit  
Auf spurlosem Pfad!  
Verlorenes Ziel, vergessene Zeit  
Ohne Schnee und gelbe Mahd.  
Nur die Stimme der dunklen Vögel manchmal  
Der wir träumend gelauscht.  
Unter der Wolken endlosem Zug  
Sind wir verdammt und berauscht.

Ja berauscht sind wir von vergangenem Tag  
Und verdammt zur Einsamkeit  
Miteinander. Das Auge rückwärts gewandt  
Sieht Lippen vergangener Zeit  
(Wie aus Marmor) in unerhörtem Kuß  
Vereint – jenes Meer jenen Baum,  
Und auf der Zunge verdorrt uns das Wort,  
Und die Gegenwart welkt vor dem Traum.

Und wie wir uns im Entzücken gesehn,  
Umarmten des Anderen Einst,  
Verloren wir uns lächelnd im Nebel. Doch ich  
Wußte daß du weinst.  
Und du wußtest ich weine. Doch gingen wir  
Wie im Traum den gleichen Pfad,  
Wir hörten des Anderen Schritt. Doch taub  
War die Frucht der Gebärden. Die Saat

Von Lippen und Augen verharscht verweht,  
Ungeboren das drängende Wort.  
So zogen weiter ins seltsame Land  
Wir auf leerer Straße fort.  
Und dies ist das Land, wo kein Wind mehr weht.  
Du weißt: dort jenseits das Meer  
Ist voll von gescheiterten Schiffen. Der Lärm  
Der Stille ist um dich her.

Die grausige Stille von Horizont  
Zu Horizont. Und jeder Strauch  
Faßt dich mit Dornen, und unbesont  
Sind die Moore im Mittag auch.  
An jedem Kreuzweg Frau Wahnsinn grüßt,  
Die bleiche Bettlerin, dich,  
Und wir wandern lächelnd im Traum – so vergeß  
Ich dich und du vergißt mich...



## BALLADE VON DEN GELIEBTEN IN DEN GROSSEN STÄDTEN

Schwört mit mir: nicht verlassen  
Wollen wir uns und so gehn.  
Nicht mehr können wir uns fassen,  
Darum müssen wir verwehn.  
In Großen Städten verhangen,  
In der Erinnerung Schacht  
Geborgen: so seid ihr gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Blonde Feuer, Augen ertrunken  
In des Todes grüner See,  
Eine Liebkosung versunken  
Der ich kaum noch widersteh...  
In den Wüsten gefangen  
Und im Regen der Schlacht  
Bin ich gewesen. Doch ihr seid gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Keiner kennt mehr das lautlose Zimmer.  
Im Fenster stand der Jugend Turm.  
Doch ich weiß mich immer  
Versengt von deiner Küsse Sturm,  
Verworfen von deiner Wangen  
Ewiger Linie. Wer hat gemacht,  
Daß wir uns verloren. Aber ich bin gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

In unsern Straßen verbrannten  
Fahnen imaginär.  
Wie wir uns zum Meere fanden!  
Wehte Musik? Ich weiß nicht mehr...  
Die Worte, die uns mißlangen,  
Haben uns reich gemacht.  
Und wir sind beide gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

In gespenstischen Sälen  
Weit im einsamsten Wind  
Mußten wir uns lieben und quälen.  
Und nun weint dein Kind  
Allein – Immer werde ich bangen  
Um dich. Als ich dann erwacht  
Damals – warst du schon gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Fremde Stadt, fremde Worte, fremde  
Voll von Gefahr, o Leidenschaft.  
Fremde Himmel, weit überschwemmte,  
Von der Drohung der Sterne gerafft,  
Über unsern toten Lidern gefangen  
Vernichtet. In eurer Macht...  
Aber dann bin ich gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Schloß im mondenen Haine!  
Die mich nicht anhielt,  
Friert an einem Steine...  
Wie wir uns erfüllt!  
Keiner von uns hat empfangen,  
Keiner hat gewacht...  
Und du bist gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Wind in der Asche Spuren...  
Wie unser Jubel stäubt!  
Halten alle Uhren?  
Wer hat uns betäubt?  
Du, von mir umfassen,  
Blonde Freude entfacht...  
Doch du bist gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Gewässernacht unvergessen,  
Dein Lied erinnert mich.  
Unser Kuß ungemessen,  
Unmeßbar weitet sich:  
Saat der Küsse, Verlangen,  
Für immer uns gebracht.  
Weh! daß ich so schnell gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

Alle ihr, nun in meinen  
Tiefsten Traum gesenkt.  
In den Großen Städten euer Weinen  
Hat meinen Schlaf bedrängt.  
Ewig unser Bangen,  
Ewig unsere Acht,  
Auch dann noch, wenn wir alle gegangen  
Wie der Rauch der Mitternacht.

## Peter Huchel

\* 3. April 1903 Lichtenfelde bei Berlin † 30. April 1981 Staufen

Hörspielautor und Lyriker, dessen Gedichte durch die strenge Landschaft der Mark Brandenburg (Kindheit und Jugend auf dem großväterlichen Hof) sowie durch die philosophische Reflexion der menschlichen Vergänglichkeit geprägt sind; 1923–1924 kurzfristig Studium der Philosophie und Literatur, dann wandernder Landarbeiter; seit 1930 zahlreiche Hörspiele; 1945 sowjetische Kriegsgefangenschaft; 1945–1948 Aufbau der Hörspielabteilung im Ostberliner Rundfunk; seit 1948 Chefredakteur der Kulturzeitschrift „Sinn und Form“; 1962 erzwungener ~~Rücktritt~~ aufgrund von Meinungsdivergenzen mit dem SED-Regime (seit 1953 überwacht durch die Stasi); erst 1971 Erlaubnis zur Ausreise aus der DDR. Hauptwerke: *Gedichte* (1948); *Chausseen Chausseen* (1963); *Die Sternenreue* (1967); *Gezählte Tage* (1972); *Die neunte Stunde* (1979).

## OKTOBERLICHT

Oktober, und die letzte Honigbirne  
hat nun zum Fallen ihr Gewicht,  
die Mücke im Altweiberzwirne  
schmeckt noch wie Blut das letzte Licht,  
das langsam saugt das Grün des Ahorns aus,  
als ob der Baum von Spinnen stürbe,  
mit Blättern, zackig wie die Fledermaus,  
gesiedet von der Sonne mürbe.

Durchsüßt ist jedes Sterben von der Luft,  
vom roten Rauch der Gladiolen,  
bis in den Schlaf der Schwalben wird der Duft  
die Traurigkeit des Lichts einholen,  
bis in den Schlaf der satten Ackermäuse  
poltert die letzte Walnuß ein,  
die braun aus schwarzgrünem Gehäuse  
ans Licht sprang als ein süßer Stein.

Oktober, und den Bastkorb voll und pfündig  
die Magd in Spind und Kammer trägt,  
der Garten, nur von ihrem Pflücken windig,  
hat sich ins müde Laub gelegt,  
und was noch zuckt im weißen Spinnenzwirne,  
es flöge gern zurück ins Licht,  
das sich vom Ast die letzte Birne,  
den süßen Gröps des Herbstes bricht.

## DIE STERNENREUSE

Daß du noch schwebst, uralter Mond?  
 Als jung noch deine Scheibe schwebte,  
 hab ich an einem Fluß gewohnt,  
 wo nur das Wasser mit mir lebte.  
 Das Wasser scholl, es war Gesang,  
 ich schöpfte und die Seele lauschte,  
 wie es um Steine tönend sprang  
 und schäumend schoß und nieder rauschte.

Zwei Felsen, wie bestäubt von Ruß  
 und steil und schmal wie eine Schleuse,  
 umstanden damals noch den Fluß.  
 Im Wasser hing die Sternenreuse.  
 Ich hob die Reuse aus dem Spalt,  
 es flimmerten kristallne Räume,  
 es schwamm der Algen grüner Wald,  
 ich fischte Gold und flößte Träume.

O Schlucht der Welt, des Wassers Schwall  
 kam wie Gesang: war es mein Leben?  
 Damals sah ich im dunkeln All  
 ganz nah die Sternenreuse schweben.

### Gertrud Kolmar

\* 10. Dezember 1894 Berlin † vermutlich Anfang März 1943 Auschwitz

Eigentlich Chodziesner, Autorin schwermütig-dunkler, ästhetisch vielfältiger Gedichte unter dem Einfluss der Romantik und des Symbolismus; Kindheit im Umkreis des jüdischen Großbürgertums; Studium am Lehrerinnen-Seminar in Berlin (Diplom für Englisch und Französisch); 1923–1927 Erzieherin in Privathaushalten; ab 1928 Rückkehr ins Elternhaus, in dem sie (nach dem Tode der Mutter) mit dem Vater bis zu dessen Einweisung ins Konzentrationslager Theresienstadt lebte; zur Zwangsarbeit verpflichtet, 1943 (vermutlich nach Auschwitz) verschleppt und seitdem verschollen. Hauptwerke: *Gedichte* (1917); *Preußische Wappen* (1934); *Die Frau und die Tiere* (1938); *Das Wort der Stummen. Nachgelassene Gedichte* (1978).

## MEERWUNDER

Als ich das Kind mit grünen Augensternen,  
 Dein zartes, wunderbares Kind empfing,  
 Erbrausten salzge Wasser in Zisternen,  
 Elmsfeuer funkelten aus Hoflaternen,  
 Und Nacht trug den Korallenring.

Und deiner Brust entwehte Algenmähne  
 So grün, so grün mit stummer Melodie.  
 Sehr sachte Fluten plätscherten um Kähne,  
 Im schwarzen Traumschiff sangen große Schwäne,  
 Und nur wir beide hörten sie.

Du warst den Meeren mitternachts entstiegen  
 Mit eisig blankem, triefend kühlem Leib.  
 Und Wellenwiegen sprach zu Wellenwiegen  
 Von unserm sanften Beieinanderliegen,  
 Von deinen Armen um ein Weib.

Seejungfern hoben ungeschaute Tänze,  
 Und wilde Harfen tönnten dunkel her,  
 Und Mond vergoß sein silbernes Geglänze  
 Um den Perlmutterglast der Schuppenschwänze;  
 Mein Linnen duftete vom Meer.

Und wieder wachten Hirten bei den Schafen  
 Wie einst... und glomm ein nebenannter Stern.  
 Und Schiffe, die an fremder Küste schlafen,  
 Erbebten leis und träumten von dem Hafen  
 Der Heimat, die nun klein und fern.

Tierblumen waren fächelnd aufgebrochen,  
 In meinen Schoß verstreut von deiner Hand;  
 Um meine Füße zuckte Adlerrochen,  
 Und Kinkhorn und Olivenschnecke krochen  
 Auf meiner Hüfte weißen Sand.

Und deine blaß-beryllnen Augen scheuchten  
 Gekrönte Nattern heim in Felsenschacht,  
 Doch Lachse sprangen schimmernder im Feuchten;  
 An Wogenkämmen sprühte blaues Leuchten  
 Wie aus dem Rabenhaar der Nacht.

O du!... Nur du!... Ich spülte deine Glieder  
 Und warb und klang und schäumte über dir.  
 Und alle Winde küßten meine Lider,  
 Und alle Wälder stürzten in mich nieder,  
 Und alle Ströme mündeten in mir.

## Gottfried Benn

Vgl. S. 236

### EIN WORT

Ein Wort, ein Satz –: aus Chiffren steigen  
erkanntes Leben, jäher Sinn,  
die Sonne steht, die Sphären schweigen  
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,  
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –  
und wieder Dunkel, ungeheuer,  
im leeren Raum um Welt und Ich.

### STATISCHE GEDICHTE

Entwicklungsfremdheit  
ist die Tiefe des Weisen,  
Kinder und Kindeskinde  
beunruhigen ihn nicht,  
dringen nicht in ihn ein.

Richtungen vertreten,  
Handeln,  
Zu- und Abreisen  
ist das Zeichen einer Welt,  
die nicht klar sieht.  
Vor meinem Fenster  
– sagt der Weise –  
liegt ein Tal,  
darin sammeln sich die Schatten,  
zwei Pappeln säumen einen Weg,  
du weißt – wohin.

Perspektivismus  
ist ein anderes Wort für seine Statik:  
Linien anlegen,  
sie weiterführen  
nach Rankengesetz –  
*Ranken sprühen* –,  
auch Schwärme, Krähen,  
auswerfen in Winterrot von Frühlhimmeln,  
  
dann sinken lassen –  
du weißt – für wen.

## NUR ZWEI DINGE

Durch so viel Formen geschritten,  
durch Ich und Wir und Du,  
doch alles blieb erlitten  
durch die ewige Frage: wozu?

Das ist eine Kinderfrage.  
Dir wurde erst spät bewußt,  
es gibt nur eines: ertrage  
– ob Sinn, ob Sucht, ob Sage –  
dein fernbestimmtes: Du mußt.

Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,  
was alles erblühte, verblich,  
es gibt nur zwei Dinge: die Leere  
und das gezeichnete Ich.

## AUTORENREGISTER

Adorno Theodor W. 272  
Andres Stefan Paul 112  
Benjamin Walter 251  
Benn Gottfried 236, 296  
Bergengruen Werner 101  
Böll Heinrich 188  
Borchert Wolfgang 182  
Brecht Bertolt 93  
Döblin Alfred 87, 241  
Feuchtwanger Lion 150  
Hermlin Stephan 289  
Hesse Hermann 72  
Huchel Peter 293  
Jaspers Karl 268  
Jünger Ernst 145  
Kaiser Georg 33  
Kasack Hermann 165  
Kolmar Gertrud 294  
Lehmann Wilhelm 284  
Loerke Oskar 283  
Mann Heinrich 23  
Mann Klaus 118, 259  
Mann Thomas 39, 211  
Remarque Erich M. 78  
Richter Hans Werner 265  
Sachs Nelly 287  
Salomon Ernst von 203  
Schneider Reinhold 134  
Seghers Anna 155  
Tucholsky Kurt 229



## TITELREGISTER

Auf den Marmorklippen	145
Ballade vom Land der ungesprochenen Worte	289
Balladen von den Geliebten in den großen Städten	291
Berlin Alexandenplatz	81
Betrachtungen eines Unpolitischen	211
Chor der Geretteten	288
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit	251
Das siebte Kreuz	155
Der Fragebogen	203
Der Großtyrann und das Gericht	101
Der historische Roman und wir	241
Der neue Staat und die Intellektuellen	236
Der Silberdistelwald	283
Der Steppenwolf	72
Der Untertan	23
Der Vulkan	129
Der Zauberberg	39
Der Zug was pünktlich	188
Deutsche Hörer! (BBC-Radioansprache vom 10.5.1945)	227
Die Abenteurerin	288
Die Dreigroschenoper	93
Die Schuldfrage	268
Die Signatur	285
Die Stadt hinter dem Strom	165
Die Sternenreue	294
Doktor Faustus	62
Draußen vor der Tür	182
Ein Wort	296
El Greco malt den Großinquisitor	112
Exil	150
Fahrt über den Plöner See	286
Gas II	33
Gottfried Benn, die Geschichte einer Verirrung	259
Im Westen nichts Neues	78
Kulturkritik und Gesellschaft	272
Las Casas vor Karl V.	135
Lerne lachen ohne zu weinen	229
Lied des alternden Weingott	284
Mario und der Zauberer	55
Meerwunder	294
Mephisto	118
Nur zwei Dinge	297
Oktoberlicht	293

Statische Gedichte	296
Transit	161
Traumleib der Wärme	285
<Vielleicht aber>	287
Von deutscher Republik	219
Warum schweigt die junge Generation?	265
Wo warst du, Adam?	192

## QUELLEN

- Heinrich Mann, *Der Untertan*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 7, Berlin-Weimar 1965.
- Georg Kaiser, *Gas II*, in: *Werke*, Bd. 2, Frankfurt a. Main-Berlin-Wien 1971.
- Thomas Mann, *Der Zauberberg*, Frankfurt a. Main 1952.
- Thomas Mann, *Mario und der Zauberer*, in: *Der Tod in Venedig. Erzählungen*, Berlin 1989.
- Thomas Mann, *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*, Frankfurt a. Main 1990.
- Hermann Hesse, *Der Steppenwolf*, Frankfurt a. Main 1974.
- Erich M. Remarque, *Im Westen nichts Neues*, Köln 2004.
- Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf*, München 1980.
- Bertolt Brecht, *Die Dreigroschenoper*, in: *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Stücke I, Bd. 1, Frankfurt a. Main 1997.
- Werner Bergengruen, *Der Großtyrann und das Gericht*, München 2002.
- Stefan Paul Andres, *El Greco malt den Großinquisitor*, in: *El Greco malt den Großinquisitor und andere Erzählungen*, München-Zürich 1992.
- Klaus Mann, *Mephisto. Roman einer Karriere*, Reinbek bei Hamburg 1981.
- Klaus Mann, *Der Vulkan. Roman unter Emigranten*, Reinbek bei Hamburg 1981.
- Reinhold Schneider, *Las Casas vor Karl V Szenen aus der Konquistadorenzeit*, Frankfurt a. Main 1990.
- Ernst Jünger, *Auf den Marmorklippen*, Frankfurt a. Main-Berlin-Wien 2006.
- Lion Feuchtwanger, *Exil*, Frankfurt a. Main 1986.
- Anna Seghers, *Das siebte Kreuz. Ein Roman aus Hitlerdeutschland*, Berlin 1946.
- Anna Seghers, *Transit*, Berlin 2001.
- Hermann Kasack, *Die Stadt hinter dem Strom*, Frankfurt a. Main 1996.
- Wolfgang Borchert, *Draußen vor der Tür*, in: *Draußen vor der Tür und ausgewählte Erzählungen*, Hamburg 2004.
- Heinrich Böll, *Der Zug war pünktlich*, München 2004.
- Heinrich Böll, *Wo warst du, Adam?*, München 1982.
- Ernst von Salomon, *Der Fragebogen*, Reinbek bei Hamburg 1961.
- Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, in: *Aufsätze, Reden, Essays*. Bd. 2: 1914-1918, Berlin 1983.
- Thomas Mann, *Von deutscher Republik*, in: *Aufsätze. Reden. Essays*, Bd. 3: 1919-1925, Berlin 1986.
- Thomas Mann, *Deutsche Hörer!* (BBC-Radioansprache vom 10. Mai 1945), in: *Reden und Aufsätze* (=Stockholmer Gesamtausgabe der Werke Thomas Manns), Bd. 1, Frankfurt a. Main 1965.
- Kurt Tucholsky, *Lerne lachen ohne zu weinen*, in: *Panzer, Tiger & co.: eine Auswahl aus seinen Schriften und Gedichten*, Reinbek bei Hamburg 1973.
- Gottfried Benn, *Der neue Staat und die Intellektuellen*, in: *ders., Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe Bd. IV: Prosa 2 (1933-1945), in Verb. mit Else Benn, hg. von Gerhard Schuster, Stuttgart 1989.
- Alfred Döblin, *Der historische Roman und wir*, Stuttgart 1977.
- Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*, Frankfurt a. Main 1977.

- Klaus Mann, *Gottfried Benn, die Geschichte einer Verirrung*, in: *Prüfungen. Schriften zur Literatur*, München 1968.
- Hans Werner Richter, *Warum schweigt die junge Generation?*, in: *Der Ruf, eine deutsche Nachkriegszeitsschrift*, hg. von Hans Schwab-Felisch, München 1962.
- Karl Jaspers, *Die Schuldfrage. Zur politischen Haftung Deutschlands*, München-Zürich 1987.
- Theodor W. Adorno, *Kulturkritik und Gesellschaft*, in: *Gesammelte Werke*, Frankfurt a. Main 1977.
- Oskar Loerke, *Der Silberdistelwald*, in: *Die Gedichte*, Frankfurt a. Main 1983.
- Wilhelm Lehmann, *Lied des alternden Weingott; Traumleib der Wärme; Die Signatur; Fahrt über den Plöner See*, in: *Gesammelte Werke in acht Bänden*, Bd. 1: *Sämtliche Gedichte*, Stuttgart 1982.
- Nelly Sachs, *Vielleicht aber; Die Abenteurerin; Chor der Geretteten*, in: *Fahrt ins Staublose. Gedichte*, Frankfurt a. Main 1988.
- Stephan Hermlin, *Ballade vom Land der ungesprochenen Worte; Balladen von den Geliebten in den großen Städten*, in: *Gedichte*, Berlin 1981.
- Peter Huchel, *Oktoberlicht; Die Sternenreue*, in: *Gesammelte Werke in zwei Bänden*, Bd. 1, Frankfurt a. Main 1984.
- Gertrud Kolmar, *Meerwunder*, in: *Das lyrische Werk*, München 1960 (2. Auflage).
- Gottfried Benn, *Ein Wort; Statische Gedichte; Nur zwei Dinge*, in: *Gedichte*, Stuttgart 2000.

## URHEBERRECHTE

- Theodor W. Adorno, *Kulturkritik und Gesellschaft*, aus: ders., *Gesammelte Werke*, S. 11-13, 15-16, 18-21, 22-24, 25-30. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977.
- Stefan Paul Andres, *El Greco malt den Großinquisitor und andere Erzählungen*, München und Zürich: R. Piper & Co. 1992 (mit Genehmigung von Christopher Andres).
- Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*, S. 10-18, 39-44. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977.
- Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe. Band IV: Prosa 2. (1933-1945). In Verb. m. Ilse Benn hg. v. Gerhard Schuster. Klett-Cotta, Stuttgart 1989.
- Gottfried Benn, *Statische Gedichte*. Hg. von Paul Raabe © 1948, 2006 by Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg.
- Werner Bergengruen, *Der Großtyrann und das Gericht*, © 1949, 1971. Verlags-AG Die Arche, Zürich.
- Heinrich Böll, *Der Zug war pünktlich*, in: *Werke*, Kölner Ausgabe, Vol. 4, 1949-1950. Ed. Hans Joachim Bernhard. © 2003 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Heinrich Böll, *Wo warst du, Adam?*. First published in 1951 © 1954, 1989, 2004 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Wolfgang Borchert, *Draußen vor der Tür*, in: Wolfgang Borchert, *Das Gesamtwerk*. Hg. von Michael Töteberg unter Mitarbeit von Irmgard Schindler. Copyright © 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg.
- Bertolt Brecht, *Die Dreigroschenoper* (1929), aus: ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Stücke I, Bd. 1, S. 193-194, 217-225. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997.
- Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main, 1930.
- Alfred Döblin, *Der historische Roman und wir* © All rights reserved by S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Lion Feuchtwanger, *Exil*, © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1999 (internal number of title AVG: 102208).
- Stefan Hermlin, *Ballade vom Land der ungesprochenen Worte, Balladen von den Geliebten in den großen Städten*, in: *Zwölf Balladen von den großen Städten* (1945), aus: *Gedichte*, mit freundlicher Genehmigung von Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1981.
- Hermann Hesse, *Der Steppenwolf* (1927), aus: ders., *Sämtliche Werke*, Band 4, S. 46-63. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002.
- Peter Huchel, „Oktoberlicht“, „Die Sternenreue“, aus: ders., *Gesammelte Werke in zwei Bänden*, Bd. 1. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984.
- Karl Jaspers, *Die Schuldfrage*. © 1979 Piper Verlag GmbH, München.
- Ernst Jünger, *Sämtliche Werke*, Band 15. Erzählungen. Klett-Cotta, Stuttgart 1978.
- Georg Kaiser, *Werke*, hg. von Walther Huder © 1971 Propyläen Verlag in der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
- Hermann Kasack, *Die Stadt hinter dem Strom* (1947), S. 269-301. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996.
- Gertrud Kolmar, „*Meerwunder*“, aus: ders., *Gedichte*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983.
- Wilhelm Lehmann, *Gesammelte Werke in acht Bänden*, hg. von Agathe Weigel-Lehmann u.a. Band 1: *Sämtliche Gedichte*. Hg. von Hans Dieter Schäfer. Klett-Cotta, Stuttgart 1982.

- Oskar Loerke, „Der Silberdistelwald (1934)“, aus: ders., *Die Gedichte*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983.
- Heinrich Mann, *Der Untertan*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1995.
- Klaus Mann, *Der Vulkan. Roman unter Emigranten*, Copyright © 1981, 1999 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
- Klaus Mann, *Mephisto. Roman einer Karriere* Copyright © 1981 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
- Klaus Mann, *Gottfried Benn, die Geschichte einer Verirrung*, in: Klaus Mann, *Das Wunder von Madrid. Aufsätze, Reden, Kritiken 1936-1938*. Herausgegeben von Uwe Naumann und Michael Töteberg. Copyright © 1993 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
- Thomas Mann, *Der Zauberberg*. © S. Fischer Verlag, Berlin 1924.
- Thomas Mann, *Mario und der Zauberer*, in: Thomas Mann, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Band VIII. *Erzählungen. Fiorenza. Dichtungen*. © 1960, 1974 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Thomas Mann, *Von deutscher Republik*, in: Thomas Mann, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Band VI. *Reden und Aufsätze*. © 1960, 1974 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, in: Thomas Mann, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Band VII. *Reden und Aufsätze*. © 1960, 1974 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Thomas Mann, *Doktor Faustus*. © Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1947. All rights reserved by S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Thomas Mann, aus: *Deutsche Hörer! 10. Mai 1945*, in: Thomas Mann, *Politische Schriften und Reden*, Band 3. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1968.
- Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*. © 1959, 1992, 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Hans Werner Richter, *Warum schweigt die junge Generation?* (1946), aus: *Der Ruf, eine deutsche Nachkriegszeitsschrift*, hrsg. von Hans Schwab-Felisch, Deutscher Taschenbuch Verlag München 1962 (mit Genehmigung von Hans Werner Richter-Stiftung).
- Nelly Sachs, „Vielleicht aber“, „Die Abenteurerin“, „Chor der Geretteten“, aus: ders., *Fahrt ins Staublose. Gedichte*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1961.
- Ernst von Salomon, *Der Fragebogen*. Copyright © 1951 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg
- Reinhold Schneider, *Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Koquistadorenzeit* (1938), S. 94-109, 133-137. © Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1997.
- Anna Seghers, *Das siebte Kreuz. Roman*. © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1946 (internal number of title AVG: 102088).
- Anna Seghers, *Transit. Roman*. © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1951 (internal number of title AVG: 102089).